DIE BALTISCHE LANDESWEHR

DIE BALTISCHE LANDESWEHR



Major Alfred Fletcher
Oberbefehlshaber der Baltischen Landeswehr

Die Baltische Landeswehr

im Befreiungskampf gegen den Bolschewismus

Ein Gedenkbuch

Herausgegeben
vom Baltischen Landeswehrverein

Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga
1929

R. Ruetz u. Ko., A.-G., Riga, Domplatz 5.

Zum Geleit

Das Schicksal hat uns Balten in den Kampf gestellt. Kampf ist unsere ganze Geschichte: Kampf um die Baltischen Lande, die wir christlichem Glauben und deutscher Kultur öffneten, und in der Folge nicht abreißender, durch die Jahrhunderte währender Kampf um die Wahrung dieser höchsten Güter. In harten Kämpfen sind wir Balten, deren Vorfahren in buntem Gemisch aus allen Landen deutscher Zunge in unsere Heimat einwanderten, erst zu dem geworden, was wir heute sind, zu einem gesonderten Volksstamm mit eigener Sitte und eigenen Aufgaben. Wächter und Vermittler deutscher Kultur im Osten zu sein ist der tiefe Sinn unserer Existenz. — Zeiten der Kämpfe und deren Not sind Zeiten sittlichen und nationalen Aufstieges unseres Volkstumes gewesen. Als im Weltkrieg das Schicksal Deutschlands sich entschied, mußten wir, durch unseren Eid gebunden, beiseite stehen, ja, sogar die Hand zum Kampfe gegen die eigenen Brüder herzugeben waren wir gezwungen. Wer diese Zeiten als bewußter Balte mit durchlebt hat, der weiß, welche ungeheure Last an Seelenqual auf uns gehäuft war. Als dann die Zeit kam, da wir frei wurden von den Ketten, die uns an ein Fremdvolk fesselten, unsere Heimat aber wehrlos den Horden aus Osten preisgegeben war und die rote Sturmflut die alte Welt zu überschwemmen drohte, da rang sich ein Schrei der Erlösung aus unserer Seele, da konnte die Brust sich wieder weiten in Kampfesfreude. Kämpfen durften wir wieder, kämpfen für ein eigenes selbsterkanntes Ziel. — Viel baltisches Blut ist im Lauf der Jahrhunderte geopfert worden, um unsere heiligsten Kulturgüter und unsere Heimat vor östlicher Unkultur zu schützen. Wie etwas Selbstverständliches vollzog sich auch jetzt der Zusammenschluß zum Abwehrkampf. Das Blut der Väter sprach in uns seine starke Sprache. Alt und Jung griff zu den Waffen. Sozialer Kampf und ständischer Hader mußten verstummen. Ein geeintes Volk stand in Waffen, seiner Aufgabe bewußt, sein Schicksal und das der Heimat in zielsicherer Hand. Und der Sieg kam. Nicht, daß wir uns die Befreiung der Heimat allein zuschreiben wollen,

nein, ohne die Beihilfe nicht-deutschbaltischer und vor allem reichsdeutscher Truppen und deren Führer wäre das Werk nicht gelungen, aber der leitende Geist, der den Sieg an unsere Fahnen heftete, war der aus alten baltischen Kampfeszeiten her ererbte.

Zehn Jahre sind es her, daß Riga der Bolschewistenherrschaft entrissen wurde und dadurch der entscheidende Schlag gegen die Fremdherrschaft im Lande geführt war. Wenn wir heute auf diese Zeit zurückblicken, dann durchdringt uns das Gefühl tiefempfundenen Dankes. Zu danken haben wir göttlicher Fügung für die Abwendung der Vernichtungsgefahr, die unserem Volkstum und unserer Heimat drohte. Ihr danken wir den Zwang, der uns auf den Weg der Selbstbesinnung führte und unser Volkstum zusammenschloß. Danken müssen wir für die Gnade, die uns gewährt wurde, wieder im Kampfe stehen zu dürfen für ein selbsterkanntes und selbstgestecktes Ziel. In ehrfurchtsvollem Gedenken haben wir denen zu danken, die ihr Leben hingaben, im Kampfe für die Heimat, und danken müssen wir allen denen, die in treuer Waffenbrüderschaft mit uns Seite an Seite gestanden.

So sei denn dieses Buch der Baltischen Landeswehr dem dankbaren Erinnern gewidmet an eine Zeit, der es beschieden war den Beweis zu erbringen, daß auch fremde Zwingherrschaft — trotz Macht und Gewalt — in Jahrzehnte währendem Ringen es nicht vermocht hat, baltischen Geist zu brechen.

Wilhelm von Fircks

Riga, zum 22. Mai 1929

Die Baltische Landeswehr im Kampf gegen den Bolschewismus

Auf Grund des Friedensvertrages von Brest-Litowsk war das Baltenland, d. h. die ehemaligen deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, Liv-, Est- und Kurland, aus dem Bestande des russischen Reiches ausgeschieden. Der Friedensvertrag bestimmte u. a., daß in den Provinzen Selbstverwaltungsorgane zusammentreten sollten. Die deutschen Okkupationsbehörden hatten in Ausführung dieser Bestimmungen die Bildung von Landesräten zugelassen, die im Frühjahr 1918 in Liv-, Est- und Kurland nacheinander den Beschluß faßten, die staatliche Existenz des Landes mit der des Deutschen Reiches zu verknüpfen, wobei die Form des Anschlusses noch geklärt werden sollte. Aus den Landesräten wurde im Herbst 1918 ein einheitlicher Regentschaftsrat gebildet, der als neue Regierung aus der Hand der deutschen Okkupationsbehörden die Verwaltung des Landes übernehmen sollte; in ihm waren alle drei im Baltenlande lebenden Nationalitäten, die Deutschen, die Letten und die Esten durch je drei Glieder vertreten. Der Baltische Regentschaftsrat konstituierte sich Anfang November und beschloß, zum Schutze des Landes die Bildung einer Truppe vorzunehmen, die den Namen „Baltische Landeswehr" erhalten sollte. Zur Ausführung der vorbereitenden Arbeiten trat eine „Landeswehrkommission" zusammen.

Ueber die Bildung einer baltischen Truppe waren bereits seit dem Sommer 1918 Verhandlungen im Gange, doch führten sie erst auf Grund des Beschlusses des Baltischen Regentschaftsrates zur formellen Genehmigung durch das A. O. K. VIII. Da die Vorbereitungen zur Schaffung der Truppe bereits sehr weit gediehen waren, konnte mit der Mobilmachung der Truppen sogleich begonnen werden. Am 12. November erfolgte die Kasernierung der „1. Rigaschen Kompagnie"; in den nächsten Wochen wurden weitere Truppenteile gebildet, so am 17. November die Stoßtruppe der Baltischen Landeswehr, bald darauf noch eine zweite und dritte Rigasche Kompagnie, eine deutsch-baltische Batterie, eine Offiziers-Maschinengewehr-Abteilung und in Mitau am 29. November eine deutsch-baltische Kompagnie, die nach ihrem Führer

Kompagnie Rahden genannt wurde. Alle diese Truppenteile bestanden größtenteils aus Deutschbalten. An der Spitze stand ein vom A. O. K. VIII. gebildeter Oberstab. Befehlshaber war der reichsdeutsche Major Scheibert, Stabschef Hauptmann Dietrich.

Inzwischen brachten die politischen Verhältnisse fast täglich grundlegende Veränderungen. Der Ausbruch der deutschen Revolution am 9. November hatte eine Lockerung der Disziplin innerhalb der deutschen Truppen zur Folge, und die Führung der Truppen ging zum Teil in die Hände der Soldatenräte über. Die deutschen Landstürmer, die im Baltenlande standen, waren von dem Wunsch beseelt, möglichst bald in die Heimat zurückzukehren, und verließen scharenweise ihre Truppenteile. Die Front begann zu zerbröckeln. Vor der Tür stand der Bolschewismus, und im Lande brach eine Panikstimmung aus. Bolschewistische Agenten überschwemmten die Städte und Landgemeinden und versuchten die Bevölkerung aufzuwiegeln. Die Soldatenräte schlossen vielfach mit den Bolschewiken Verträge über die Uebergabe dieser oder jener Stadt und rückten ab. Wo die Truppen auf ihren Posten verblieben, versuchten die Bolschewiken durch Verbrüderung, durch Verhandlungen, durch Bestechungen und, wenn es nicht anders ging, durch Gewaltmaßnahmen vorwärtszukommen.

Die Deutschbalten, unterstützt von einem Teil der rechtsstehenden Letten, suchten mit allen Mitteln unter dem Schutz der Okkupationsbehörden die neugegründete Baltische Landeswehr auszubauen und so für den Schutz des Landes vor dem Bolschewismus zu sorgen. Die lettischen politischen Parteien riefen am 18. November die Republik Lettland aus. Es bildete sich eine lettische Regierung, an deren Spitze als Ministerpräsident Ulmanis trat. Die deutschen Okkupationsbehörden duldeten diesen Schritt und der neuernannte Bevollmächtigte des Deutschen Reiches, August Winnig, erkannte im Namen seiner Regierung am 27. November Lettland de facto an.

Nicht ohne Bedeutung für den Ausbau der Baltischen Landeswehr war der Vertrag, den der deutsche Reichskommissar Winnig am 7. Dezember 1918 mit der lettischen Regierung abschloß und der Aufbau, Gliederung und Ausrüstung der Truppen betraf. Für die Anwerbung reichsdeutscher Freiwilliger sehr bedeutsam wurde ein zweiter Vertrag, den Winnig und die lettländische Regierung am 29. Dezember unterzeichneten und der „allen fremdstaatlichen Heeresangehörigen, die mindestens 4 Wochen im Ver-

bande von Freiwilligenformationen beim Kampfe für die Befreiung des Gebietes des lettländischen Staates von den Bolschewiki tätig gewesen sind, auf ihren Antrag das volle Staatsbürgerrecht des lettischen Staates" zusicherte.

Auch die Letten begannen freiwillige Truppenteile zu bilden, drei lettische Kompagnien, die sich auf den Boden der Republik Lettland stellten, militärisch jedoch dem Oberstab der Baltischen Landeswehr unterstellt wurden. Endlich entstand noch eine russische Kompagnie.

Die Nachrichten von der Front über das Vordringen der Bolschewiken, über Ueberfälle auf die mit den Bolschewiken vielfach paktierenden deutschen Truppenteile und der Verlust wertvoller Heeresbestände führten schließlich zum Versuch, zwecks Sicherstellung des Abtransports der deutschen Truppen alle noch zuverlässigen deutschen Soldaten zu sammeln und eine besondere reichsdeutsche Kampfformation aufzustellen. Das A. O. K. VIII. genehmigte am 30. November die Bildung dieser „Eisernen Brigade", die den Abtransport des deutschen Heeres schützen sollte. Auch einzelne reichsdeutsche Truppenteile meldeten sich freiwillig für diese Formation. Die hohe Löhnung hatte eine gewisse Anziehungskraft, und so sammelten sich in der „Eisernen Brigade" leider nicht nur die besten Elemente, so daß diese Truppe zum Teil recht unzuverlässig war und an der Front mehrfach versagte.

Die Baltische Landeswehr verschaffte sich unter großen Schwierigkeiten einen Teil ihrer Ausrüstung aus den deutschen Heeresbeständen. Viele Freiwillige waren noch längere Zeit auf ihre Zivilkleidung angewiesen. Die völlig ungeschulten Leute wurden in fieberhafter Eile ausgebildet. Als Führer und Unterführer fungierten bei den drei Rigaschen Kompagnien und den dazu gehörigen Spezialtruppen Deutschbalten, die früher russische Offiziere gewesen waren, bei der Stoßtruppe und der Kompagnie Rahden — Reichsdeutsche und Deutschbalten, die dem deutschen Heere angehört hatten.

Am 25. November wurde Pleskau von den Bolschewiken überfallen und genommen. Auch im Norden und Süden drangen die Bolschewiken Schritt für Schritt vor, und die deutschen Truppenteile wichen kampflos zurück. Die Bolschewiken unterstützten ihr Vordringen mit einer verstärkten Agitation innerhalb des Landes. Die bolschewistische Heeresleitung hatte an die

baltische Front hauptsächlich ihre besten Truppen geworfen, darunter die bereits während des Weltkrieges innerhalb der russischen Armee formierten lettischen Schützenregimenter. Dieser Umstand machte auf die Bevölkerung einen starken Eindruck, um so mehr, als die bolschewistische Propaganda die Ausrufung einer estnischen und lettischen Räterepublik in Aussicht stellte und damit auch den nationalen Wünschen dieser Völker entgegenkam. Die örtlichen Kommunisten bereiteten sich zum Empfang der roten Truppen vor und versuchten an mehreren Orten sich zu organisieren und die Macht an sich zu reißen. Selbst in Riga waren Ueberfälle auf einzelne Soldaten, auf schlecht bewachte Waffen- und Munitionslager an der Tagesordnung. Je näher die bolschewistischen Truppen kamen, desto deutlicher merkte man auch die innere Gefahr.

Abwehrkämpfe vor Riga

Fast täglich liefen alarmierende Meldungen über das Vordringen der Bolschewiken ein. Am 7. Dezember besetzten die Bolschewiken Werro, am 11. Dezember Dünaburg und Stockmannshof.

Mitte Dezember erbeuteten die Bolschewiken bei Kokenhusen einen deutschen Eisenbahnzug. Sie bemannten den Zug mit einigen Kompagnien und stießen am 18. Dezember mit ihm bis Oger vor. Auf diese Nachricht hin wurde aus den kleinen Beständen der kaum ausgebildeten Landeswehr ein Detachement zusammengestellt, das aus zwei Zügen der Stoßtruppe, dem Offiziers-Maschinengewehr-Zug und einem Zug der „Eisernen Brigade" unter Führung von Rittmeister Bohm auf einen Zug verladen wurde und kampflos bis Oger vorstieß, das die Bolschewiken wieder geräumt hatten. In der Nacht zum 20. Dezember kehrten die Bolschewiken jedoch wieder zurück und fuhren nichtsahnend mit ihrem Zuge in Oger ein. Obgleich beiderseitig die Ueberraschung groß war, gelang es, die Bolschewiken mit Verlusten zurückzuschlagen. Am nächsten Morgen fuhr das Detachement der Landeswehr mit dem Zuge weiter vor und stieß nach über 50 Kilometer bei Kokenhusen auf feindliche Kräfte. Hier lag der von den Bolschewiken erbeutete deutsche Eisenbahnzug, der nicht weiter konnte, da die Brücke über die Perse gesprengt war. Die Bolschewiken wurden unter wirksames Feuer genommen, und die Landeswehr versuchte unter dem Schutz

des Feuers den bolschewistischen Zug an ihren Zug anzukoppeln. Das Abschleppen war jedoch nicht möglich, da die Bremsen angezogen waren. Der Eisenbahnzug mit der Landeswehr zog sich hierauf zurück und hinterließ in Römershof eine Besatzung von etwa 50 Mann, die als Feldwache die Bolschewiken weiter beobachten sollte. Eine Patrouille dieser Feldwache überquerte auf einem Boot die Düna und vertrieb am 22. Dezember die bolschewistische Besatzung von Friedrichstadt.

Währenddessen waren von Nordosten her die lettischen roten Schützenregimenter über Walk und Wolmar bis Wenden vorgedrungen und bedrohten auch von dieser Seite Riga. Die Landeswehrabteilungen wurden daher von der Römershöfschen Front am 23. Dezember zurückgezogen, und ein Panzerzug erhielt die Aufgabe, mit der 1. und 2. Rigaschen Kompagnie sowie einem Zug des Stoßtrupps den bis Wenden vorgerückten bolschewistischen Truppen entgegenzutreten. In der Nacht zum 25. Dezember wurden die Truppen verladen und stießen bis Ligat vor, wo sie überraschend örtliche Bolschewiken, die die Macht an sich gerissen hatten, überrumpelten.

Am nächsten Morgen rückte die Abteilung des Stoßtrupps bis Ramotzki vor, während der Panzerzug auf der Bahnstrecke folgte. Dort entspann sich zwischen dem Stoßtruppzug und dem 2. lettischen roten Schützenregiment ein längeres Gefecht, in dessen Verlauf sich der Stoßtruppzug auf Ligat zurückziehen mußte. Am Abend wurde die Station Ligat von drei Seiten von Bolschewiken angegriffen. Bei der Landeswehr entstand eine große Verwirrung, die der unzuverlässige Panzerzugführer dazu benutzte, um mit dem Zuge das Weite zu suchen. Es gelang den meisten Leuten noch, auf den Zug zu springen, bis auf 19 Mann vom Stoßtrupp, die den bolschewistischen Angriff abschlugen und sich dann zu Fuß auf den Panzerzug zurückzogen, der etwa 7 Kilometer weiter stehengeblieben war, da das Eisenbahngleis hier von örtlichen Bolschewiken gesprengt war. Es gelang die Sprengstelle auszubessern, und die Landeswehr bezog in Segewold Feldwache. Insgesamt hatte die Landeswehr bei Ramotzki und Ligat acht Tote verloren.

Inzwischen wurde auch aus der Richtung Mitau das Vordringen von bolschewistischen Abteilungen auf Riga gemeldet. Gegen sie wurde ein Zug des Stoßtrupps und der Offiziers-Maschinengewehr-Zug ausgesandt. Doch griffen hier die Bolschewiken nicht an.

Die Abteilungen der Landeswehr in Segewold wurden von einem Bataillon der „Eisernen Brigade“ abgelöst, das am 29. Dezember von Bolschewiken überfallen wurde und sich unter Verlusten zurückziehen mußte. So drangen die Bolschewiken unaufhaltsam weiter vor und befanden sich bereits 40 Kilometer vor Riga.

Der Oberstab stellte nunmehr unter Führung des Hauptmanns Loebbecke ein Detachement zusammen, das aus der 1. und 2. Rigaschen Kompagnie, der baltischen Haubitzbatterie und dem Offiziers-Maschinengewehr-Zug bestand. Dieses Detachement wurde von den Bolschewiken am 31. Dezember in Hinzenberg angegriffen. Es gelang ihm jedoch, den Angriff abzuschlagen. In der Nacht wurden dann noch eilends der 1. und 3. Zug der Stoßtruppe, sowie die Batterie der Stoßtruppe nach Hinzenberg geschickt. Es kam nun zu einem heftigen Gefecht mit den Bolschewiken, die von drei Seiten angriffen und die Landeswehr zeitweilig völlig umzingelten. Es gelang den Roten anfangs, die Haubitzbatterie zu nehmen, doch eroberten die Artilleristen die Batterie wieder zurück. Der Batterieführer, Stabskapitän Zinnius, fand den Tod. Nachdem die während des Gefechts mit einem Zuge aus Riga eintreffende Stoßtruppbatterie ihre Geschütze ausgeladen hatte, wurde der Bahnhof unter schweres feindliches Artilleriefeuer genommen, wobei die meisten Pferde zusammengeschossen wurden. Der Lokomotivführer suchte mit seiner Maschine das Weite und ließ den Zug im Stich. Obgleich die Landeswehr im allgemeinen ihre Stellungen tapfer verteidigte, war sie von vornherein dadurch im Nachteil, daß sie von drei Seiten angegriffen wurde und dauernd nur in der Verteidigung war. Schließlich mußte sie den Kampf unter Zurücklassung aller vier Geschütze aufgeben. Besonders die noch unausgebildeten Rigaschen Kompagnien hatten schwer gelitten und zogen sich nun völlig aufgelöst auf Riga zurück. Die Verluste der Landeswehr an Toten betrugen etwa 35 Mann.

Weitere Truppenteile standen der Landeswehr nicht mehr zur Verfügung. Die Reste der Rigaschen Kompagnien konnten nach diesem Gefecht nicht mehr eingesetzt werden. Die Stoßtruppe bestand aus sechs Zügen, von denen zwei leidlich, der dritte etwas und die übrigen überhaupt nicht ausgebildet waren. Die Geschütze und die Pferde waren bei Hinzenberg verlorengegangen. Auch die zahlenmäßig schwache lettische Truppe kam unter diesen Umständen für eine Verteidigung der Stadt nicht mehr

in Frage. Die in Riga verbliebenen reichsdeutschen Truppen der „Eisernen Brigade" waren zum großen Teil unzuverlässig. So mußte Riga aufgegeben werden.

Im Kommando des Oberstabes war inzwischen eine Veränderung vor sich gegangen. An Stelle des Hauptmanns Dietrich war Hauptmann von Boeckmann zum Stabschef ernannt worden, der zeitweilig zugleich an Stelle des ausscheidenden Major Scheibert den Oberbefehl übernahm.

Rückzug durch Kurland

Am 2. Januar abends räumte die Landeswehr Riga. In letzter Stunde hatten sich noch viele Freiwillige den Truppenteilen angeschlossen. Die Reste der Rigaschen Kompagnien, die Stoßtruppe und mit ihr die Mannschaften der baltischen Haubitzbatterie marschierten nach Mitau, wo sie am 3. Januar Quartier bezogen. Hier befand sich auch die Kompagnie Rahden. Am 5. Januar wurden die Rigaschen Kompagnien zwecks Neuformierung und Ausbildung nach Libau verladen.

Die ungeheuren Heeresvorräte, die in Riga den Bolschewiken in die Hände gefallen waren, die große Stadt und die am 4. Januar erfolgte Ausrufung der Räterepublik Lettland lenkten die bolschewistischen Truppenteile so weit ab, daß sie in den nächsten Tagen der Landeswehr nicht folgten. Dagegen rückten längs der Kreuzburg—Mitauer Bahn bolschewistische Kräfte vor. Am 5. Januar wurden die Kompagnie „Berlin" der „Eisernen Brigade", ein Zug deutscher Jäger und zwei Stoßtruppzüge mit der Bahn nach Neugut gesandt. Am Morgen des 6. Januar geriet eine Stoßtrupp-Patrouille im Dorf Neugut in einen Hinterhalt und wurde zusammengeschossen, wobei sie vier Tote verlor. Gleich darauf setzte auf die von der Landeswehr und der Kompagnie „Berlin" besetzte Station Neugut von zwei Seiten der bolschewistische Angriff ein. Der Führer des Detachements suchte mit der Lokomotive das Weite, während die Kompagnie „Berlin" zu Fuß in Richtung Eckau zurückflutete. Die beiden Stoßtruppzüge und die Jäger, die nun von drei Seiten eingeschlossen waren, wehrten die bolschewistischen Angriffe ab und schlugen sich über Bauske, das erobert und wo deutsche Geiseln befreit wurden, nach Süden durch. Die Kompagnie „Berlin", die etwa 100 Mann zählte, wurde in Eckau von etwa 25 örtlichen Bolschewiken überfallen und streckte die Waffen. Mit ihr gerieten auch fünf verwundete Freiwillige der Stoßtrupp-Abteilung in Gefangenschaft.

Am 8. Januar wurde Mitau geräumt. Vorher, am 6. Januar, hatte an Stelle von Rittmeister Bohm Leutnant Hans Baron Manteuffel die Führung der Stoßtruppe übernommen. Er war einer der Führer, die den Gedanken vertraten, daß die Aufgabe der Landeswehr nicht darin bestehen konnte, den Rückmarsch des deutschen Heeres zu decken und hinterher als Grenzschutz Ostpreußen zu verteidigen; daß sie vielmehr vor der Notwendigkeit stand, das eigene Land vor den Bolschewiken zu schützen. Die Truppe war noch zu schwach, um in offener Feldschlacht dem zahlenmäßig überlegenen Gegner standzuhalten; daher mußte sie versuchen, sich mit ihrer Hauptmacht vom Feinde zu lösen und ihn nur mit kleineren Abteilungen durch plötzliche Ueberfälle zu beunruhigen.

Von Mitau zog sich die Landeswehr über Doblen nach Westen zurück. Bei der Stoßtruppe lief am 8. Januar die Meldung ein, daß in Tuckum die Bolschewiken viele Deutsche ins Gefängnis geworfen hätten. Der Kommandeur Baron Manteuffel brach mit etwa 40 Mann des Stoßtrupps und der Haubitzbatterie dorthin auf, drang im Dunkeln in die Stadt ein, überwältigte die bolschewistische Besatzung und befreite alle Gefangenen. Eine andere Abteilung stieß nach Kandau vor.

Die Reste der Eisernen Division hatten sich auf Wainoden zurückgezogen. In Alt-Autz lag der Oberstab mit der Kompagnie Rahden und der Batterie Siewert und in Groß-Autz die lettischen Kompagnien unter dem Obersten Kolpak. Die Stoßtruppe sammelte sich in Frauenburg. Die Bolschewiken folgten nur langsam und ließen der Truppe auf diese Weise etwas Zeit, die Ausbildung weiter zu fördern.

Die bei der Kompagnie Rahden bestehende Kavallerie-Abteilung wurde in der Folge als selbständige Kavallerieformation unter Führung von Rittmeister Karl Baron Hahn ausgeschieden. Die acht Infanteriezüge des Stoßtrupps waren bereits in Mitau zu zwei Schwadronen zusammengefaßt worden: die 1. Schwadron unter Führung des Leutnants Olbrich, die 2. Schwadron unter Führung des Leutnants von Unruh. Das Reiterfähnlein des Stoßtrupps bildete die Basis für die 3. Schwadron. Die Mannschaften der Haubitzbatterie unter Stabskapitän Barth und der Stoßtruppbatterie unter Leutnant Pfeil wurden nach Libau in Marsch gesetzt, um dort neu ausgerüstet zu werden. Die Gefechtsstärke der einzelnen Formationen an der Front betrug damals etwa:

Stoßtruppe 300 Mann;
Kompagnie Rahden 135 Mann;
Kavallerieabteilung Hahn 30 Mann;
Batterie Siewert 2 Geschütze;
die russische Kompagnie 50 Mann;
Abteilung Kolpak 200 Mann.

Die Schwierigkeiten der Ausbildung waren ungeheuer groß. Handelte es sich doch in der überwiegenden Mehrzahl um völlig ungediente Leute, die nie ein Gewehr in der Hand gehabt hatten. Die Führer selbst waren vielfach ganz junge Offiziere, die nur zum Teil über Kriegserfahrungen verfügten. Gab es doch z. B. in der ganzen Landeswehr nur wenige, die die Bedienung des deutschen M.-G.'s wirklich beherrschten. Die Truppenteile befanden sich dauernd auf dem Marsch, hatten anstrengenden Patrouillen- und Wachdienst, mußten außerdem häufig zu Requisitionen herangezogen werden; da Verwaltungsbehörden nicht bestanden, mußten Kommandanturen eingerichtet werden, zu deren Aufgabe es gehörte, die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln, den Zivilverkehr im Operationsgebiet usw. zu regeln. Daneben mußte die Tätigkeit der örtlichen Kommunisten bekämpft werden. So war die Truppe bei ungenügender Verpflegung dauernd überanstrengt. Die vielfach nur unzulänglich bekleideten Freiwilligen waren den Unbilden der Witterung besonders ausgesetzt.

Alle in Riga bestehenden Behörden hatten Riga fluchtartig verlassen müssen. Da das A. O. K. VIII. nach Ostpreußen abtransportiert worden war, ging die militärische Führung in die Hände des Gouvernements Libau über. Die lettländische Regierung sammelte sich in Libau. Ebenfalls nach Libau gingen mehrere Glieder des schon im November in Riga zusammengetretenen Baltischen Nationalausschusses, der sich in Libau erneuerte und die Landeswehrkommission neu einsetzte.

Inzwischen rückten die Bolschewiken weiter nach Südwesten. Um Fühlung mit dem Feinde aufzunehmen, stieß die Stoßtruppe am 15. Januar von Frauenburg über Groß-Blieden bis nach Annenhof—Neuenburg vor. Das Gros bezog Quartier in Neuenburg, während ein Zug als Feldwache in Annenhof blieb. Die Feindnachrichten besagten, daß die Bolschewiken Doblen und Tuckum besetzt hielten und mit starken Kräften Autz zustrebten.

In der Nacht zum 16. Januar griffen die Bolschewiken die lettischen Kompagnien in Groß-Autz an, die den Angriff nach

längerem Kampf zurückschlugen. Jedoch zog sich die Abteilung Kolpak später nach Westen zurück.

Die von der Kompagnie Rahden in mehrere Richtungen ausgeschickten Patrouillen wurden von überlegenen Feindkräften angegriffen und zurückgeworfen, wobei eine Patrouille ein Maschinengewehr einbüßte, das im letzten Moment gesprengt werden konnte. Eine Patrouille der Kavallerieabteilung Hahn stieß bei Behnen auf stärkere feindliche Kräfte und zog sich auf Alt-Autz zurück. Der Oberstab erteilte den Rückzugsbefehl, wobei die Kompagnie Rahden die Nachhut bilden sollte. Während des Rückzuges wurde sie von überlegenen Kräften angegriffen, konnte sich aber nach Abwehr dieser Angriffe vom Feinde lösen. Indessen gelang es den Bolschewiken, eine Feldwache der Kompagnie abzuschneiden; von den 13 Mann schlugen sich nur 3 durch.

In derselben Nacht umgingen die Bolschewiken die Feldwache der Stoßtruppe in Annenhof. Es gelang ihr, sich ohne Verluste auf das Gros in Neuenburg zurückzuziehen.

Der weitere Rückmarsch der ganzen Landeswehr ging, abgesehen von kleineren Patrouillen-Zusammenstößen, ohne Zwischenfälle vor sich. Während die Landeswehrabteilungen unter Hauptmann v. Boeckmann sich auf Schrunden zurückzogen, marschierte die Stoßtruppe nach Goldingen.

Inzwischen hatten die Bolschewiken heftige Kämpfe gegen die in Estland operierenden deutschbaltischen, estnischen und russischen Truppen zu bestehen und waren gezwungen, einen Teil ihrer Reserven an die Front bei Walk zu werfen. Dadurch verzögerte sich ihr Vormarsch an der Landeswehrfront bedeutend, besonders im Norden von Kurland. In Goldingen wurden von der Stoßtruppe zahlreiche waffenfähige Deutsche eingereiht. Am 21. Januar marschierte die Stoßtruppe von Goldingen nach Hasenpoth. Sie wurde hier eingekleidet und rückte am 23. Januar nach Berghof bei Schrunden.

Die Kompagnie Rahden hatte am 22. Januar ein heftiges Gefecht bei Schrunden; bei einem Versuch, den Feind in der Nacht zu überfallen, stieß sie unerwartet im Walde mit einer zirka dreifach überlegenen feindlichen Abteilung zusammen, die die gleiche Absicht hatte; beim ersten Anprall vermochte sie den Bolschewiken schwere Verluste beizubringen, doch mußte sie sich im Laufe des Gefechtes vor der feindlichen Ueber-

macht zurückziehen. Anschließend mußte die Kompagnie auf Befehl des Oberstabes auch Schrunden räumen.

Inzwischen erhielt die Baltische Landeswehr einige Verstärkungen, die es ihr ermöglichten, eine gewisse Sicherung nicht nur längs der Windau, sondern auch nördlich von Hasenpoth durchzuführen. Südlich von der Landeswehrfront lagen Teile der Eisernen Division. Major Bischoff gelang es, die zeitweilig auf etwa 200 Mann zusammengeschmolzene Eiserne Brigade wieder auf eine erheblich größere Gefechtsstärke zu bringen und sie zu einer kampftüchtigen Truppe zu machen. Einzelne Abteilungen der „Eisernen Division", wie sie jetzt genannt wurde, leisteten den Bolschewiken Widerstand, ebenso auch die ihr taktisch unterstellte baltische Kavallerieabteilung Drachenfels. Die Kavallerieabteilung Drachenfels hatte am 28. Januar ein erfolgreiches Gefecht: sie wurde in Semeljani von überlegenen Feindeskräften überfallen; es gelang ihr jedoch nicht nur, den Angriff abzuweisen, sondern den Feind vernichtend zu schlagen, der 35 Tote, 2 Maschinengewehre, Munition, Pferde und Schlitten auf dem Schlachtfelde zurückließ.

Nachrichten zufolge hatten die Bolschewiken Goldingen besetzt und hier einen großen Teil der Deutschen ins Gefängnis geworfen. Zu ihrem Entsatz schickte die Stoßtruppe am 26. Januar eine Abteilung von etwa 50 Mann, der sich etwa 20 Leute der früheren Kommandantur Goldingen anschlossen, nach Goldingen, das von einer größeren Abteilung Bolschewiken besetzt war. Es gelang, Goldingen in den Morgenstunden im Sturmangriff zu nehmen und die Gefangenen zu befreien. Da Goldingen jedoch zu weit von der Basis Hasenpoth entfernt war, wurde es am Abend wieder geräumt.

Am 29. Januar griff das Bataillon Kolpak, unterstützt von der russischen Kompagnie und einem Teil des Stoßtrupps, von drei Seiten das von den Bolschewiken besetzte Schrunden an. Es gelang, den Feind zu schlagen und ihn über die Windau hinauszudrängen.

Diese drei erfolgreichen Gefechte brachten den Vormarsch der Bolschewiken endgültig zum Stehen und hoben den Mut der Landeswehr. Am 1. Februar übernahm General Graf von der Goltz das Kommando über alle Truppen. Es gelang ihm, aus Deutschland neue Verstärkungen, und zwar die 1. Garde-Reserve-Division, heranzubringen.

Stellungskrieg an der Windau

An der Windau-Front kam es nun zum Stellungskrieg. Zwar konnte man nicht von einer eigentlichen Front reden, da das Gebiet nördlich von Hasenpoth nur spärlich mit einzelnen Kavallerieabteilungen besetzt war.

Im Laufe des Januar waren die aus Riga nach Libau abtransportierten Teile der Baltischen Landeswehr neu organisiert und von deutschen Offizieren ausgebildet worden. Aus den Rigaschen Kompagnien und der Batterie Barth wurde unter Führung von Hauptmann Malmede das II. Baltische Bataillon gebildet und im Laufe des Februar kompagnieweise an die Front geschickt. Außerdem war die reichsdeutsche Maschinengewehr-S. S. Abt. 5 und die baltische Kavallerieabteilung Goldfeld an die Front gekommen, ebenso die Anfang Januar in Libau aufgestellte baltische Kompagnie Kleist, der eine in Goldingen entstandene kleine baltische Abteilung angegliedert wurde. Die Stoßtruppbatterie und die Batterie Barth rückten mit je zwei neuen leichten Geschützen ausgerüstet an die Front. Einige bereits an der Front befindliche baltische Abteilungen erhielten dauernd Zuzug durch aus dem Reich herbeieilende Freiwillige, teils Balten, teils Reichsdeutsche. Der Rittmeister Fürst Lieven hatte in Libau eine kleine russische Abteilung aufgestellt. In Ausbildung befand sich ferner in Libau die Kompagnie Roscher, eine baltische Formation, die dem reichsdeutschen Bataillon Tönniges angegliedert war. Endlich wurden eine Reihe von Spezial- und Etappenformationen in dieser Zeit aufgestellt, die die Versorgung der Landeswehr mit allem Nötigen übernehmen sollten.

Am 30. Januar eroberten die Bolschewiken Windau. Hier lag eine reichsdeutsche Besatzung von etwa 100 Mann, die den Angriff der Bolschewiken zunächst abschlug, dann jedoch darauf einging, mit den Bolschewiken Verhandlungen aufzunehmen. Die Bolschewiken sicherten ihnen, falls sie die Waffen niederlegten, freien Abzug zu. Als jedoch die Soldaten ihre Waffen abgegeben hatten, wurden sie unter Mißhandlungen in eine Scheune gesperrt, die Türen verriegelt und die wehrlosen Soldaten von außen mit Maschinengewehren zusammengeschossen. Als das Schreien der Leute aufgehört hatte, gingen einzelne Bolschewiken hinein und schossen jedem, der sich noch rührte, eine Kugel durch den Kopf. Kaum waren die roten Soldaten fort, als sich der Pöbel der Leichen bemächtigte und sie in übelster Weise zurichtete. Dreien von den hundert Leuten,

die schwer verwundet waren, gelang es in der Nacht fortzukriechen; sie wurden von in der Nähe Wohnenden ins Lazarett eingeliefert, wo sie bis zur Wiedereroberung Windaus gepflegt wurden.

Am 6. Februar traf aus Deutschland Major Fletcher ein und wurde Befehlshaber der Baltischen Landeswehr. Er verlegte sofort den Oberstab von Libau an die Front, löste den dortigen Stab auf und ließ in Libau nur einen kleinen Etappenstab; den Gefechtsstab besetzte er mit einer Reihe von neuen Offizieren, denen es mit dem Befehlshaber an der Spitze binnen kurzer Zeit gelang, das erschütterte Vertrauen zur militärischen Führung in der Truppe wiederherzustellen. Gleichzeitig führte er die dringend notwendig gewordene und bereits angebahnte organisatorische Zusammenfassung innerhalb der Landeswehr durch. Die Kampftruppe der Landeswehr bestand fortab aus folgenden Teilen:

1. Die Stoßtruppe, Kommandeur Hans Baron Manteuffel, im Bestande von zwei Infanterieschwadronen, einer Kavallerieschwadron, einer Maschinengewehr-Abteilung und einer Batterie.

2. Das Detachement Malmede im Bestande von drei Infanteriekompagnien, einer Maschinengewehr-Kompagnie und einer Batterie.

3. Das Detachement Eulenburg im Bestande der zwei Infanteriekompagnien Rahden und Kleist, der Kavallerie-Abteilung Hahn und der Batterie Siewert.

4. Das lettische Bataillon Kolpak im Bestande von drei Infanteriekompagnien und einer Kavallerie-Abteilung.

5. Die russische Abteilung Fürst Lieven im Bestande von zwei Infanteriekompagnien und einer Kavallerie-Abteilung.

6. Zwei kleinere baltische Kavallerie-Abteilungen unter Führung von Baron Engelhardt-Schönheyden und Oberleutnant Goldfeld.

7. Ferner waren der Baltischen Landeswehr eine Reihe kleiner reichsdeutscher Formationen zugeteilt.

Major Fletcher trat bald darauf der preußische Generalstabshauptmann Burggraf zu Dohna als Chef des Oberstabes zur Seite.

Der erste größere Angriff erfolgte am 13. Februar. Drei Schwadronen und die Batterie des Stoßtrupps, die Kompagnie Kleist, Kavallerie-Abteilung Goldfeld und die ehemalige reichsdeutsche Besatzung von Goldingen umzingelten in der Nacht

Goldingen. Im Morgengrauen wurde die Stadt gestürmt. Ein Teil der Besatzung versuchte über die Windau-Brücke zu entfliehen, doch schoß die hier im Hinterhalt liegende 2. Schwadron des Stoßtrupps die Bolschewiken zusammen. Bis auf ein paar Mann wurde die ganze bolschewistische Besatzung der Stadt vernichtet.

Am 18. Februar versuchten die Bolschewiken Goldingen zurückzuerobern. Sie griffen die Stadt von Osten und Süden an; als der Infanterie-Angriff abgeschlagen wurde, beschossen sie die Stadt mit Artillerie, wobei der Führer der Stoßtrupp-batterie, Leutnant Pfeil, und seine Ordonnanz den Tod fanden. Ein Vorstoß der Goldinger Besatzung vertrieb die Roten.

Zur Entlastung Goldingens unternahmen die 1. Kompagnie Malmede und ein Teil der 1. Schwadron des Stoßtrupps am 18. Februar einen Angriff auf die Bolschewiken bei Schrunden. Der Angriff schlug fehl, die Landeswehr verlor zwei Tote.

Am 21. Februar wiederholten die Bolschewiken ihren Angriff auf Goldingen. Doch auch diesesmal wurden sie abgewiesen.

Am 23. Februar gab Major Fletcher den Befehl, Windau von Goldingen aus zu nehmen. Der gegen 60 Kilometer lange Weg nach Windau wurde in einem anstrengenden bei strenger Kälte stattfindenden Tages- und Nachtmarsch zurückgelegt. Kurz vor Suhrs hob Kommandeur Baron Manteuffel mit einigen Freiwilligen eine bolschewistische Feldwache aus, so daß die in Suhrs liegende bolschewistische Kavallerie-Abteilung nicht mehr alarmiert werden konnte. Suhrs wurde nun in der Nacht umstellt und die Besatzung fand sich von allen Seiten eingeschlossen. Einem Teil gelang es durchzubrechen, der größte Teil wurde vernichtet.

Beim weiteren Vorrücken stießen Major Fletcher und sein Adjutant mit einigen Bolschewiken zusammen; im Nahkampf wurde Major Fletcher leicht verwundet, doch konnte er noch einen Roten über den Haufen schießen; die anderen entkamen.

Ohne weitere Kämpfe gelangte die Landeswehr am frühen Morgen des 24. Februar bis vor Windau, dessen Besatzung bereits alarmiert war.

Frontal griffen die Stoßtruppe und die Kompagnie Rahden an, die Kavallerie-Abteilung Hahn machte ein Umgehungsmanöver von Süden, die Kompagnie Kleist von Norden. Es kam zu einem kurzen, aber heftigen Infanterie- und Artilleriekampf,

in dessen Verlauf die Landeswehr im Sturm den Stadtrand gewann. In schweren Straßenkämpfen wurde der Feind Schritt für Schritt aus der Stadt herausgedrängt, und es gelang ihm, unter schweren Verlusten nach Norden zu entweichen, da die Kompagnie Kleist nicht rechtzeitig die Bahnlinie abschneiden konnte. Auch die Landeswehr hatte sieben Tote zu beklagen. Von Libau aus waren auf mehreren kleinen Schiffen die Kompagnie Roscher, die 3. Kompagnie Malmede und eine reichsdeutsche Kompagnie herangebracht worden, die im Hafen landeten, aber nicht mehr einzugreifen brauchten.

Am 25. Februar unternahm ein Teil der 2. Kompagnie des Detachements Malmede bei Schrunden eine gewaltsame Erkundung auf das stark befestigte rechte Windau-Ufer. Auch diesmal konnte die Stellung nicht durchbrochen werden, und die Kompagnie verlor neun Tote mit dem Kompagnieführer Leutnant Wimmer und 17 Verwundete.

Während die Hauptkräfte der Landeswehr noch in Windau konzentriert waren, griffen die Bolschewiken am 28. Februar mit starken Kräften Goldingen an. In den frühen Morgenstunden überfielen sie das 5 Kilometer südlich von Goldingen gelegene Pelzen, wo die reichsdeutsche Kavallerie-Abteilung Pohly lag. Der Ueberfall kam so überraschend, daß die Leute nur ihr nacktes Leben retten konnten; drei Mann fielen. Darauf griffen die Bolschewiken die Stadt an und versuchten sie zu stürmen; alle Angriffe wurden jedoch von der schwachen Besatzung unter Führung des Grafen zu Dohna blutig abgewiesen, wenngleich sie mehrfach erst dicht vor der Stadt zusammenbrachen. Die Angriffe wurden von einem für diesen Krieg ungewöhnlich starken Artilleriefeuer begleitet, das jedoch verhältnismäßig geringen Schaden anrichtete. Der bolschewistische Angriff auf Goldingen, das zeitweilig ganz zerniert war, währte den ganzen Tag und wurde erst in der Nacht zum 1. März abgebrochen, als die Bolschewiken von dem Herannahen von Verstärkungen aus Windau Kenntnis erhielten.

Vormarsch durch Kurland

Während dieser Kämpfe waren die Verstärkungen aus Deutschland eingetroffen. Neben der Baltischen Landeswehr und der Eisernen Division wurde dem Grafen von der Goltz die 1. Garde-Reserve-Division unterstellt. Sie begann in der zweiten Hälfte des Februar einzutreffen und wurde gleich am rechten Flügel der Eisernen Division eingesetzt. Diese Verstärkung gab dem Grafen

von der Goltz die Möglichkeit, an die Wiedereroberung Kurlands zu schreiten. Der Angriff wurde auf die ersten Märztage festgelegt, wobei zuerst die 1. Garde-Reserve-Division und die Eiserne Division vorgingen, während die Landeswehr in der Windau-Stellung stehenblieb. Es gelang den beiden Divisionen, in schweren Kämpfen vorzurücken, und sie erreichten am 2. März Murawjewo, zu dessen Einnahme die baltische Kavallerie-Abteilung Drachenfels wesentlich beitrug. Da auch der linke Flügel der Eisernen Division bei dieser Operation weit vorgenommen wurde, mußten die anschließenden Teile der Landeswehr, und zwar das Bataillon Kolpak, weiter vorrücken, um den Anschluß nicht zu verlieren. Am 10. März stürmte das Bataillon Kolpak die Stadt Frauenburg. Sein Führer Oberst Kolpak war kurz vorher bei einem Ritt während des Gefechtes versehentlich von einer reichsdeutschen Kugel tödlich getroffen worden.

Am 11. März sollte der Angriff der gesamten Landeswehr beginnen, doch trafen am 10. Nachrichten ein, die eine starke Zusammenballung bolschewistischer Kräfte um Windau meldeten. Ein großer Teil der Landeswehr wurde zum Entsatz der Windauer Besatzung in Marsch gesetzt, doch erwies sich die Nachricht als falsch, und die Truppen kehrten nach anstrengenden Märschen nach Goldingen zurück. So mußte der Vormarsch um zwei Tage verschoben werden.

Um den Bolschewiken weitere Angriffsabsichten auf Windau zu verleiden, unternahm die Kompagnie Roscher am 11. März aus Windau einen Vorstoß in Richtung Ugahlen. Beim Gesinde Kallej stieß sie mit einer feindlichen Feldwache zusammen, die sie nach kurzem Gefecht vertrieb. Gleich darauf erschien in kurzer Entfernung der feindliche Panzerzug, dessen Besatzung hinter dem Bahndamm in Stellung ging und mit der Kompagnie das Gefecht aufnahm. Die Kompagnie setzte zum Sturm auf den Bahndamm an. Der Panzerzug ließ seine Besatzung im Stich, und die Bolschewiken flüchteten unter Zurücklassung von etwa 35 Toten in den Wald. Die Abteilung Roscher hatte 3 Tote.

Am 13. März brach die Landeswehr zum Vormarsch auf. Das lettische Bataillon, dessen Kommando jetzt Oberst Ballod übernommen hatte, operierte im Anschluß an den linken Flügel der Eisernen Division. Zwischen ihm und der Landeswehr hielt die Verbindung die Kavallerie-Abteilung Engelhardt aufrecht, die am 8. März Needern genommen hatte. Die Landeswehr selbst marschierte in drei Kolonnen von Goldingen aus

gegen den Feind. Die rechte Gruppe — die Abteilung Fürst Lieven — ging über Wormen bis Scheden vor, wo sie nach dreistündigem Kampf überlegene Feindeskräfte vertrieb. Die mittlere, etwas größere Abteilung, das Detachement Eulenburg, warf den Feind aus seinen Vorpostenstellungen bei Gricken und nahm nach einem kurzen Gefecht Kabillen. Die linke Hauptgruppe der Landeswehr, die Stoßtruppe und das Detachement Malmede umfassend, marschierte nach einem Vorhutgefecht bei Grauduppen weiter und erreichte, dem Feinde ständig auf den Fersen bleibend, über Rönnen am Abend die Stadt Zabeln, die nach kurzem Kampf genommen wurde. Am nächsten Tage, dem 14. März, ging es weiter. Während die Abteilung Fürst Lieven in Richtung Weinschenken vormarschierte, hatte das Detachement Eulenburg heftige Kämpfe bei Samiten zu bestehen, das in schwerem Ansturm genommen wurde. Die nördliche Kolonne, unter dem Befehl von Major Fletcher, stürmte die Stadt Kandau und marschierte die ganze darauffolgende Nacht weiter. Nach Ueberrumpelung einer feindlichen Feldwache vor Tuckum wurde die Stadt Tuckum im Sturm genommen. Doch hatten die Bolschewiken die vielen gefangenen Deutschen bereits abtransportiert. Es gelang jedoch der Stoßtruppkavallerie, der sich noch Reiter anderer Formationen angeschlossen hatten, nach einem 20 Kilometer weiten Ritt den Bolschewiken die 108 Gefangenen abzujagen.

Mit der Einnahme Tuckums hatte die Landeswehr das ihr von der Heeresleitung gesteckte Ziel erreicht. Der ganze Norden Kurlands war jedoch vom Vormarsch unberührt geblieben. Hier befanden sich noch zwei intakte bolschewistische Regimenter und Reste der von der nördlichen Kolonne zersprengten Truppen. Es gelang diesen, nördlich von Tuckum sich auf Schlock zurückzuziehen. Die Eiserne Division hatte in schweren Kämpfen am 12. März Autz und am 13. März Behnen genommen, kam jedoch bei Doblen infolge des sehr hartnäckigen Widerstandes nicht weiter vorwärts. Die Sorge um die vielen in Mitau eingekerkerten Deutschen bewog daher Major Fletcher, auf eigene Initiative, entgegen dem ursprünglichen Operationsplan, mit der Landeswehr einen Vorstoß auf Mitau zu wagen.

Am 17. März brach die Landeswehr auf und marschierte unter Zurücklassung einer ganz schwachen Besatzung in Tuckum in Eilmärschen in Richtung Mitau.

Die Kompagnie Kleist, die gesondert über Siuxt marschierte, hatte hier einen schweren Zusammenstoß mit einer dort liegenden

roten Abteilung. Die Spitze der Kompagnie Kleist wurde auf kurze Entfernung zusammengeschossen, verlor dabei 6 Tote; es entspann sich ein mehrstündiger erbitterter Kampf, in den auch die Minenwerfer der Kompagnie eingriffen. Es gelang schließlich, den Feind zu verdrängen, der sich in Richtung Mitau zurückzog. Eine Trainkolonne der Bolschewiken stieß beim Maissenkrug überraschend mit dem Stoßtrupp zusammen; der Train wurde erbeutet. Bald darauf gab es ein Gefecht zwischen roter Kavallerie und der Kompagnie Rahden und Kavallerieabteilung Hahn.

Am Nachmittag des 18. März erreichte die Landeswehr den Waldrand vor Mitau. Hier wurde sie von einem bolschewistischen Panzerzug mit Schrapnellfeuer beschossen. Mit Artilleriefeuer wurde der Panzerzug vertrieben. Der Zug beschoß jedoch auch später noch aus größerer Entfernung die vormarschierende Infanterie mit Schrapnells. In der Abenddämmerung wurde Mitau erreicht. Während die Stoßtruppe die Stadt von Nordwesten her angriff, wurden die Detachements Malmede von Westen, Eulenburg von Süden und Südwesten angesetzt. In stellenweise heftigen Kämpfen wurde die Stadt erobert, viele hundert Gefangene und große Beute gemacht. Besonders heftige Kämpfe spielten sich um den Bahnhof ab, wo ganze Echelons der Bolschewiken sich schließlich ergaben. Den Bolschewiken war es gelungen, aus den Gefängnissen die vielen hundert Gefangenen zu verschleppen; eine ihnen nachgeschickte Patrouille mußte unverrichtetersache zurückkehren.

Die Landeswehr befand sich in Mitau wie auf einer Insel mitten zwischen bolschewistischen Truppen; sie hatte beim Vormarsch nicht nur bolschewistische Truppenteile überrannt und hinter sich gelassen, sondern in dem etwa 30 Kilometer weiter westlich gelegenen Doblen standen noch drei der besten bolschewistischen Regimenter im Kampf gegen die Eiserne Division. Sie mußte sich daher nach allen Seiten sichern und darauf bedacht sein, mit den Nachbarformationen in Fühlung zu kommen.

Während die Eiserne Division Doblen noch nicht erreicht hatte, operierte die 1. Garde-Reserve-Division bereits in der Gegend von Janischki, ca. 40 Kilometer südlich von Mitau. Es galt daher, durch einen Vorstoß nach Süden die Verbindung mit der Garde-Reserve-Division aufzunehmen. Andererseits mochte man Mitau nicht aufgeben, so daß die für diesen Vorstoß in Aussicht genommenen Kräfte nur gering bemessen wurden. Am

20. März wurde das Detachement Eulenburg (ohne die Kompagnie Rahden) nach Süden in Marsch gesetzt und erreichte die Straße Hofzumberge — Bauske bei Schorstädt in dem Moment, als sich die drei von Doblen aus zurückgehenden bolschewistischen Regimenter und ein halbes Kavallerieregiment der Umklammerung zu entziehen versuchten und auf der Straße Meitekrug—Lakaienkrug vorüberzogen. Diesen starken Kräften war das Detachement nicht gewachsen, zudem erhielt es den Befehl, nach Mitau zurückzukehren, da die Stadt von starken feindlichen Kräften angegriffen wurde. Das Detachement zog sich daher nach kleineren Gefechten mit einigen bolschewistischen Feldwachen nach Mitau zurück, wo inzwischen der Angriff abgeschlagen worden war. Am gleichen Tage versuchten die Bolschewiken, Mitau durch einen Handstreich zurückzugewinnen. Der starke Angriff wurde unterstützt durch ein Panzerauto, das auf der Chaussee angriff, jedoch von den Stoßtrupp-Minenwerfern vertrieben wurde. Desgleichen wurde von den Maschinengewehren der Kompagnie Rahden der Angriff eines feindlichen Panzerzuges zurückgeschlagen. Am folgenden Tag erneuerte der Gegner seine Angriffe, wieder mit Unterstützung von Panzerzug und Panzerauto. Sowohl oberhalb als auch unterhalb Mitaus überschritten starke Streitkräfte des Feindes die Aa und umfaßten die Stadt von mehreren Seiten. Im kritischen Augenblick erreichte die Eiserne Division, die inzwischen den starken Widerstand bei Doblen gebrochen hatte, Mitau und griff sofort energisch in den Abwehrkampf ein. Mit vereinten Kräften wurde nun der Angriff abgewehrt, das Bataillon Malmede drängte die Bolschewiken bis hinter die Eckau zurück. Die Eiserne Division übernahm nun den Mitauer Abschnitt. Die dadurch freigewordene Landeswehr rückte am 23. März (ohne die Kompagnie Rahden) wieder an die Front bei Tuckum.

Tuckum war inzwischen am 22. März von bolschewistischen Kräften überfallen worden. Die zurückgelassene schwache Besatzung hatte den Angriff abgeschlagen. An diesem Tage hatte die 1. Kompagnie des Detachements Malmede schwere Verluste erlitten (13 Tote). Die Tuckumer Besatzung hatte nach dem Angriff die Stadt verlassen und sich nach Westen zurückgezogen. Doch hatten die Bolschewiken nicht gewagt, nachzustoßen und die Stadt zu besetzen. So wurde Tuckum am 24. März von der Landeswehr kampflos wiederbesetzt. Gleichzeitig war die Abteilung Lieven nach Wolgund vorgerückt, das am 23. März

besetzt wurde. Schlock wurde vom Detachement Malmede am 26. März genommen.

Auf diese Weise war eine Front gegen die Bolschewiken hergestellt worden, die von Kaugern über Schlock längs der Aa bis zur Eckau-Mündung verlief. Hier schloß die Eiserne Division im Mitauer Brückenkopf an. Weiter südlich stand längs der Aa die 1. Garde-Reserve-Division, die nach schweren, sehr verlustreichen Kämpfen einen Brückenkopf bei Bauske gebildet und dadurch Mitau entlastet hatte. Dieser Brückenkopf wurde dann unter weiteren Verlusten gegen schwere feindliche Angriffe zäh verteidigt. Bei den Kämpfen im Abschnitt Bauske zeichnete sich ganz besonders das reichsdeutsche Freikorps Brandis aus.

Während der nächsten Wochen setzten starke Gegenangriffe des Feindes gegen die beiden Flanken der Front ein. Am 30. März wehrte das Detachement Malmede bei Schlock einen überaus heftigen Angriff überlegener feindlicher Kräfte ab, bei dem die Bolschewiken sehr schwere Verluste erlitten.

In der Nacht vom 31. März zum 1. April unternahm das Detachement Malmede einen erfolgreichen Vorstoß auf Assern, bei dem 28 Gefangene eingebracht wurden.

Am 5. April erfolgte ein weiterer, noch schwererer Durchbruchsversuch der Bolschewiken bei Schlock und Kaugern, der ebenfalls unter schweren Verlusten für den Feind und für die eigene Truppe (8 Tote) abgewiesen wurde.

Gleichzeitig hatten die Bolschewiken einen Teil des Brückenkopfes bei Mitau überrannt und waren über Tittelmünde vorgedrungen. Die Kompagnie Rahden und später auch zwei aus Tuckum auf dem Wege nach Libau angelangte Schwadronen der Stoßtruppe, die zum Entsatz herangeholt wurden, warfen den Feind wieder in seine Ausgangsstellungen zurück.

Riga

Vom April an stand die Landeswehr im Zeichen der Vorbereitung der Einnahme Rigas.

In der Truppe hatte mittlerweile die Ueberzeugung Wurzel gefaßt, daß der Stillstand in den auf die Befreiung Rigas hinzielenden militärischen Operationen darauf zurückzuführen sei, daß die provisorische lettländische Regierung unter Ulmanis willentlich auf eine Verzögerung hinarbeite und den Vormarsch auf Riga erst dann beginnen wolle, wenn ihr ein überwiegendes Kontingent national lettischer Truppen zur Verfügung stehen würde. Der Truppe erschien es unzulässig, die Befreiung Rigas



Kommandeur
Hans Baron Manteuffel
gefallen in Riga 22. Mai 1919



Rittmeister Alois Olbrich
gefallen auf der Lübeckbrücke in Riga 22. Mai 1919

von einer nationalen Prestigefrage abhängig gemacht zu sehen, wodurch das Leben von Tausenden, die sich in der Gewalt der Bolschewiken befanden, aufs schwerste gefährdet erscheinen mußte. So wurde denn in Libau am 16. April die Regierung Ulmanis durch den Stoßtrupp außer Funktion gesetzt. Bald danach trat die Regierung Andreas Needras an deren Stelle, und unter ihr ist dann auch die Befreiung Rigas vollzogen worden. — Das Vorgehen auf Riga war aber nicht nur von den innerpolitischen Verhältnissen in Kurland abhängig, sondern auch von der Stellungnahme der deutschen Reichsregierung. Die Landeswehr war viel zu schwach, um auf die reichsdeutsche Hilfe verzichten zu können. Andererseits hatte die Reichsregierung dauernd Schwierigkeiten mit der Entente, die nicht wünschte, daß der deutsche Einfluß im Baltikum weiter wachse. Trotz dieser Widerstände gelang es, im Mai die Zustimmung der deutschen Heeresleitung zum Vormarsch auf Riga zu erhalten.

Inzwischen hatte die Landeswehr sich weiter vergrößert. Ihre zahlenmäßige Stärke betrug Mitte Mai etwas über 6000 Mann, von denen den russischen Formationen gegen 400, den lettischen Formationen etwa 1700, den reichsdeutschen der Baltischen Landeswehr zugeteilten Formationen schätzungsweise 400 angehörten, während die etwa 3600 Mann starken baltischen Formationen auch viele Reichsdeutsche in ihren Reihen zählten. Die gesamte Gefechtsstärke dieser Truppe betrug etwa 4000 Mann.

Endlich wurde nach Beseitigung aller Widerstände der Termin zum Angriff auf Riga auf den 22. Mai festgesetzt. Der Aufmarsch der Truppen erfolgte am 21. Mai. Die Landeswehr konzentrierte sich mit ihrer Hauptmacht hinter dem Brückenkopf Kalnezeem und bei Schlock. Sie wurde in drei Hauptkolonnen eingeteilt, von denen die nördlichste, einen Teil der Letten und die Batterie Barth umfassende, als schwächste Gruppe von Schlock aus operierte, während die mittlere unter dem Kommando des lettischen Obersten Ballod, die die Hauptmacht der Letten und das Detachement Eulenburg umfaßte, von Kalnezeem nach Nordosten angesetzt wurde. Die stärkste Gruppe unter der Führung von Major Fletcher bestand aus der Stoßtruppe, dem Detachement Malmede und der reichsdeutschen Abteilung des Freiherrn v. Medem. Sie griff in den ersten Nachtstunden des 22. Mai in zwei Richtungen die bolschewistischen Stellungen westlich und südwestlich von Kalnezeem im Tirulsumpf an. Es gelang der Landeswehr, in wiederholten größeren Gefechten die

Bolschewiken entscheidend zu schlagen, an mehreren Stellen die Front zu durchbrechen und das weite Sumpfgelände zu überwinden. In den frühen Morgenstunden erreichte die 1. Schwadron und eine Halbbatterie Medem unter Führung des Freiherrn v. Medem das Pastorat Pinkenhof und eilte, ohne mit den anderen Gruppen Fühlung zu haben, auf Riga weiter. Ein wesentliches Verdienst am Gelingen des Vormarsches fiel auf die reichsdeutsche Fliegerabteilung Sachsenberg, deren Flugzeuge den Aufklärungs- und Verbindungsdienst versahen.

Inzwischen war die Kolonne Ballod nach Norden vorgestoßen, hatte die Bolschewiken aus ihren Stellungen vertrieben und, sich südlich des Babitsees nach Osten wendend, den Feind auseinandergesprengt; hierbei trat auch die baltische Kavallerie erfolgreich in Funktion. Die Verwirrung des zurückflutenden Feindes steigerte sich noch mehr, als er bei Dsilne auf die dort bereits eingetroffenen Teile der von Süden vorgestoßenen 1. Schwadron der Stoßtruppe traf. Es entwickelte sich hier ein kurzes, aber heftiges Gefecht, das zur völligen Auflösung der bolschewistischen Truppenteile führte. Alle in Dsilne und Pinkenhof eintreffenden Abteilungen wurden von Major Fletcher sofort im Eilmarsch nach Riga weitergeleitet, die Brigade Ballod nach Nordwesten in Richtung Bolderaa abgeschwenkt. Inzwischen drängten die bei Schlock stehenden lettischen Kräfte die in den Strandorten befindlichen Bolschewiken nach Osten zurück. Je mehr sich die Umgehung von Süden auswirkte, desto schneller gaben die Roten ihren Widerstand auf und überschritten bei der Bilderlingshöfer Eisenbahnbrücke die Aa. Nach dem Uebergang über die Aa wurden die Roten von den über Gut Pinkenhof in Richtung Dünamünde vorstoßenden lettischen Truppenteilen gefaßt; es kam zu einem schweren Kampf, der mit der völligen Niederlage und teilweisen Vernichtung der Bolschewiken endete. Die Reste zogen sich auf Dünamünde zurück und setzten dort über die Düna.

Inzwischen war die Spitze der Kolonne Fletcher unter der Führung des Kommandeurs Baron Manteuffel und des Hauptmanns Frh. v. Medem in rasendem Tempo, rechts und links umgeben von fliehenden bolschewistischen Truppenteilen, bis in die Vorstädte von Riga vorgedrungen, hatte einen bolschewistischen Eisenbahntransportzug, der Verstärkungen an die Front bringen sollte, zusammengeschossen und erreichte gegen 11 Uhr vormittags die Düna-Brücke.

Die Bolschewiken vermuteten die Landeswehr noch weit draußen im Tirulsumpf und waren daher vollständig überrascht. Es gelang der 1. Schwadron des Stoßtrupps und einem Artilleriezug der Abteilung Medem, ungehindert die Brücke zu passieren: erst hier wurde sie aus den Häusern der Altstadt und vom Zollamt her beschossen. Eines der Medemschen Geschütze, denen eine entscheidende Rolle zufiel, führte der später während des Ruhrkampfs von den Franzosen erschossene Leutnant Leo Schlageter. Am Brückenkopf fiel der Führer der 1. Schwadron Rittmeister Olbrich. Im Häuserkampf wurden mehrere M.-G.-Nester zerstört; ein Versuch der Bolschewiken, im letzten Moment die Brücke zu sprengen, wurde vereitelt. Es gelang jedoch den Bolschewiken, aus der Moskauer Vorstadt Verstärkungen heranzuführen, die den kleinen Brückenkopf immer mehr zusammendrängten. Auch aus der Altstadt eilten jetzt bolschewistische Truppenteile heran, so daß die Lage des Brückenkopfes immer kritischer wurde. Am linken Flügel des Brückenkopfs war unterdessen Kommandeur Baron Manteuffel und Hauptmann Frh. v. Medem mit 10 Infanteristen, einem Geschütz und zwei Maschinengewehren in die Altstadt eingedrungen, um die Gefangenen aus der Zitadelle zu befreien. Von allen Seiten beschossen, drangen sie Schritt für Schritt vor. Hier fiel Hans Manteuffel. — Die Zitadelle wurde erreicht und viele hundert Gefangene befreit.

Am Brückenkopf trafen unterdessen in Abständen immer neue Teile der Landeswehr ein, so daß die bolschewistischen Angriffe zurückgeschlagen und die Verbindung zu der von den Bolschewiken völlig eingeschlossenen Gruppe in der Zitadelle wiederhergestellt werden konnte. In den Nachmittagsstunden traf auf der Mitauer Chaussee die Vorhut der Eisernen Division ein, die nach schweren Kämpfen den bolschewistischen Widerstand bei Olai überwunden hatte. Die von ihr verfolgten bolschewistischen Truppen wichen, da die Riga-Brücken bereits von der Landeswehr besetzt waren, in der Richtung nach Keckau aus.

Im Laufe des Nachmittags und Abends besetzte die Landeswehr und die nachrückende Eiserne Division nach teilweise heftigen Straßenkämpfen den größten Teil der Vorstädte von Riga. Das an der Peripherie der Stadt liegende Zentralgefängnis konnte erst in den Nachmittagsstunden besetzt werden. So hatten die Bolschewiken hier noch Zeit gefunden, unter den Gefangenen ein Blutbad anzurichten und 23 Deutsche, darunter 8 Pastoren und mehrere Damen, zu ermorden.

Der militärische Erfolg der Einnahme Rigas war außerordentlich. Die Landeswehr hatte mehrere tausend Gefangene gemacht, die blutigen Verluste der Bolschewiken waren bedeutend, die an der Rigaschen Front operierenden bolschewistischen Truppenteile waren nicht nur dezimiert, sondern auch zum größeren Teile vollständig zersprengt und aufgelöst. Die Beute der Landeswehr war sehr groß; von besonderer Wichtigkeit war die Erbeutung eines großen Eisenbahnparks, fast der gesamten bolschewistischen Artillerie und der Staatskasse von Räte-Lettland, die in die Hände der Landeswehr gefallen war.

Die Verluste der Landeswehr waren der Zahl nach verhältnismäßig gering: es waren 11 Tote zu beklagen.

Zur Verfolgung des Feindes wurden nur schwache Kräfte der Landeswehr angesetzt. Am 24. Mai hatte die russische Abteilung Lieven ein blutiges, aber erfolgreiches Gefecht bei Hollershof, in dem der Führer Fürst Lieven schwer verwundet wurde. Dem weiteren Vormarsch der Landeswehr nach Norden, den Needra für unumgänglich erklärte, um seine Anhängerschaft in Livland zu erfassen und seiner Regierung den erforderlichen Rückhalt zu geben, stellte sich die lettische Nordarmee, die die Ulmanis-Regierung unterstützte, zusammen mit estnischen Hilfstruppen entgegen. In den hieraus resultierenden kriegerischen Auseinandersetzungen konnte die Landeswehr den durch Panzerzüge und schwere Artillerie unterstützten estnischen Truppen auf die Dauer nicht standhalten, und es kam zum Waffenstillstande von Strasdenhof, in dessen Ergebnis die Landeswehr sich gezwungen sah, die Ulmanis-Regierung anzuerkennen und sich ihr zu unterstellen.

An die Stelle von Major Fletcher trat am 12. Juli als Chef der Baltischen Landeswehr der englische Oberstleutnant Alexander, der seinerseits dem lettländischen Oberkommandierenden unterstand. Die Entente forderte außerdem die Abberufung sämtlicher reichsdeutschen Offiziere und Mannschaften, die im Juli und August 1919 zum allergrößten Teil die Landeswehr verließen. Schweren Herzens sahen die Balten ihre treuen Kriegskameraden scheiden. Die Sommermonate verbrachte die Landeswehr in Ruhestellung bei Tuckum, welche Zeit zu ihrer Umformierung und weiteren Ausbildung verwandt wurde.

Lettgallen

Anfang September wurde die Baltische Landeswehr aus ihrer Ruhestellung über Riga an die bolschewistische Front bei

Kreuzburg an die Düna abtransportiert. Im Kommandobestand der Baltischen Landeswehr waren wesentliche Veränderungen vor sich gegangen. Dem englischen Obersten Alexander, der Chef der Landeswehr war, wurde der frühere Kapitän zur See Georg Baron Taube als Befehlshaber zur Seite gestellt. Zum Chef des Stabes wurde Major Baron Rahden ernannt. Die Führung des Stoßtrupps hatte Kommandeur Heinrich Baron Manteuffel übernommen, das 2. Detachement führte Kommandeur Barth und das 3. — Kommandeur Baron Karl Hahn.

Am 16. und 18. September löste die Landeswehr lettische Truppenteile in ihren Frontstellungen ab und übernahm bei Lievenhof einen über 20 Kilometer langen Abschnitt. Der ganze September war durch lebhafte Patrouillentätigkeit ausgefüllt, wobei es vielfach gelang, dem Feind erhebliche Verluste beizubringen. So hob eine Patrouille der 1. Kompagnie des Detachements Hahn am 23. September eine feindliche Feldwache von 21 Mann in Lotzkoje aus und am 28. September eine Patrouille der 1. Schwadron Stoßtrupp eine feindliche Feldwache von 6 Mann in Stykani.

Am 3. Oktober überschritten lettische Truppen die Düna südlich Lievenhof und besetzten die Stadt. Nachrückend marschierte die 2. Schwadron des Stoßtrupps in Lievenhof ein. In der Nacht überschritt die 1. Schwadron Stoßtrupp die Dubna und stieß am Morgen bei Mutiniki auf starken feindlichen Widerstand. Nach einem heftigen Gefecht gelang es, Mutiniki einzunehmen und 30 Gefangene zu machen.

Lievenhof bildete nun für mehrere Monate den Mittelpunkt der Landeswehrstellung. Die Landeswehr baute ihre Stellungen aus; da das Gebiet wenig besiedelt war, mußten vielfach Unterstände für die Unterbringung der Truppen gebaut werden. Die bolschewistische Front war zum Teil weit von der Landeswehrfront entfernt, da sich zwischen den Stellungen ein großes Sumpfgelände hinzog. Während der Monate Oktober bis Dezember wurden von der Landeswehr viele erfolgreiche Patrouillen ausgeführt, deren wichtigste hier aufgezählt seien:

Am 12. Oktober überfiel eine Patrouille der 5. und 6. Schwadron des Stoßtrupps eine feindliche Feldwache in Spritsch, die vernichtet wurde, wobei viele Gefangene eingebracht wurden.

Eine Patrouille der Minenwerferkompagnie Hahn überrumpelte am 26. Oktober 2 feindliche Feldwachen bei Salatz und machte 19 Gefangene.

Am 11. November führte die Stoßtruppe ein großes Patrouillenunternehmen durch, an dem sich die 1. Schwadron und Teile der anderen Schwadronen beteiligten. Sie durchschlich auf Sumpfwegen die feindliche Front, überfiel eine 6 Kilometer hinter der Front bei Nitzgal gelegene schwere feindliche Batterie, die erstürmt wurde, rollte die feindliche Front in einer Ausdehnung von etwa 15 Kilometern auf, wobei der Feind neben seinen blutigen Verlusten 125 Gefangene, 55 Pferde, 2 schwere Geschütze, 3 M.-G. u. a. m. einbüßte.

Ein zweites großes Unternehmen wurde am 20. Dezember von der Stoßtruppe ausgeführt, an dem sich die 2. und 6. Schwadron und Gruppen anderer Schwadronen beteiligten. Auch hier wurde die feindliche Front in der Nacht unbemerkt durchgangen und eine feindliche Batterie bei Klewinskoje überfallen. Die Batterie wurde erstürmt, und es gelang, 30 Gefangene, 40 Pferde, 2 leichte Geschütze, 2 M.-G. u. a. m. zu erbeuten.

Um sich zu rächen, überfielen die Bolschewiken am 27. Dezember eine Feldwache der 6. Schwadron des Stoßtrupps. Es gelang ihnen, unbemerkt heranzukommen und die Feldwache zu umzingeln. Trotz mehrfacher Ueberlegenheit wurden die Bolschewiken zum Teil zusammengeschossen und ergriffen die Flucht.

Das lettische Oberkommando befahl zum 3. Januar 1920 den allgemeinen Vormarsch, der die Eroberung von Lettgallen zum Ziel hatte. Von Westen aus marschierte die lettländische Armee, in deren Zentrum die Landeswehr vorging, während von Südwesten die Polen den Vormarsch unterstützten. Auch die Landeswehr erhielt den Befehl, in ihrem Abschnitt die feindliche Front zu überrennen und bis zur Linie Schkiltery—Wultzany — Roschanowo — Wymenisch — Malniki — Lipeneek — Budiß vorzugehen. Da die Landeswehr über die gegenüberliegenden feindlichen Stellungen außerordentlich gut unterrichtet war, gelang es ihr im Laufe einer knappen Stunde, die Bolschewiken aus ihren Stellungen zu vertreiben. Da die Bolschewiken infolge der vielen erfolgreichen Unternehmungen der Landeswehr ernste Gefechte scheuten, leisteten sie nur geringen Widerstand und verließen vielfach schon beim ersten Schuß fluchtartig ihre Stellungen. Die Verluste der Landeswehr waren entsprechend gering (4 Verwundete), während die Bolschewiken neben den blutigen Verlusten über 60 Gefangene und 2 M.-G. einbüßten, die in der Hauptsache vom Detachement Hahn erbeutet wurden. Bis zum Anrücken des 9. lettischen Regiments entstand am

rechten Flügel des Stoßtrupps bei der 5. Schwadron während mehrerer Stunden eine Lücke; die Bolschewiken nutzten sie zu einem Gegenangriff aus, wurden jedoch blutig abgewiesen. Die Landeswehr verblieb an diesem Abschnitt bis zum 10. Januar.

In der Nacht zum 11. Januar begann der weitere Vormarsch der Baltischen Landeswehr. In den Morgenstunden stieß das Detachement Hahn unter stellvertretender Führung von Rittmeister Binckau bis Antaki vor; dort wurde der Vorstoß von einem Teil des Detachements Barth unter Führung von Rittmeister Peitan aufgenommen und bis Lozony durchgeführt. Der Feind hatte sich, durch die starke Patrouillentätigkeit der Landeswehr beunruhigt, bereits in der Nacht zurückgezogen, so daß die neue Linie ohne Kampf besetzt werden konnte. Mit dieser neuen Linie war eine Stellung erreicht, die dem weiteren Vormarsch als Basis diente. Während des ganzen Vormarsches erreichte die Landeswehr ausnahmslos die ihr vom lettländischen Oberkommando gesteckten Tagesziele, die öfters auch wesentlich überschritten wurden.

In der Nacht zum 13. Januar stieß die Landeswehr in 3 Gruppen vor. Die Stoßtruppe umging die feindliche Batteriestellung bei Snutyn, doch war die Batterie bereits abgerückt. Ein Teil des Stoßtrupps ging nun frontal auf Moskwina vor und stieß um 10 Uhr vormittags auf den Feind, der die überragenden Höhen besetzt hatte und sich tapfer verteidigte. Ueber deckungsloses Gelände und durch knietiefen Schnee stürmte die 1. Schwadron Stoßtrupp den Ort, warf den Gegner aus seinen Stellungen und verfolgte ihn bis Malyje-Rumpy. Unterdessen war die 2. Schwadron Stoßtrupp auf starken feindlichen Widerstand bei Wajwody gestoßen, das im Verein mit einem Bataillon des 9. lettischen Regiments genommen wurde. Die 2. Schwadron schwenkte nun nach Norden ab, stieß jedoch bei Leitzky erneut auf starken Widerstand. Die feindliche Stellung wurde gestürmt und der Gegner bis Preli verfolgt, das unter dem Schutz der 2. Schwadron vom 3. Bataillon des 9. lettischen Regiments ohne Kampf besetzt werden konnte.

Das Detachement Hahn eroberte nach kurzem Gefecht Bolschije-Rumpy und hatte einen zweiten Zusammenstoß mit dem Feinde bei Sareni. Die Gruppe des Detachements Barth hatte ein Gefecht bei Prokuli und Lakowskije und warf den Feind aus seinen Stellungen. Am Abend waren auf der ganzen Front

die befohlenen Stellungen erreicht. Die Landeswehr hatte 57 Gefangene gemacht, ein M.=G. und anderes erbeutet.

Am 14. Januar verblieb die Landeswehr in ihren Stellungen. Der weitere Vormarsch erfolgte am 15. Januar, der die Kampftruppen der Landeswehr bis zum Nachmittag in ihre neuen Stellungen führte, ohne daß sie auf den Feind stießen. Trotzdem erforderte dieser Vormarschtag ungeheure Anstrengungen der Truppen, da die Landeswehr auf völlig verschneiten Wegen bei Schneesturm und —27 Grad Celsius ungefähr 12 Stunden unterwegs war. Eine Patrouille des Detachements Hahn stieß am selben Abend bis Sui vor, wurde dort umzingelt, wobei alle 3 Mann verwundet in die Hände des Feindes fielen. Zur Befreiung ihrer Kameraden drang eine Patrouille der 1. Kompagnie Det. Hahn am 16. Januar früh nach überraschendem Angriff in Sui ein, schlug die Bolschewiken in die Flucht und machte 26 Gefangene, ohne jedoch ihre Kameraden vorzufinden.

Am 16. Januar nahm das Detachement Barth nach einem schweren Gefecht gemeinsam mit dem 2. lettischen Regiment Growerischki, wobei der Feind schwere Verluste hatte und 15 Tote hinterließ, meist Chinesen. Die 1. Kompagnie Det. Barth erbeutete hierbei 2 Maschinengewehre. Das Detachement stieß anschließend bis Russkije Tiskaty vor. Am Abend des 16. Januar erreichte die Landeswehr der Befehl zum weiteren Vormarsch am selben Tage, doch konnte dem Befehl infolge seiner Verspätung nicht mehr Folge geleistet werden. In der Nacht mußte die 2. Schwadron dem 9. lettischen Regiment, das in schwere Kämpfe bei Mosgy verwickelt war, zu Hilfe eilen.

Am 17. Januar frühmorgens setzt die Landeswehr befehlsgemäß ihren Vormarsch fort und erreicht kampflos folgende Linie: Stoßtruppe — Bahnhof Antonopol, wo ihr 30 Kolonnenwagen, 2 Waggons und eine große Menge M.=G.=Munition in die Hände fallen; Detachement Hahn — Malta; Detachement Barth — Bjeloglasowka. In diesem Raum findet die Kampftruppe endlich Gelegenheit, sich von den übergroßen Anstrengungen der letzten Tage etwas zu erholen.

Die blutigen Verluste der Landeswehr waren zwar bisher recht gering gewesen, jedoch hatte die Truppe unter der außerordentlich starken Kälte schwer zu leiden. Zahlreiche Frostschäden und eine plötzlich auftretende Grippe=Epidemie hatten empfindliche Lücken gerissen. Die gegnerischen Truppen, die vor

unserem Vorstoß weit zurückgewichen waren, hatten sich inzwischen wieder gesammelt und, verstärkt durch herangeführte Reserven — darunter das Internationale Kommunisten-Regiment —, günstige Stellungen besetzt. Starke Gegenangriffe auf unserem linken Flügel werden vom 2. Windauer Regiment restlos abgewiesen.

Für den 20. Januar waren von der Landeswehr örtliche Vorstöße, zur Einnahme einer günstigeren Stellung, geplant. Da wird der Oberstab der Landeswehr, ganz unerwartet, am Nachmittag des 19. Januar in den Divisions-Stab nach Preli (35 Kilometer) befohlen. Der Angriffsbefehl für die nächsten Tage wird erteilt und besprochen.

Die Landeswehr hatte die Aufgabe, am 20. Januar 6 Uhr 30 vormittags von Südwesten auf Rositten vorzustoßen, um so das 2. Windausche Regiment bei der Einnahme der Stadt zu unterstützen. Den 21. Januar sollte von der Landeswehr die Linie Ostrowskije—Antischi besetzt werden.

Durch die Nacht geht die Fahrt zurück nach Malta. Erst um 3 Uhr vormittags konnte hier den Detachementsführern der Befehl für den weiteren Vormarsch diktiert werden. Trotz der unerhört späten Ausgabe der Gefechtsbefehle war es möglich gemacht worden, in der außerordentlich kurzen zur Verfügung stehenden Zeit die notwendigsten Vorbereitungen zu treffen. Die Kampftruppen der Landeswehr standen bereits um 6.30 Uhr vormittags des 20. Januar zum Angriff auf der ganzen Front bereit.

Die einzelnen Detachements hatten am ersten Angriffstage folgende Abschnitte zu erreichen:

Detachement Stoßtrupp: Bednaja—Gaiduli.

Detachement Hahn anschließend an Stoßtruppe über Skui bis Kriwiny.

Detachement Barth anschließend über Bodi bis Slobodka—Dolny.

Detachement Hahn tritt um 6.30 Uhr vormittags in zwei Hauptgruppen zum Angriff an. Die linke kleinere Gruppe, 3. Kompagnie, sollte direkt auf Los vorstoßen und Verbindung mit Detachement Barth halten. Die rechte, größere Gruppe über Djeni—Papylischki nach Nordosten.

Aus Semskaja wird der Gegner durch Umgehung von Süden leicht herausgedrückt, jedoch setzt er sich mit starken Kräften in Djeni fest, das beherrschend auf freier Höhe liegt. Artillerie

und M.=W. werden vorgezogen. Der Angriff beginnt von Westen und Südwesten.

Ein feindlicher Panzerzug mit 4 Geschützen und M.=G.'s bestückt, greift auf nächste Entfernung in den Kampf ein. Trotz zäher Verteidigung wird das Dorf um 9 Uhr vormittags im Sturm genommen. Der feindliche Panzerzug zieht sich, heftig feuernd, auf Bekschi zurück.

Detachement Hahn dreht von Djeni nach Norden ab, stößt aber schon bei Papylischki auf energischen Widerstand, verstärkt durch den feindlichen Panzerzug, der aus Gegend Bekschi das vorgehende Detachement unter heftiges Feuer nimmt. Unsere M.=W. werden weit vorgezogen und greifen energisch in den Kampf ein. Papylischki wird, trotz hartnäckiger Verteidigung, durch umfassenden Angriff bereits um 10 Uhr vorm. genommen.

Um 9.30 Uhr vorm. trifft in Djeni der lettische Panzerzug mit der 5. Schwadron Stoßtruppe an Bord ein. Der feindliche Zug wird unter heftiges Feuer genommen und zieht sich langsam nach Norden zurück. Erst in Höhe von Balbuschi verläßt die 5. Schwadron Stoßtruppe unter feindlichem Feuer den Panzerzug und besetzt das erwähnte Dorf.

Verbindungsaufnahme und einheitliches Vorgehen der Detachements war durch sehr starken Nebel aufs äußerste erschwert.

Das Detachement Stoßtruppe war um 7.30 vormittags mit seinem Gros von Antonopol aufgebrochen und hatte bei Astiki und Bekschi leichte Gefechte. Bei Schwarki biegt die Stoßtruppe nach Nordosten ab und geht auf Gaiduli vor. Bereits 2 Uhr nachmittags hat das Detachement die befohlene Stellung bis Bednaja ohne wesentliche Kämpfe besetzt, annähernd 100 Gefangene und diverse Beute gemacht, während ihre eigenen Verluste nur 1 Schwerverwundeten betragen.

Um 1.25 nachmittags trifft beim Oberstab die Meldung ein, daß Detachement Hahn mit 1. Kompagnie und M.=G.=Kompagnie Andronowa nach hartem Kampf genommen habe. Gefangene und Beute.

Ein von Kompischki nach Süden flüchtender bolschewistischer Regimentsstab läuft dem Detachement direkt in die Arme. Um 4 Uhr nachmittags besetzt das Detachement nach leichtem Gefecht bei Pawliny die befohlene Stellung bis Balbuschi, wo es mit der Stoßtruppe Verbindung aufnimmt. Die 3. Kompagnie des Detachements trifft erst gegen 6 Uhr nachmittags nach einem Gefecht bei Los in Kriwiny ein.

Das Detachement hatte, außer verschiedenem Kriegsgerät, 4 Offiziere und 71 Mann an Gefangenen gemacht. Doch auch ihre eigenen Verluste waren nicht leicht, ein Offizier und 8 Freiwillige wurden verwundet.

Die schwersten Kämpfe hatte an diesem Tage Detachement Barth zu bestehen. Die Ortschaften Kurzina, Vorwerk Lukno und besonders Kejdany mußten nach erbitterten Kämpfen, trotz zahlenmäßig bedeutender Ueberlegenheit des Gegners und zähester Verteidigung gestürmt werden. Das Detachement kämpfte gegen das 1. Sowjet-Regiment, das zum großen Teil aus Chinesen bestand. Durch knietiefen Schnee und deckungsloses Gelände, durch fast vollständige Passivität des linken Nachbarregiments wurde der Angriff sehr erschwert. So konnte die befohlene Stellung Nad-Oserom — Dolny — Slobodka erst um 6.30 Uhr nachmittags besetzt und mit den Nachbarverbänden Fühlung genommen werden. 15 Gefangene und 1 M.-G. waren die Beute des Detachements. Doch auch die eigenen Verluste betrugen 2 Offiziere und 4 Freiwillige an Verwundeten.

So hatte die Landeswehr die befohlenen Stellungen nach teilweise schweren Kämpfen erreicht. Die gegnerischen Verbände waren zersprengt; das 31., 23., 24. und 1. Sowjet-Regiment hatten die schwersten Verluste erlitten und befanden sich auf dem Rückzuge. Trotzdem war es am Abend des 20. Januar durchaus fraglich, ob es möglich sein würde, die der Landeswehr für den nächsten Tag gestellte schwierige Aufgabe durchzuführen.

Die befohlene Linie war zwar erreicht worden, doch waren besonders die Kompagnien des Detachements Barth übermüdet und vor dem 21. mittags nicht marschfähig. Das 2. Windausche Regiment in unserer linken Flanke, dem eigentlich die Aufgabe zufiel, am 21. Januar Rositten zu erstürmen, hatte am 20. Januar den starken feindlichen Widerstand nicht brechen können, so daß es stark abhing. Und ganz besonders auf unserer rechten Flanke waren die Verhältnisse ungeklärt. Am Nachmittag des 20. Januar hatte die vereinigte Kavallerie-Abteilung der Landeswehr feindlichen Widerstand bei Daimany und Jarostschiki brechen müssen. Doch bei weiterem Vordringen, zur Verbindungsaufnahme mit dem 9. Rez. Regiment, stieß sie noch am Abend auf überlegenen Gegner.

Auch in dieser schwierigen Lage ist die Landeswehr ihrem Grundsatz treugeblieben, daß nur kühnes Zupacken zum Erfolge führt. Der Angriff für den 21. Januar früh wurde befohlen.

Detachement Stoßtruppe stößt mit allen Kräften um 2 Uhr nachts von Bednaja nach Norden vor und versucht die Bahnlinie Rositten—Ludsen in Gegend Boberowa abzuschneiden. Die Stellung der Stoßtruppe wird gegen 3 Uhr vormittags vom Kundschafter-Bataillon des 3. Mitauschen Regiments, das der Landeswehr zur Verfügung gestellt war, besetzt.

Detachement Hahn tritt 6.30 Uhr vormittags an; Ziel: Einnahme Rosittens.

Detachement Barth verbleibt bis zum Mittag des 21. Januar in seiner Stellung; rückt dann nach Osten ab und besetzt die Linie Stoljarowschtna—Kiwli zum Schutz der rechten Flanke der Stoßtruppe. Bis zum Eintreffen des Detachements Barth übernimmt die Kavallerie-Abteilung Mühlen diese Aufgabe, durch möglichst tiefgeführte Patrouillenritte in das Vorgelände.

Detachement Hahn tritt pünktlich um 6.30 vormittags in drei Gruppen zum Angriff auf Rositten an. Die rechte Gruppe überwindet bei Lekschi schwachen Widerstand und dringt von Süden in die Stadt ein. Die mittlere Gruppe erreicht, ohne Widerstand zu finden, Rositten, durcheilt in schnellem Sturmlauf die Stadt und stößt erst am Moskauer Bahnhof auf heftigen Widerstand. Ein Panzerzug und abziehende Truppenteile suchen verzweifelten Widerstand zu leisten. Die 1. Kompagnie greift in den Kampf ein; in schnellem Ansturm wird der Gegner geworfen, der Panzerzug ergreift die Flucht. Um 8.45 vormittags ist die ganze Stadt im Besitz der Landeswehr!

Gegen 100 Gefangene — vom 1. Internationalen Regiment, von den Regimentern: 22., 24., 72. und 74. — ein moderner Panzerwagen und reiche Kriegsbeute fallen in unsere Hand. 12.30 mittags erreicht das 2. Windausche Regiment die Stadt. Am Nachmittag werden Kavallerie-Abteilung Engelhardt und Teile der 4. Schwadron Stoßtruppe von Rositten auf der großen Straße nach Osten vorgeschickt, um mit der Stoßtruppe Verbindung zu suchen.

Um 5 Uhr nachmittags stößt diese Abteilung in Gegend östlich Grischkany auf überlegene feindliche Kräfte; im Angriff werden 15 Gefangene vom 1. Petrograder und 22. Regiment gemacht. Der Gegner weicht nach Norden aus und verschwindet in der Dunkelheit.

Erst um 9 Uhr abends bringt der lettische Panzerzug eine Meldung von der Stoßtruppe.

Das Detachement brach um 3 Uhr vormittags von Bednaja auf. Um 7 Uhr vormittags stieß die Spitze bereits bei Schkinzowa auf den Feind. Im heftigen Häuser- und Straßenkampf konnte fast ein ganzes Sappeur-Bataillon gefangengenommen werden; außerdem wurden zahlreiche Bagagen erbeutet. Um 8.50 Uhr vormittags erreichte die 2. Schwadron Dubinowo. Gleichzeitig setzt ein starker feindlicher Gegenangriff von Bw. Pokumin ein, unterstützt von zwei Panzerzügen, die unsere Stellungen unter starkes Artilleriefeuer nehmen. Auch unsere Artillerie greift ein und zerstört durch Volltreffer zwei feindliche M.-G.'s. Der Angriff wird nicht nur abgeschlagen, sondern es gelingt im Nachstoßen, die dominierenden Höhen an der Bahnlinie zu besetzen und damit um 10.20 vormittags den Bahnkörper zu erreichen. Sprengung oder Zerstörung des Geleises gelang leider nicht, da alle angelegten Handgranaten versagten, Handwerkszeug zum Lösen der Schienen nicht vorhanden war. Der feindliche Widerstand war gebrochen! 3 feindliche Panzerzüge und 2 überfüllte Transportzüge rollten an den Stellungen der Stoßtruppe vorbei und konnten von 9 M.-G.'s unter vernichtendes Feuer genommen werden. Um 12 Uhr mittags erreichte auch die Stoßtrupp-Artillerie, aufgehalten durch vollständig verstümte Wege und ausgepumpte Pferde, das Höhendefilee und konnte noch nach Norden flüchtende Kolonnen unter wirksames Feuer nehmen.

300 Gefangene und reiches Kriegsgerät war die Beute des Detachements.

Die eigenen Verluste betrugen: 1 Toter, 1 Verwundeter und 2 Vermißte.

Das Detachement Barth erreichte, ohne Widerstand zu finden, um 10 Uhr nachmittags die befohlenen Stellungen. Nach Erfüllung ihrer Aufgabe besetzte Kavallerie-Abteilung Mühlen am Abend spät Bandari—Ostrowskije—Bw. Rossiza.

Somit hatte die Landeswehr am 21. Januar 1920 Rositten, die Hauptstadt Lettgallens, erobert und hatte es möglich gemacht, die Front noch am selben Tage über 15 Kilometer nach Osten vorzudrücken.

Ueber 400 Gefangene, M.-G.'s und Kriegsmaterial aller Art waren die Beute des Tages. Am 20. und 21. Januar hatte die Landeswehr gegen 8 verschiedene feindliche Regimenter gekämpft und deren Widerstandskraft zerbrochen.

Daher konnte auch der weitere Vormarsch der Landeswehr bis an die Grenzen Lettgallens, ohne einheitlichen Widerstand zu finden, durchgeführt werden.

Am 28. Januar hatte Detachement Hahn ein kurzes Gefecht bei Sakrinы und brachte 12 Gefangene und 1 M.-G. ein. Am gleichen Tage mußte Detachement Barth bei der Einnahme der Dörfer Wonogi — Dawguli — Nikowa starken Widerstand brechen. Der Feind erlitt schwere Verluste und büßte 3 Gefangene ein. Doch auch die eigenen Verluste betrugen: 1 Toter und 3 Verwundete.

Am 30. Januar 1920 erreichte die Landeswehr die Sinjucha in der Gegend des Fleckens Rosanowskaja. Damit hatte der Vormarsch sein Ende gefunden. In 18 Tagen hatte die Landeswehr, zeitweise unter schweren Kämpfen, eine Strecke von über 160 Kilometern zurückgelegt. Oft fast unpassierbare Wege, unerhörte Kältegrade (bis zu —29 Grad Réaumur), ungenügende Bekleidung, unzureichende Verpflegung, die allerschwierigsten Nachschubverhältnisse, — das waren alles Hindernisse, die noch außer dem Feinde zu überwinden waren.

Unter Anspannung aller Kräfte, von Mann und Roß, gelang es der Landeswehr trotzdem, den ihr gestellten Aufgaben voll und ganz gerecht zu werden. Derselbe Geist, der die Landeswehr durch Kurland vorstürmen ließ, der in fast tollkühnem Vorstoß zur Befreiung Rigas führte, der hat sie auch durch dieses fremde Land geführt, im Bewußtsein ihrer Kraft, im Bewußtsein ihrer Pflicht gegen die Heimat.

Nach dem Vormarsch folgte eine Zeit des Stellungskrieges an der Sinjucha, mit einer anfangs sehr lebhaften Patrouillentätigkeit. Es gelang mehrere kleine Patrouillenunternehmungen auszuführen, von denen eine hier besonders genannt sei, die am 2. März von einer Patrouille der 1. Schwadron Stoßtrupp ausgeführt wurde. Es gelang dieser Patrouille im Bestande von 10 Mann bis zum Dorf Mergeli—Sapytino vorzudringen und in der Nacht den gesamten Regimentsstab des bolschewistischen Regiments 427 mit 6 Offizieren und 9 Mann gefangenzunehmen.

Als die Friedensverhandlungen mit der Sowjetregierung eingeleitet worden waren, flaute die Patrouillentätigkeit immer mehr ab und leitete zu der Zeit über, in der die Landeswehr in weit auseinandergezogener Front die lettgallische Grenze besetzt hielt.

Ende März 1920 nahm Oberst Alexander von der Landeswehr Abschied.

Die Baltische Landeswehr wurde nunmehr zum lettländischen 13. Tuckumschen Infanterieregiment mit deutscher Kommandosprache umformiert.

Vom Sinn der Baltischen Landeswehr

Bei den großen Katastrophen in der Natur hat es von einem bestimmten Standpunkt aus gesehen wohl seine gute Berechtigung, nach Ursachen und Wirkungen, nach Gründen und Folgen zu forschen. Doch wird ihr Wesen in diesem Forschen nicht erfaßt. Wer sie erlebt hat, wer sie gesehen hat, hat in diesem Erleben, diesem Sehen ganz unmittelbar das Große eines Schicksals gespürt, hat teilgehabt an der Wirkung eines Erhabenen. Dieses Erhabene, das in jedem Sturm zum Ausdruck gelangt, ist nicht etwas rational Faßbares, präzise Formulierbares. Es liegt jenseits von Verstand, jenseits von Wissenschaft. Es ist aber dieses Erhabene nicht etwas nur Gedachtes, es ist etwas durchaus Wirkliches, wirklicher als alles Wissen darum. Es ist vielleicht das eigentlichste Wesen des Geschehens.

Dasselbe gilt für die großen Schicksalsschläge, die Menschen, die Völker erleiden. Es gilt für den Krieg.

Mit Recht empfinden wir es als Zurückstehen, fast als Benachteiligung mancher europäischer Völker, daß sie aus dem letzten großen Kriege unbeteiligt, unberührt hervorgingen — sie haben keinen Teil an dem Erhabenen des Schicksals. Mit Recht empfinden wir es als Gnade, daß uns ein Schicksal an diesem Kriege teilnehmen, teilhaben ließ.

Der Krieg war eine Katastrophe und wird eine solche bleiben. Und es ist gar nicht zu fassen, was alles an Werten, materiellen und geistigen, bei diesem Geschehen hinweggefegt worden ist. Und dennoch: es wiegt all das Untergegangene noch lange nicht das Erhabene auf, das in dem Ereignis als solchem liegt, und selbst die höchsten der untergegangenen Werte stehen zwerghaft da neben den Werten, die dieses Schicksal: Krieg erschuf.

„Landeswehr" und „Baltenregiment" heißt das livländische Teilgeschehen des Weltkrieges. Nichtssagend müssen diese Begriffe auf den Fremden wirken. Eine Welt bedeuten sie für den, der daran teilnahm, der aktiv oder passiv an dem Geschehen, das diese Begriffe mit mathematischer Kürze bezeichnen, teilnahm.

Schwer ist es, über den Sinn der Landeswehr zu sprechen. Erhabenheit, Schönheit sind Wesenheiten, die keine Worte kon-

gruent erfassen können. Worte können an ein Verstehen heranführen, Worte können Erlebtes vielleicht wieder heraufbeschwören.

Wenn wir von einem Sinn der Landeswehr sprechen, so zielen wir hier keineswegs auf die historische oder politische Bedeutung der Geschehnisse hin. Wenn auch schon zehn Jahre den Strom der Zeit hinabflossen, so ist die Distanz doch noch zu gering, um einen Ueberblick zu gewähren. Die Entfernung ist zu gering und unser Blick durch zu heißes Interesse an den Dingen nicht klar genug. Eine andere Zeit wird anderen Menschen dieses gegenwartsreiner schildern.

Schließlich: wenn wir hier von einem Sinn der Landeswehr sprechen, so meinen wir nicht den dynamischen Strom des Geschehens, an dem auch diese Kräfte wirkten, sondern das statische Gemälde des Wesens, zu dem auch sie Farben und Linien gab.

Wie entstand die Landeswehr?

Die Deutschen in Livland lebten gesellschaftlich und beruflich in die verschiedensten Gruppen gespalten ihr Leben dahin. Jeder Stand hatte seine festen Formen, die von den Eltern zu den Kindern übergingen. Von Generation zu Generation. Mitunter wurde an diesen Formen Kritik geübt, sie wurden als etwas leer hingestellt. Doch kam eine Aufgabe der ererbten Formen für keine der gesellschaftlichen Schichten in Betracht. Denn wie die Gedanken nur in der heimatlichen Sprache ausgedrückt werden konnten, so konnte der Wille, die Gesinnung nur in den Formen des Brauches, der Sitte zum Handeln, zum Tun führen. Selbstverständlich waren diese Formen.

Es kam der Einfall der bolschewistischen Truppen. Auch hier ließ die ererbte Sitte die Menschen das Selbstverständliche tun. Ließ alle, die es irgend ermöglichen konnten, sich als Freiwillige in die Baltische Landeswehr melden, ließ alle, deren Berufsausübung unentbehrlich war, auf ihrem Posten ausharren. Hier zeigte es sich, daß die Formen, die bis dahin für sehr verschieden galten, im Grunde doch viel Aehnliches hatten. Denn es war nicht so, daß eine geistig hervorragende Gruppe großer Anstrengungen benötigte, um einmütiges Handeln herbeizuführen. Nein, ein jeder tat das Selbstverständliche. Es kam gar nichts anderes in Betracht.

Es kann nicht scharf genug gegen die irrige Meinung aufgetreten werden, als sei die Baltische Landeswehr aus einer begeisterten Stimmung heraus geboren. Menschen, die vier Jahre

hindurch den Krieg erlebt haben, aktiv oder passiv, die durch Hunger und Enttäuschungen zermürbt sind, sind nicht der Boden, auf dem Begeisterung entflammt.

Was die Landeswehr bildete, war das konsequente Handeln, das selbstverständliche Handeln der Sitte gemäß.

Es darf dieses Handeln nicht als irgend verdienstvoll angerechnet werden. Gewiß wurde der, der anders handelte, für nicht anständig angesehen. Der Mangel an Laster ist aber noch lange nicht Tugend.

Dem Soldaten der Landeswehr ist auch niemals der geringste Zweifel über das Selbstverständliche seines Tuns aufgestiegen. Wenn bei der Einnahme der kleinen Städte (Goldingen, Tuckum) die Sieger als „Helden" gepriesen wurden, so wurde das im besten Fall mit gutmütigem Spott aufgenommen. „Held" und jeder andere Begriff, der eine positive ethische Wertung ihres selbstverständlichen Tuns enthielt, war für den Soldaten nur lächerlich.

Dieses Ueberzeugtsein von der Selbstverständlichkeit ihres Tuns, diese absolute Nüchternheit war ihre Stärke. Da Hungern mitunter selbstverständlich war — hungerten sie, da Frieren mitunter selbstverständlich war — froren sie. Da Sterben mitunter selbstverständlich war — starben sie. Und sie taten dieses, ohne ein Wort zu verlieren.*) Es darf ihnen aber auch dieses nicht als Verdienst angerechnet werden. Denn es kam gar nichts anderes in Betracht. Die Form war so straff, daß es ein Handeln außerhalb der Form nicht mehr gab. Es war keine Heldenschar, die die Heimat zurückeroberte und schützte, es war dieselbe Gesellschaft, die sie auch früher war, nur unter etwas anderen Bedingungen.

Worin bestanden diese anderen Bedingungen? Früher lebten sie in bestimmten Formen, jetzt lebte eine bestimmte Form in ihnen. Das früher implizit Gehabte wurde explizit. Es diente die Form nicht mehr — sie herrschte.

Wenn die Form herrscht, ist für persönliches Leben kein Platz mehr. Es tritt überall total in den Hintergrund. Die früher streng gesonderten Gesellschaftsschichten verschmelzen. Persönliche Sympathien und Antipathien haben keinen Raum mehr. An die Stelle gesellschaftlicher Bindungen tritt die Schicksals-

*) Daß man über Hunger und Kälte soldatisch fluchte, tut nichts zur Sache.

gemeinschaft. Auch sie hat ihre Form — die Kameradschaft, in der das Persönliche in einer gereinigten Form zum Ausdruck kommt. Die Aeußerungen persönlichen Erlebens, persönlichen Empfindens, persönlicher Gefühle, sie werden hinfällig. Es führt dieses zu einer eigentümlichen Keuschheit. Einer Keuschheit, die eine jede Gefühlsäußerung als unkeusch empfinden läßt.

Wie kam es, daß dieses Unpersönliche, diese entpersönlichte Gemeinschaft so stark wurde, so stark war? Wie kam es, daß die Form zur Macht wurde?

Form ist nicht Form allein. Form ist nicht nur leere Form. Form ist der Ausdruck von etwas jenseits der Form Liegendem. Form ist Verwirklichung. Form ist die einzige Möglichkeit, in der sich Geist darstellt. Form ist schon Geist.

Tot ist der Buchstabe. Das Wort ward Geist. Die Form ist Geist.

Die Formen, die den einzelnen in die Reihen der Landeswehr zwangen, sie waren nicht leere Kompromisse, sie waren herrschender Geist.

Und die Landeswehr selbst mit ihrem Herrscher Form? Streng war die Form.

Sie vernichtete. Sie nahm dem einzelnen die Möglichkeit, Persönlichstes zum Ausdruck zu bringen. Sie nivellierte, machte alles gleich. Sie verwischte Charakteristisches. In dem Feldgrau und in dem Stahlhelm gingen alle Farben unter. Es gab nicht mehr Stand, es gab nicht mehr gesellschaftliches Ansehen. Es gab nicht mehr persönliches Erleben, Leben, Schicksal. Es gab nicht mehr persönlichen Willen.

Die Form, sie schuf. Sie schuf aus der Summe von Individuen ein Ganzes. Es gab nicht mehr persönliche Interessen. Es gab nur eine Aufgabe. Es gab nicht mehr persönliches Leben, es gab einen Willen. Es gab nicht mehr den Menschen. Es gab nur die Truppe.

Persönlichkeit galt nur soweit, soweit sie den Geist des Ganzen zum Ausdruck bringen konnte. So entstanden Führer. Nicht persönliche Sympathie trug sie, sondern das Ahnen, daß ein überpersönlicher Geist in ihnen verkörpert werde.

Stark war die Landeswehr. Ihr Wille war tausendfach stärker, als Einzelwille es je sein kann. Wenn vor der Einnahme einer Stadt der Tagesbefehl verlesen wurde: Um 1/2 5 Sammeln auf dem Marktplatz, und die Stadt und der Feind

überhaupt noch nicht zu sehen waren, sie lag vierzig Kilometer vor einem, dann fühlte man die Macht dieser unpersönlichen Form fast als persönlichen Zauber.

Daß die Form eine Macht war, das lehrte die Zeit. Der in unendlich mannigfaltigen Formen sich verwirklichende Geist schuf auch die Form Baltische Landeswehr. Eine Form, in der er so stark war, daß er Hindernisse überwand, die für unüberwindbar galten. Aus schwachen Menschen wurden starke, aus egoistischen — dienende, aus gleichgültigen — kämpfende. Der Geist, der dieses zustandegebracht hatte, brauchte sich vor dem nur Materiellen nicht mehr zu fürchten. Er überwand Kälte, Hunger, Stacheldraht, Sümpfe, Entfernungen. Er siegte. Er siegte über das Leben. Die Menschen starben. Er lebte. Der Geist war stärker als die Materie.

Roland Mettig

Die Katastrophe

Neujahr 1919

Wenn heute, nach zehn Jahren, die Gedanken zurückschweifen, so bleiben sie immer wieder an den Ereignissen bei Hinzenberg in der Neujahrsnacht 1919 haften. Fast wie etwas ganz Unwahrscheinliches erscheint es, daß damals das kleine Häuflein Freiwilliger doch in der Mehrzahl aus diesem Hexenkessel zurückgekommen ist. Ungeübt, ohne besonderes Vertrauen zu ihrer Führung, zum größten Teil viel zu jung und darum auch sich nicht vergegenwärtigend, was ihrer harrte, nur getrieben von ihrem Pflichtgefühl, zogen diese Freiwilligen aus, um bei Hinzenberg die Roten aufzuhalten. Die deutsche Nordfront hatte aufgehört zu existieren. Was noch an Soldaten da war, strebte in seine Heimat. An unser armes Land, welches nun dem Vormarsch der Roten preisgegeben war, dachte niemand. Als Wenden von roten Truppen besetzt wurde, entschloß sich die deutsche Armeeleitung, den vordringenden Feind bei Hinzenberg durch unsere Freiwilligenformationen unter reichsdeutscher Führung aufzuhalten. Am 30. Dezember 1918 kam der Befehl zum Ausmarsch. Es sollten zwei Infanterie-Abteilungen der sogenannten „Rigaschen Landeswehr" und eine Batterie mitgehen. Ich war damals erst den zweiten Tag Geschützführer dieser Haubitzbatterie. Wohl war die Batterie, bestehend aus zwei Geschützen, schon formiert, doch mußten, damit sie wirklich gefechtsfertig sei, eine ganze Reihe von Kleinarbeiten gemacht werden; Schieß- und Fahrübungen z. B. hatten noch gar nicht stattgefunden. Da viele unserer freiwilligen Kanoniere ausgebildete Artilleristen waren, machte mir die Schießfertigkeit der Batterie keine Sorge. Wie wird es aber mit dem Fahren gehen? Die freiwilligen Fahrer waren ungeübt, und die Pferde der Bespannung, aus den verschiedensten Formationen uns zugeteilt, waren noch nie zusammen gegangen. Was das zu bedeuten hatte, wußte ich als alter Artillerist nur zu gut.

Am 30. Dezember gegen Abend sollen wir ausrücken. Zur festgesetzten Stunde steht die Batterie auf dem Hofe des früheren Nikolai-Gymnasiums in Kolonne. Kurze Befehle, und der

so fieberhaft erwartete Moment des Ausrückens ist da. Beim Anfahren gibt es Schwierigkeiten, aber es geht noch verhältnismäßig glimpflich ab. Auf dem Güterbahnhof werden wir einwaggoniert. Als endlich alles in den Waggons und auf den Plattformen untergebracht ist, fühlen wir die ungewohnte Arbeit.

Am nächsten Morgen, dem 31. Dezember, trafen wir in Hinzenberg ein. Die Infanterie hatte die Stellung, wenn von einer solchen die Rede sein kann, schon besetzt. Gut Hinzenberg war von einer russischen Abteilung belegt. Unsere Kompagnien sollten die Front vom Gut bis zur Station und weiter nach rechts halten, hatten aber meist keine Verbindung mit den russischen Abteilungen, die rechts von Hinzenberg stehen sollten. Das Kommando über die Abteilung führte Hauptmann L. Die Haubitzbatterie erhielt den Befehl, Stellung im Walde an der Chaussee Hinzenberg—Rodenpois einzunehmen. Der Weg dorthin war sehr mühselig. Die Fahrer hatten die Gespanne nicht in der Gewalt und konnten daher die auf der vereisten Chaussee schleudernden Haubitzen nicht ausrichten. Immer wieder lag eine im Graben, und es kostete unendliche Anstrengung, die schweren Stücke wieder auf die gefrorene Straße zu schieben. Wir brauchten Stunden für den verhältnismäßig kurzen Weg. Unsere Meldereiter waren mit dem Führer schon vorangeritten, um eine entsprechende Stellung zu rekognoszieren. An der Chaussee angelangt, wurde abgesessen, um auf weitere Befehle zu warten. Plötzlich knallen Schüsse von der Brücke her. In gestrecktem Galopp sehen wir einen Reiter längs der Straße auf uns zu jagen. Er wankt so sonderbar! Nun ist er bei uns und rückt seinen Helm zurecht. Eine Kugel ist daran abgeglitten, ganz deutlich sieht man die Spur, er selbst ist unverletzt. „Wir müssen zur Station zurück, denn unsere Reiter haben beobachtet, daß einzelne feindliche Patrouillen die Aa südlich von Hinzenberg überquerten und somit die Batterie der Gefahr ausgesetzt ist, umgangen zu werden.“ Als die Batterie im Begriff ist zu wenden, knallt es auch schon — aber auf größere Entfernung. Wir legten den Weg zur Station ohne jeglichen Zwischenfall in ganz kurzer Zeit zurück. Da die Situation so ungeklärt war und wir annehmen mußten, daß die Roten uns in der Nacht umgehen würden, stellte man die Batterie in nächster Nähe der Station auf. Es dunkelte schon, als wir endlich in Stellung waren und hoffen durften, in den am Bahnhof befindlichen leichten Baracken Unterkunft zu finden. Ich bat um die Er-

laubnis, einen kleinen Rundgang machen zu dürfen, um einen Ueberblick über unsere Lage zu gewinnen. Was ich sah, war nicht ermutigend. Auf dem Bahnhof war ein Zimmer vollgepfercht mit jungen Freiwilligen, welche schon jetzt einen ganz ermüdeten Eindruck machten. Was sollte erst später werden! Im Stabe herrschte eine gespannte Stimmung, denn die Meldungen über den Feind brachten keine Klarheit in die Lage. Auf den Posten dagegen war ganz andere Stimmung. Da traf ich alte Kämpfer, die schon manches durchgemacht hatten und daher gefaßter dem Kommenden entgegensahen. Da spürte man schon etwas von dem Geist, der die später so sieggewohnte Truppe beseelte. Prächtige Leute fand ich, denen wir es zu verdanken haben, daß uns die Roten nicht schon am ersten Abend überrannten.

Es war eine kalte klare Winternacht, Sylvesternacht. Die Mannschaft der Batterie war in den Baracken gut und warm untergebracht. Im Ofen prasselte ein Feuer. Lichtlein gaben dem Raum einen traulichen Schein. Der Hunger begann sich zu regen. Wir entnahmen unsern Tornistern allerlei Herzhaftes, was liebe Hände hineingesteckt hatten. Die Stimmung stieg merklich, ja es wurden sogar Lieder gesungen. Die kleinen Fenster waren sorgfältig verhängt, damit kein Lichtschein herumstreifenden Patrouillen eine Zielmöglichkeit gäbe. Da tut sich die Tür auf und unser Führer, Kapitän Z., steht in unserer Mitte. Er verfügt, die Geschütze schußfertig zu halten, um bei etwaigen Ueberfällen gleich schießen zu können. Kaum hat er die Baracke verlassen, da geht ein ohrenbetäubendes Geknatter los. Wir springen auf, jemand stößt die Lichter um. Nun ist es stockdunkel. Da schreit der eine, der andere auf und fällt stöhnend zusammen. Den Karabiner ergreifen und sich auf den Boden werfen ist die Tat eines Momentes.

Ueber uns splittert das Holz. Kriechend erreiche ich den Ausgang. Da liegt leblos unser Batterieführer. Doch jetzt keine Zeit verlieren. Wir bilden einen liegenden Halbkreis um die Baracke und schießen auf die vor uns aufblitzenden Scheine. „Schießt nicht, Brüder, wir sind die Euren!" tönt uns auf lettisch entgegen. Wir wissen aber sofort, was wir von diesem Anruf zu halten haben und bringen heraus, was der Lauf hergibt. Da splittert mir zwischen den Händen der Kolben meines Karabiners. „Nun hast du was weg," ist mein erster Gedanke, aber ich kann noch gut nach einem andern neben mir liegenden

Karabiner greifen und bin somit noch heil. Das Feuer wird aber immer toller. Auch die Unsern, in der Meinung, daß von uns wenig übriggeblieben, eröffnen von der Station aus in unserer Richtung das Feuer. Da müssen wir nun zurückgehen, zumal ganz besonders starkes M.-G.-Feuer von der andern Seite des Bahndamms einsetzt. Vorsichtig kriechend ziehen wir uns zur Station zurück, von den Eigenen mit Gewehrfeuer begrüßt. Als es ganz besonders bunt wird, suchen wir im Graben unter einer Brücke Schutz, denn es wäre doch zu witzlos, von den eigenen Leuten umgelegt zu werden. Als das Feuer aufhört, verlassen wir unseren Zufluchtsort. Da sind auch schon ein paar von den wenigen übriggebliebenen Leuten der Batterie da. Von 45 Mann sind nur 16 nachgeblieben. Was ist mit den andern geschehen? Liegen sie alle oder haben sie sich im allgemeinen Kampfgetümmel in der Dunkelheit verirrt? Da geht es auch schon wieder an der dem Feinde zugekehrten Front los.

Vor allem mußten wir wieder die Geschütze in unsere Hand bekommen. Ausgeschwärmt gingen wir Artilleristen zur Attacke auf die eigene Batterie los. Doch der Feind war verschwunden. Aber wie sah unsere Batterie aus! Die Gespanne lagen meist am Boden, zwischen den Geschützen lagen tote und verwundete Bolschewiken und in den Baracken unsere eigenen Gefallenen. Vor allem sicherten wir uns, nahmen, da wir in der Nacht doch kein Ziel hatten, die Schlagbolzen heraus, damit die Roten bei einem etwaigen zweiten Vorstoß uns nicht mit unsern eigenen Geschützen kartätschen konnten. Den Pferden gaben wir die Gnadenschüsse. Dann aber zurück zur Station, denn wir waren überzeugt davon, daß die Roten bald wieder angreifen würden. An der übrigen Front ging das Gefecht weiter. Auf der Station erstattete ich dem Detachementsführer Rapport und übernahm auf dessen Verfügung das Kommando der Batterie. Ein Blick in den Warteraum der Station bot ein trauriges Bild. Da kauerten viele ganz junge Freiwillige mit bleichen, verzerrten, zu Tode erschreckten Gesichtern, vollständig unfähig, einen Befehl zu verstehen, geschweige denn ihn auszuführen. Die erste Feuertaufe hatte alle Truppenorganisation gelöst. Dafür hatten sich aber neue Gruppen, kampfkräftige Männer, um vertrauenerweckende Führer geschart, kein Ruhmesblatt für die ursprünglich mit der Führung der Rigaschen Landeswehrkompagnien betrauten Persönlichkeiten. Die neuen Führer der neuen Gruppen, mancher von ihnen hat am nächsten Tage sein Leben

gelassen, waren sich der Verantwortung ihrer Aufgabe und der Situation voll bewußt.

Mit der mir gebliebenen Mannschaft sicherten wir, in Kette ausgeschwärmt, die Stellung in der Richtung Riga, also vom Rücken aus.

Ein Wunder war es, daß die Roten nicht die telephonische Leitung mit Riga durchschnitten hatten, und so erfuhren wir, daß eine Schwadron des Stoßtrupps mit einer leichten Batterie zu unserer Unterstützung herauskommen sollte. Unsere Lage war vom artilleristischen Standpunkt aus betrachtet fast unhaltbar. Die Station mit den um sie gruppierten Häusern liegt wesentlich höher, als die im Norden von den Roten besetzten Gebiete. In dieser bewaldeten Gegend konnte der Feind seine Artillerie versteckt einbauen und das ihm gut sichtbare Hinzenberg zusammenschießen, ohne daß unsere ganz sichtbar placierte Batterie ihm hätte einen wesentlichen Schaden zufügen können. Meine diesbezüglichen Ansichten hatte ich unserem Führer Hauptmann L. mitgeteilt.

Unendlich langsam schlichen die Stunden, die wir in dieser eisigen Sylvesternacht auf anstrengendem Posten verbrachten. Wann kommt endlich die so sehnlichst erwartete Verstärkung? Kommt sie überhaupt? Da kommt der Freiwillige, den ich mit einer Meldung zum Stabe geschickt habe, mit der Nachricht zurück, daß der erwartete Zug aus Rodenpois wieder nach Riga zurückgefahren sei. Das wirkte nicht gerade ermunternd, wir hofften aber doch, daß der Stab Riga etwas unternehmen werde. Stunden vergingen. Wann werden die Roten wieder angreifen? Sind wir nicht schon eingeschlossen und wartet der Feind nur auf den Morgen, um unser kleines Häuflein um so sicherer ausheben zu können? Leicht sollte es ihm nicht werden und lebend sollte er uns auch nicht bekommen, denn wir wußten, was Gefangenschaft für uns bedeutete. Die Stunden krochen, wollten nicht enden, und die dunkle Nacht ließ nur lauschen — ahnen und untätig sein.

Doch da — war das nicht eine Falschmeldung der übermüdet angestrengten Augen — war da nicht ein Leuchten über dem Walde! Abwarten, ruhig bleiben! Doch da wieder — man konnte sogar die dunklen Spitzen des Waldes sich abheben sehen. Nun haben es auch die anderen Kameraden gesehen. Was soll es aber sein? Sind es Leuchtzeichen des Feindes, daß die weitgreifende Umschließung schon gelungen? Doch da ein ferner Pfiff — lang=

gezogen — dann kurze Stöße. — Ein Zug! Also kommt doch Verstärkung! Immer wieder und immer deutlicher sieht man am Himmel den Widerschein der Leuchtkugeln. Auch das Rädergedröhn wird hörbar. — Gleich eine Meldung an den Stab geschickt und dann bis auf weiteres in gespannter Erwartung. — Immer lauter wird das Dröhnen, und da kommen schon zwei feurige Augen um die ferne Waldecke und Leuchtkugeln werfen weißes Licht auf das Bahngleis. Doch langsamer wird die Bewegung des Zuges, ganz vorsichtig schiebt er sich vorwärts. — „Leuchtkugeln hoch, damit die Unsern sehen, wir leben noch!" — „Keine mehr vorhanden" tönt es zurück. Langsam kommt der Zug näher, noch fünfhundert Schritt von uns, und schon will er halten. „Vorwärts, dem Zuge entgegen!" Nun ist die ganze Gegend taghell durch die fast ununterbrochen hochgehenden Leuchtkugeln. Glauben sie etwa, die Station sei schon vom Feinde besetzt, und wollen zurück! „Nicht schießen, hier Landeswehr!" so keuchen wir heran. Von der rückwärts vorgespannten Lokomotive droht eindrucksvoll der Lauf eines schweren M.-G. Die mit Handgranaten bewaffneten Freiwilligen rufen uns von oben zu: „Wie steht's bei euch? In Rodenpois wurde uns von euren Leuten mitgeteilt, Hinzenberg sei geräumt und viele von euch gefangen." — „Unsinn, aber gut ist es, daß ihr da seid, denn lange hätten wir es nicht mehr gemacht." Wir laufen neben dem langsam in die Station einfahrenden Zug. Ganz warm ist es uns geworden und alle Müdigkeit ist weg. Ich geleite den Führer der Stoßtrupp-Schwadron Oberleutnant H. und den Batterieführer Leutnant H. zu unserm Führer. Kurz wird die Lage noch einmal durchgesprochen und beschlossen, mit Anfang der Dämmerung die neue Formation rechts vom Bahndamm einzusetzen. An der Front war es fast still geworden. Scheinbar hatten die Roten doch eingesehen, daß man uns nicht so ohne weiteres überrumpeln konnte. Endlich, endlich graut der Morgen.

Die Schwadron war auswaggoniert und ging, nachdem Patrouillen das Vorgelände rekognosziert hatten, in Ketten vor. Bald hörte man das lustige Knallen der Schüsse. Der Feind zog sich zurück und die Schwadron sicherte in weitem Bogen die Station nordöstlich vom Bahndamm. Mittlerweile war auch die leichte Batterie abgeladen und nahm neben unseren Geschützen Stellung. Wir von der Haubitzbatterie waren nun vom Postendienste frei und kehrten zu unseren Geschützen zurück. Dort

4

bot uns der frühe Wintermorgen ein entsetzliches Bild. Neben unsern toten Pferden lagen gefallene Bolschewiken in ihren grauen Mänteln. Der eine hatte sich offenbar zu verbinden versucht, das Verbandpäckchen herausgezerrt und mit ihm ein Spiel Karten, welche nun verstreut neben den Leichen herumlagen. Unsere Toten fanden wir in den Baracken, doch vermißten wir noch Freiwillige; sie mußten entweder gefangen sein oder im Schutze der Dunkelheit sich nach Rodenpois durchgeschlagen haben. Von diesen mochte wohl das Gerücht über die Einnahme Hinzenbergs stammen. Zum Nachdenken blieb keine Zeit. Es mußte aufgeräumt werden.

Die übriggebliebenen Artilleristen reichten noch zur Bedienung eines Geschützes aus. Als alles klar und das Telephon verlegt war, ließ ich verschiedene Ziele einschießen. Auch die leichte Feldbatterie hatte das Feuer auf die feindlichen Vorposten eröffnet. Es dauerte nicht lange, so kam auch die Antwort von drüben. Und dann kam es Schlag auf Schlag. Drei feindliche Batterien zählte ich, die aber so gut placiert waren, daß man nur dem Schall nach die Richtung nehmen konnte. Wir antworteten daher nur aufs Geratewohl. An der ganzen Front war es lebendig geworden, denn die Roten fühlten überall vor. Das feindliche Artilleriefeuer wurde immer stärker. Trostlos ist es für einen Batterieführer, so dazustehen und nicht wirksam gegen eine feindliche Batterie vorgehen zu können! — Bei der Infanterie wird es immer lebendiger, und besonders heftig geht es an der rechten Flanke bei der Schwadron her. Gegen Mittag wird das Artilleriefeuer besonders heftig. Nachrichten von stärkeren Feindkolonnen treffen ein. Schon mancher Führer ist gefallen. Wie lange noch werden die Gruppen, die sich in der Nacht selbst formiert haben, dem Feinde standhalten? — Mitten im Kampfgetöse grelle Pfiffe, und die Lokomotive dampft ab. Der Lokomotivführer hatte einen unbewachten Moment benutzt, um aus diesem Hexenkessel zu entkommen, und ließ den Zug, in dem auch Verwundete lagen, einfach stehen.

Dieser Augenblick wirkte deprimierend, besonders auf die unfähigen Jungmannschaften, welche sich untätig im Stationsgebäude aufhielten. Die Roten, glaubend, daß wir nun abrücken, setzten mit gesteigertem Artillerie- und Infanteriefeuer ein und drückten an der ganzen Front. Das hielten die Nerven der Jungen nicht mehr aus. Mit vor Grauen aufgerissenen Augen stürzten sie aus dem Stationsgebäude dem Walde zu. Was

half es, daß wir sie mit erhobenen Karabinern bedrohten — wir schrien Taube und Kranke an. Ihr Laufen war nicht aufzuhalten. — Da hallt eine scharfe Stimme zu uns herüber: „Geschütze unbrauchbar machen!" Durch Mark und Bein ging es. Schnell die Bolzen heraus. Da sehen wir schon die geordneten Ketten der Stoßtrupp-Schwadron, welche bis zuletzt die rechte Flanke gehalten, sich zurückziehen. Ihnen schließen wir Artilleristen uns an. Durch tiefen Schnee geht es weglos durch den Wald. Manch einer will nach all den anstrengenden Stunden schlapp werden. Kameradenhände helfen ihm vorwärts. Da springt ein scharfes M.-G.-Feuer am Bahndamm auf. Sollten die Roten uns schon abgeschnitten haben? Doch bald wird alles still. Auch die feindliche Artillerie schweigt. Da kommt eine M.-G.-Gruppe vom Bahndamm her angekeucht: „Nun sind wir durch, Kameraden. Wir kamen gerade an den Bahndamm, als ein Bataillon Bolschewiken die Schienen passieren wollte. Still bauten wir uns ein, und als es unten so ordentlich schwarz von den Roten war, da legten wir los. Schön hat es da nicht ausgesehen, und was noch laufen konnte, stürzte zurück."

Nach langem, langem Waten durch manchmal knietiefen Schnee erreichten wir Stoke. Hier traf fast zu gleicher Zeit eine Maschine ein, die uns den Rückzug decken sollte. Bald waren auch Waggons da. Was an Verwundeten mit war, wurde vorsichtig hineingehoben. Dann kletterten wir hinein. Müde waren wir, aber geschlafen haben nur wenige, dazu hatte es uns zu sehr hergenommen. Aber gesungen haben wir. Wunderbar ist der Gesang als ein Ventil für so viel Unausgesprochenes, und unsere Herzen waren von so vielem bewegt.

Am Abend des 1. Januar 1919 trafen wir in Riga ein und bezogen Feldwache an der Jägelbrücke.

Kommandeur Heinrich Barth

Hinzenberg

Eines Morgens, am 31. Dezember 1918, wurde das, was wir gehofft und in zagen Stunden wohl auch gefürchtet hatten, wahr: heute noch sollten wir ausrücken — dem Feinde entgegen.

Vom Morgen an wurde fieberhaft gearbeitet. Wir empfingen vollständige Ausrüstung: Wäsche, Stiefel, Waffen, die Fahrer Parabellumpistolen, Tornister, Riemenzeug und was sonst noch alles zur Soldatenausrüstung gehört.

Im Fluge verstrichen die Stunden vor dem Ausmarsch. Ein warmes Abendessen, eiliges Abschiednehmen von den in Riga bleibenden Kameraden füllten die kurz bemessene freie Zeit, dann wurde die Batterie abmarschbereit gemacht, die Pferde angeschirrt und hinaus gings — in's Dunkle hinein.

Auf dem Güterbahnhof wurden die Batterie und zwei Züge der Stoßtruppe verladen. Jeder gab sein Bestes her und alles klappte wider Erwarten gut.

Wir Fahrer hatten unsere Pferde zu sechs in einem Güterwagen untergebracht, abgesattelt, einige Ballen Heu hineingeschafft und es uns nach Möglichkeit gemütlich gemacht. — Es konnte also losgehen — es ging aber nicht so bald los. — Scheinbar trieben die Eisenbahner ein wenig Sabotage.

Die Unruhe der Erwartung ließ uns bald wieder aus dem mittlerweile, dank unseren Pferden, recht mollig warm gewordenen Wagen hinaus auf die Verladerampe treten.

Hinter mir lagen zum Greifen nah die erleuchteten Fenster der Großstadthäuser.

Da irgendwo erwarteten unsere Lieben in Sorge das kommende Jahr. Die wenigsten wußten, daß wir heute hinauszogen. Vor mir lag die Stadtweide, irgendwo weiter die Vorstädte, das Dunkel über ihnen zerrissen von flackerndem Licht vieler Leuchtraketen, die Stille der Nacht unterbrochen von ruhelosem Geknatter. — Sollte der Pöbel bewaffnet sein? — Es lag etwas unendlich Unheimliches über dieser Neujahrsnacht, in dem nervösen Knallen der Schüsse, in dem unsteten Licht verglimmender Leuchtraketen.

Ich war froh, als das Kommando „Einsteigen" erscholl und der anfahrende Zug mich und meine Gedanken dem unheilvollen Zauber dieser Neujahrsnacht entriß.

Langsam rollte der Zug aus dem Gewirr der Bahnhofsgeleise hinaus auf die Strecke.

Wir schlossen die Tür und machten es uns beim kärglichen Schein einer Stallaterne so bequem als möglich. Allmählich verstummten die Gespräche, verglommen die Zigaretten und einen nach dem anderen übermannte der Schlaf.

Wie lange ich geschlafen haben mochte, weiß ich nicht. Ich erwachte wohl davon, daß der Zug irgendwo hielt, durch einen Spalt in der Tür drang grelles Licht und aufgeregtes Stimmengewirr zu uns herein. — Raus und nachsehen was los ist! — Wir waren in Rodenpois. Vor der Station standen unser Kom-

mandeur und der Instruktionsoffizier, umringt von einem Haufen russisch und deutsch durcheinandersprechender und schreiender L.-W.-Leute. Mit Mühe war den aufgeregten Berichten zu entnehmen, daß die L.-W. in Hinzenberg vor einigen Stunden überfallen und vernichtet oder gefangen genommen worden war, nur die wenigen hier hätten sich durchgeschlagen. Die Berichte klangen stark übertrieben und das Durchschlagen sah bedenklich nach Hasenpanier aus. Unsere Offiziere ließen sich denn auch nicht einschüchtern. Leutnant S.'s Kommandostimme verschaffte sich bald Gehör, sein: „Ein Hundsfott, der nicht mit uns fährt seine Kameraden herausholen!" verfehlte seine Wirkung nicht, ein Teil der L.-W.-Leute stieg nach einigem Zögern ein und weiter ging es.

An Schlafen war nicht mehr zu denken: die nächste Viertelstunde konnte die Entscheidung bringen, — ob wir nach Hinzenberg durchkommen, ob die Berichte auf Wahrheit beruhen oder nicht.

Ganz langsam rollte der Zug vorwärts. Eine vorausgeschickte Patrouille schoß ab und zu Leuchtraketen ab, zum Zeichen, daß vorne alles in Ordnung sei. Wunderbar tauchte dann der tief verschneite Winterwald vor uns auf, um gleich darauf wieder im Dunkel zu versinken. Uns wurde der Befehl gegeben, sich auf dem Boden des Wagens mit schußbereiter Waffe hinzulegen.

Wie lange wir so bäuchlings liegend durch den ab und zu wunderbar erleuchteten Winterwald fuhren, weiß ich nicht, mich dünkte es eine Ewigkeit. — Das Ungewisse der Situation, die unbequeme Lage auf dem Boden des Waggons, das unendlich langsame Tempo des Zuges, alles zerrte an den gespannten Nerven und ließ die Zeit träge dahinschleichen. Oefters hielt der Zug, um dann wieder vorsichtig vorwärts zu rollen.

Ganz allmählich dämmerte im Osten der kommende Tag. Die Patrouille vorne schien eingezogen worden zu sein; es kam der langersehnte Befehl durch, es sich wieder bequem zu machen und zu schlafen. Der Zug schlug ein flotteres Tempo an. Mit grauendem Morgen rollten wir unangefochten nach Hinzenberg hinein. Kurz vor der Station in einem Wäldchen sahen wir im Vorüberfahren erschossene Pferde liegen. Mit dem Ueberfall hatte es also scheinbar seine Richtigkeit.

Gleich darauf hielt der Zug.

Leutnant S. kam an unseren Wagen, wir wünschten ihm Glück zum neuen Jahr und erhielten den Befehl, uns ruhig schlafen zu legen, da erst bei endgültigem Tagesanbruch ausgeladen werden würde und wir unsere Kräfte schonen sollten. Vom Feinde sei vorläufig nichts zu sehen, er sei wohl vor unserem Anrollen abgezogen.

Aus dem Schlafen wurde natürlich nichts, denn es schien ja wohl klar, daß es heute die Feuertaufe geben würde.

Das Kommando zum Ausladen ließ nicht lange auf sich warten. In Richtung Segewold hämmerten einige M.-G. „Unsere M.-G. werden eingeschossen," war die lakonische Antwort auf unsere diesbezügliche Frage. Das klang doch sehr sonderbar. Wir fuhren unsere Geschütze von der Verladerampe hinunter auf einen freien Platz am Bahngeleise in Richtung Riga, wo auch abgeprotzt wurde.

Hierbei hatte ich Gelegenheit, mir die Gegend etwas genauer anzusehen. Hinter unseren Geschützen auf einer freien Bodenerhebung, kurz vor einigen Villen, standen verlassen die Protzen und Haubitzen der Batterie Zinnius. Auf dem Bahnhofsplatz, zwischen Krug und Stationsgebäude, das aus einem hölzernen Notbau bestand, waren in ziemlichem Durcheinander Bagagewagen, Feldküchen, einige Maschinengewehre, Bauernschlitten etc. aufgefahren. Ueberall sah man übernächtigte L.-W.-Leute hin- und herlaufen und herumstehen. Die ganze Situation machte auf mich einen etwas beunruhigenden Eindruck. Zum Glück gab's nicht viel Zeit zum Nachdenken und Beobachten, hatte man doch auf Kommandos zu achten und mit seinen beiden Pferden vollauf zu tun. Mit dem Fahren wollte es immer noch nicht klappen, die Pferde hatten durchaus „einen Kopf für sich", und ich muß gestehen, sie verstanden das, worauf es beim Artilleriefahrer ankommt, durchaus besser als wir.

Nachdem abgeprotzt war, sollte je ein Mann der Geschützbespannung zum Kruge, um sich Stallungen für unsere Pferde anzusehen. Ueber dem Bahnhofsplatz, den ich, um diesen Befehl auszuführen, überqueren mußte, pfiffen die ersten Kugeln. Ein Corpsbruder, den ich traf, klärte mich darüber auf, daß dieses sonderbare Gezwitscher über uns von Kugeln und zwar von feindlichen Kugeln herrühre.

Das Infanterie- und Maschinengewehrfeuer in Richtung Segewold und rechts vom Bahndamm war recht heftig geworden. Es ging also los! Dabei standen unsere Geschütze in sehr un-

günstiger Stellung an der Bahn und wir suchten Pferdeställe! Sonderbar! Höchst sonderbar, ging mir's durch den Kopf. Aber die Führung mußte ja wohl im Bilde sein. Auf der Straße vor dem Kruge pfiffen die Kugeln schon ganz lustig. Es klang recht harmlos und machte anfangs keinen sonderlichen Eindruck auf mich. Der Stall war bald besichtigt, einige unserer Bagagepferde waren schon untergebracht und Platz reichlich vorhanden.

Auf dem Rückwege zur Batterie erfuhr ich, daß in der Nacht tatsächlich ein Gefecht stattgefunden hatte, einige behaupteten, die Bolschewiken hätten einen regelrechten Ueberfall gemacht, andere wieder, die eigenen Leute hätten sich im Dunkeln beschossen, jedenfalls war eine Reihe Toter zu beklagen, darunter der Batterieführer Zinnius.

„Die Geschützbespannung bleibt in der Nähe der Batterie, die Fahrer haben aufzusitzen, um bereit zu sein, Stellungswechsel vorzunehmen!", war die Antwort auf meine Meldung bezüglich der Stallungen. Unsere Protze stand ziemlich gedeckt am Bahndamm. Vom Sattel aus übersah man gut den Bahnhof und das Gelände rechts von uns, jenseits des Schienenstranges. Links, durch spärlichen Kiefernbestand verdeckt, sah man, noch immer verlassen, die Haubitzbatterie Zinnius stehen.

Das Gefecht entwickelte sich anscheinend immer weiter.

In Richtung Segewold, auch links und rechts davon, brodelte fast ununterbrochenes Schützen- und Maschinengewehrfeuer. Von da kamen auch ab und zu, einzeln und in Schauern, allerdings hoch über unsere Köpfe hinweg, die bleiernen Grüße des Feindes geschwirrt.

So tatenlos auf seinem Gaul zu hocken, nicht auch irgendwie aktiv ins Gefecht eingreifen zu können, ist eine harte Aufgabe für einen alten Landsknecht, um wie viel schwerer war es erst für uns, die wir eben noch nur dem Rocke nach Soldaten waren.

Doch bald gab es Abwechslung. Erst in Gestalt eines uniformierten Knaben, der, sein Gewehr krampfhaft an sich gepreßt, tief gebückt im Graben, der den Bahndamm säumte, vorwärtsschlich, um seinen Kameraden, der das Geleise in Richtung Riga beobachtete, abzulösen. Es war ein Anblick, der hier in guter Deckung stark zu schlechten Witzen reizte. Kaum hatten wir durch „ermunternde Zurufe" den Krieger auf seine unnütze Vorsicht aufmerksam gemacht, da kam die nächste Abwechslung in Form einer feindlichen Granate, die mit widerlichem Getöse in dem vorher von mir besichtigten Pferdestall krepierte, Holz-

stücke, Ziegelbrocken und Dreck hochwirbelte und, wie wir nachher erfuhren, einen Kameraden unserer Batterie schwer verwundete. Ich war im Augenblick der Detonation meinen Gäulen instinktiv in die Zügel gefahren, doch bedurfte es dessen nicht, die braven kampferfahrenen Pferde wußten scheinbar genau, daß nicht jede Granate trifft, rührten kein Glied und werden sich höchstens über ihren nervösen Lenker gewundert haben.

Auf unsere Artilleristen schien der grobe Morgengruß der Roten ermunternd gewirkt zu haben: gleich darauf sausten zwei Granaten feindwärts.

Lebhaft entsinne ich mich des freudigen Aufatmens, das sich uns mit dem trotzigen Gebrüll unserer Feldkanonen entrang — endlich Widerstand, Widerstand, den wir warnehmen, wenn auch nur hören konnten. Der Feind blieb die Antwort nicht schuldig! Wir hatten mit unserem Gespann kaum auf dem jetzt reichlich ungemütlichen Bahnhofsplatz, näher zur Batterie Aufstellung genommen, da sausten seine Granaten heran. Eine zerbarst wirkungslos am steinernen Kruggebäude, die andere fuhr ganz in meiner Nähe in das Ende eines Wagens dritter Klasse, in dem unsere Verwundeten untergebracht waren und riß Glassplitter und Blechstücke in wüstem Wirbel in die Luft. — Das war denn doch ein verdammt sonderbares Gefühl. Dann nahm einen wieder die Sorge um die mittlerweile unruhig gewordenen Pferde in Anspruch, neue krasse Bilder drängten sich dem Auge auf und prägten sich bis in die Einzelheiten scharf dem Gedächtnis ein, den Ernst der Lage und die persönliche Gefahr vergessen lassend.

Unser Batterieoffizier und nachheriger Kommandeur v. K. unternahm, um eine Bekämpfung der roten Batterie zu ermöglichen, einen schneidigen Rekognoszierungsritt. Ich sah ihn verwundet zurückkehren und unserem Batterieführer Meldung machen. v. K. war auf die ganz in der Nähe der Station aufgefahrenen feindlichen Geschütze gestoßen und von der Batteriebedeckung heftig beschossen worden.

Das eine unserer Geschütze wurde nun einfach um fast hundertundachtzig Grad gewendet und versuchte die rote Batterie zu fassen.

Mittlerweile war es Mittagszeit geworden und das feindliche Feuer setzte fast mit einem Schlage aus. — Ab und zu nur fiel hier und da ein Schuß, pfiff eine Kugel über uns, oder

zerbarst mit eigentümlichem Knacken an der Mauer des steinernen Kruggebäudes.

Die plötzlich eingetretene Stille wirkte nach dem lebhaften Gefechtslärm besonders beunruhigend und unheimlich, weil alle überzeugt waren, daß von einem Rückzuge des Feindes wohl keine Rede sein konnte, da mittlerweile auch dem Uneingeweihtesten klargeworden sein mußte, daß der Feind mit Erfolg den Versuch machte, unsere beiden Flanken zu umgehen, um uns von Riga abzuschneiden und zu erdrücken. Auch schien ein teilweises Abbauen unserer Stellungen schon befohlen worden zu sein, denn zu den L.-W.-Leuten, die von den Erlebnissen des nächtlichen Gefechts absolut „demoralisiert" waren und sich nur in der Nähe des fahrtbereiten Zuges aufhielten, zu dem so dringend gebotenen Eingreifen ins Gefecht jedoch nicht zu bewegen waren, gesellten sich immer neue, die zwecklos herumstanden und je nach der Lage der feindlichen Granateinschläge in fast panischem Schrecken immer wieder neue Deckung suchten.

Die Disziplin, so weit eine solche in den vor ganz kurzer Zeit formierten Truppen vorhanden gewesen war, schien, neben der Führung, vollkommen versagt zu haben. Unser Wachtmeister benutzte die Feuerpause und verteilte aus den reichlich vorhandenen Vorräten Wein, Brot und Rauchwurst.

Nach einer knappen Stunde setzte, ebenso plötzlich wie es aufgehört hatte, ein überaus heftiges Infanteriefeuer, unterstützt von M.-G.'s und Artillerie, ein. Dem Gefechtslärm nach zu urteilen, hatten die Bolschewiken uns an beiden Flanken beträchtlich überflügelt.

Inmitten des rasenden Feuers, uns war schon der Befehl gegeben, verladebereit zu sein, setzte sich plötzlich unsere Lokomotive in Bewegung und dampfte, auf keine Zurufe und Flüche achtend, nach Riga ab.

Auf dem Bahnhofsplatz und auf dem Bahnhof spielten sich in den kommenden Stunden die wüstesten Szenen ab.

Plötzlich sah man aus einem Wäldchen rechts vom Bahndamm eine Gruppe Infanteristen in Schützenkette auf uns zukommen. — Eine fürchterliche Panik setzte ein. Ganze Gruppen von L.-W.-Leuten verschwanden schleunigst im nahen Walde in Richtung Riga, andere wieder warfen sich unter die Güterwagen auf das Geleise und eröffneten ein regelloses Feuer auf den vermeintlichen Feind. Mit Mühe gelang es einigen Offizieren, das Geschieße zu stoppen, die aufgeregten Gemüter vor-

übergehend zu beruhigen und davon zu überzeugen, daß es sich nicht um anrückende Rote, sondern um eigene zurückgehende Stoßtruppler handelte. Auch ich hatte in dem wilden Durcheinander den Kopf verloren, meine Pistole gezogen und erwartete hinter einem Protzenrade geduckt, jeden Augenblick die ersten Roten in nächster Nähe auftauchen zu sehen. In dieser wenig heldenhaften Pose entdeckte mich ein Corpsbruder, den ich schon vorher ob seiner kühlen Ruhe, mit der er inmitten des Wirrwarrs sorgfältig ein verschneites M.-G. säuberte, beneidet hatte. Sein überlegenes „Steck nur deine Pistole wieder ein, so weit ist es noch gar nicht," ließ mich die Ruhe wiedergewinnen. Etwas beschämt steckte ich die Waffe ein.

Was ich in diesem Augenblick erlebt hatte, erlebten wohl in anderer Form gute achtzig Prozent von uns uniformierten Zivilisten. Hätte nicht auch da ein besonnenes Wort im rechten Moment das Gleiche bewirken können, wie bei mir, und wäre nicht damit mindestens manches nutzlose Opfer vermieden worden? Leider versagten nicht nur die Soldaten, sondern in den meisten Fällen auch die Führung an diesem Tage, der leicht das Grab der Landeswehr hätte werden können.

Einige Zeit später sah ich unseren Batterieführer P., trotz heftigen Feuers, dem er und die lebhaft feuernde Batterie ausgesetzt war, den Versuch machen, versprengte Infanteristen zu sammeln, um sie durch eine ziemlich deutliche Ansprache zu veranlassen, eine Patrouille zu unserer linken Flanke zu unternehmen, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Roten hätten uns vollständig umgangen und seien in allernächster Nähe gesehen worden. — Vergebens! Die feindliche Artillerie, die einige Zeit ohne bestimmtes Ziel hierhin und dorthin gestreut hatte, schien jetzt wieder den Bahnhof unter Feuer zu nehmen. Das halbe Dutzend Dreizöller, das um den Bahnhof herum einschlug, genügte, um den schon ohnehin aufgelösten Verbänden der L.-W. den letzten Halt zu nehmen, fast ununterbrochen sah man einzelne Leute oder auch Gruppen eilig im Walde verschwinden.

Eine Granate sauste in das Dach des hölzernen Bahnhofsgebäudes. Im Augenblick der Detonation quollen aus einem engen Nebenausgang in panischem Schrecken ein Dutzend oder mehr Soldaten, mit vor Angst geweiteten Augen und verzerrten bleichen Gesichtern. Dieser Anblick grub sich mir so tief ins Gedächtnis, daß ich heute noch bis in die Einzel-

heiten scharf diese angstgepeitschten Gestalten vor mir sehe. Im nächsten Augenblick fauchte ein zweites Projektil heran, geduckt erwartete ich die Explosion, stattdessen färbte den schwarzen Hals des Spitzenpferdes vom ersten Geschütz hervorquellendes Blut, ein Nachbarpferd bäumte sich auf und brach jählings zusammen. Die Granate schlug als Blindgänger auf den Boden, machte zwei groteske Sätze und blieb einige Schritte weiter unschuldig liegen.

Einige Minuten später verließ Hauptmann Loebbecke mit seinem Stabe das Stationsgebäude und gab das Zeichen zum allgemeinen Rückzug.

Unsere Artilleristen jagten Schuß auf Schuß, zeitweilig heftig von M.-G. beschossen, den anrückenden Roten entgegen.

Ich stand gedeckt hinter einem Mauervorsprung, schielte mit einem Auge nach meinem Gaul, mit dem anderen nach meinen abrückenden Kameraden und erwartete ungeduldig den Aufbruch der Batterie. Vor mir riß ein Geschoß aus einem Haufen abziehender Soldaten einen zu Boden. Im selben Augenblick war unser Arzt, Dr. T., zur Stelle, bettete mit Hilfe seiner Sanitäter den Verwundeten auf einen Rodelschlitten und legte ruhig „unter sich kreuzendem Geschoß inmitten" seinen Verband an.

Gleich darauf feuerte unsere Batterie zum letztenmal. Da an einen Abtransport der Geschütze nicht zu denken war, der Rückzug ging quer durch den Wald, alle Straßen waren vom Feinde abgeschnitten, wurden die Geschütze durch einige zur Explosion gebrachte Handgranaten untauglich gemacht, dann griffen die Kanoniere jeder eines der in genügender Zahl verlassen dastehenden Pferde und, so schnell es der tiefe Schnee erlaubte, ging es den fast schon gänzlich abgerückten Kameraden nach.

Hinter uns verebbte der Gefechtslärm und verklangen die dröhnenden Einschläge feindlicher Granaten.

An einen geordneten Rückzug war nicht zu denken. In haltloser Flucht strömte alles der Haltestelle Stoke zu. An Führung dachte kein Mensch, möglichst schnell zurück, war der Gedanke, der alle beherrschte.

Wären die Roten nicht so unglaublich schlapp vorgegangen, wäre unser Schicksal wohl schon vor einigen Stunden besiegelt gewesen, oder aber einige entschlossene Leute mit einem M.-G. hätten diesen Rückzug in ein Blutbad verwandeln können, dem kaum jemand entronnen wäre.

In Stoke sammelte sich das geschlagene „Heer“. Es war wohl ein ziemlich winziges Häuflein, das hier zusammenströmte. Ich glaube mich nicht gar zu sehr zu irren, wenn ich die Zahl höchstens auf 300 schätze. Ueberlegt man, daß am Gefecht 50 Prozent davon direkt beteiligt gewesen sind, zerrinnt der nachher von den Roten so gefeierte Sieg des 1. lettischen Schützen-Regiments und der 4. lettischen Batterie, die im Namen „des arbeitenden Volkes Lettlands“ als Ehrenauszeichnung die rote Kriegsfahne erhielten, in ein Nichts. In Stoke nahm ein mittlerweile eingetroffener Zug die Verwundeten und einen Teil der Infanteristen auf.

Eine Lokomotive, besetzt mit einigen Freiwilligen unter Führung des russischen Stabsrittmeisters T., versuchte, bewaffnet mit einem M.-G., nochmals nach Hinzenberg vorzustoßen, um eventuell zurückgebliebene L.-W.-Leute zu retten. Sie kamen nicht durch. Der Feind hatte die Station bereits besetzt.

Wir Artilleristen setzten bald den Rückmarsch zu Pferde fort. Durch verschneiten Winterwald, über Wiesen und Kahlschläge ritten wir in Richtung der Petersburger Chaussee. Ueber uns zog ein deutscher Flieger seine Kreise. Wie gerne wäre ich mit dem Flieger dem traurigen Marsch und der noch immer drohenden Ungewißheit der Lage entronnen, denn es schien durchaus nicht gewiß, ob wir unbehelligt die Chaussee erreichen würden und ob sie überhaupt noch vom Feinde frei war.

Bei sinkender Dämmerung ritten wir aus dem Walde hinaus auf freies Feld. Vor uns lag die Straße nach Riga.

Doch was war das? Am Chausseerande hob sich deutlich vom weißen Hintergrunde in gleichen Abständen eine Kette schwarzer Punkte ab.

Die Straße schien besetzt zu sein! Ein Zurück gab es nicht, war es der Feind, so hätten wir uns durch einen eiligen Rückzug nur verraten. Also vorwärts! Die Kanoniere machten die Karabiner schußbereit, ich lockerte die Pistole im Futteral und, die Nerven aufs äußerste gespannt, rückten wir Schritt um Schritt dem vermeintlichen Feinde entgegen. Kein Schuß fiel, kein Zuruf ertönte. Wollten die Hunde uns herankommen lassen, um uns um so sicherer zu fassen? Sollten wir nun wirklich, nachdem wir dem Schlamassel in Hinzenberg mit heiler Haut entronnen waren, hier auf so blöde Art den Roten in die Fänge laufen? Solche und ähnliche Gedanken kreuzten in buntem Wirbel mein Hirn. Angestrengt suchten die Augen zu

erkennen, ob Freund ob Feind oder etwas anderes sich hinter diesen rätselhaften Punkten barg. Plötzlich hatten es zwei, drei erspäht. „Kinder, das sind ja Weiden!" Befreit atmeten wir auf, und schon hatte der jähe Stimmungswechsel uns sicher an die Nerven gepackt — wir lachten, daß uns die Tränen über die Backen liefen.

Mit hereinbrechender Dunkelheit erreichten wir den Krug Rodenpois. Sämtliche Räume waren vollgepfropft mit L.=W.=Leuten. Wir stellten unsere Pferde unter, erwärmten uns etwas und brachen wieder auf.

Abwechselnd zu Fuß, um die steifen Glieder zu vertreten, dann wieder zu Pferde legten wir die letzten 15 Kilometer nach Riga zurück.

Genau nach 24 Stunden waren wir totmüde und fast erstarrt vor Kälte wieder in Riga, aber ohne Geschütze, ohne Bagagen, die traurigen Reste einer vor kurzem noch „so stolzen Batterie". Am nächsten Tage in den Abendstunden leuchteten die Flammen des brennenden Stadttheaters vielen von uns, darunter auch mir, zum schwersten Gange — hinaus aus der alten Heimatstadt, hinaus vielleicht für immer. Woldemar Helb

Reiterpatrouillen in Kurland

Aus Aufzeichnungen
nach einem Tagebuch

... Am Abend kam die Nachricht, in Edwahlen seien der Verwalter und sein Sohn von Bolschewiken überfallen und ermordet worden; überhaupt waren die Verhältnisse im Norden sehr bedrohlich und ganz ungeklärt; so bekam E. den Befehl, eine Patrouille dorthin auszuschicken. Nun waren wir gerade marschbereit und machten uns also kurz entschlossen am nächsten Morgen, am 30. Januar, nach Edwahlen auf.

Es war klingender Frost, der Himmel blau und wolkenlos; die schneearme Landschaft blitzte in gläsernem Eise.

Wie ich froh war, endlich wieder im Sattel, endlich an meinem Platz zu sein!

Erinnerungen an meine Husarenjahre wurden wach, ernste Gedanken kamen, aber nicht mehr trübe, nicht mehr hoffnungslose. Wir stehen noch auf der Wacht. Unsere junge Landeswehr ist stark geworden und der Tag vielleicht nicht mehr fern, wo wir wieder nehmen werden, was unser ist. — Wie mag es

denen in Riga gehen? Haltet aus, ihr Lieben, ihr Armen, wir wachsen und sammeln Kraft und werden kommen!

Schweigsam und nachdenklich trabten wir in den Wintertag hinein, und die Zeit verging im Fluge. In Aistern fütterten wir und erreichten am Abend spät Hasenpoth.

Da in der Stadt alles vom Stabe und verschiedenen anderen Teilen der Landeswehr besetzt war, quartierten wir uns in einer großen Scheune auf dem Gut Kloster-Hasenpoth ein und schliefen auf Stroh zwischen unseren und fremden Pferden. Im Stabe bekamen wir näheren Befehl: wir sollten über Alschwangen reiten, feststellen, ob dort etwas von den Roten zu hören sei, die Verhältnisse in Edwahlen klären und dann einen in Marren, 20 Kilometer südlich, stehenden kleinen Kavallerietrupp ablösen.

Eine Frontlinie gab es damals hier noch nicht. Die von Litauen her über Wainoden führende mehr oder weniger erkennbare Front führte nach Norden nur etwas über Schrunden an der Windau hinaus, und Marren war ein einsamer, weit vorgeschobener Posten. Von da nach Westen bis zum Meer und nach Norden war alles vollständig unbesetzt und ungesichert, und in diesem Gebiete trieben verschiedene rote Truppen und Banden, unter anderem ein angeblich 300 Reiter starkes Kavallerieregiment, ihr Wesen, raubten, plünderten und mordeten ungestraft.

Nach dem Mittag verließen wir Hasenpoth mit seinem malerisch häßlichen altersgrauen Schloß. Es war grimmig kalt, die Gegend entzückend. In Appricken wollten wir übernachten, ritten vorsichtig in den Hof ein, stellten Posten aus und befahlen, daß niemand den Hof verlassen dürfe. Wir bekamen zufällig Wein zu kaufen, fütterten die Pferde reichlich und wachten die ganze Nacht. Alles blieb ruhig. Das schöne, schlichte Schloß mit dem wuchtigen runden Turm an der Seite liegt in einem alten Park; herrliche Lindenalleen führen von allen Seiten zum Gut.

Am 1. Februar ritten wir im Morgengrauen weiter. Die Gegend wird immer schöner; reiche Bauernhöfe und hübsche Güter wechseln miteinander ab. Schon von weitem sieht man den mächtigen, gelben Schloßkomplex von Alschwangen mit roten steilen Dächern und breiten Türmen über dem Dorf emporragen. H. und ich galoppierten schnell durch den Hof und besetzten für alle Fälle die aus Edwahlen kommende Landstraße, während die andern auf dem Gut blieben. Von dort ritten wir nach

Reggen. Ich trabte an der Spitze als erster hinein. Mein Erscheinen verursachte große Aufregung, und eh ich mich's versah, war der Hof leer. Nur einige Frauen blieben zurück. Es war schon bekannt geworden, daß wir in Alschwangen gewesen waren, und das Gerücht hatte sich verbreitet, wir hätten eine Menge Bauern verhaftet. Ueberall hörten wir von Plündereien aus der letzten Zeit, und alles wußte über die berüchtigten roten Reiter zu erzählen, die irgendwo hinter Goldingen liegen sollten.

Schließlich kamen wir vorsichtig auf Waldwegen an Edwahlen heran, und da nichts Verdächtiges sich zeigte, galoppierten wir hinein und erledigten möglichst schnell unsere Aufgabe. Wir erfuhren, daß seit dem Morde keine Bolschewiken mehr dagewesen seien; damals seien es 50 Reiter gewesen. Dann fingen wir noch einen vorüberfahrenden Goldingenschen Kutscher ab, der uns die Garnison dort als sehr schwach schilderte und von einer Mobilisation der Roten bis zum 16. Jahr erzählte. Wir nahmen ihn aus Vorsicht mit, damit er nicht gleich in Goldingen unser Erscheinen verbreiten könne, und mir war es sehr angenehm, meine schmerzenden, verbogenen Beine in der bequemen Kalesche erholen zu können. In Todaischen, H.'s Gut, tranken wir Kaffee, und R. mußte dableiben.

Am Abend spät kamen wir in Marren an und wurden mit Freuden von den dortigen Reitern begrüßt. Die Wirtin kochte uns ein Abendessen, die Scheunen bargen genug Futter für unsere Pferde, und wir genossen die wohlverdiente Ruhe nach dem 150 Kilometer langen Ritt.

*

Die 19 Reiter zogen weiter östlich nach Lippaiken, und wir richteten uns in Marren gemütlich in Haus und Stall ein. Wir mußten unsere Aufmerksamkeit beständig nach Norden gerichtet halten, ritten täglich, 4—6 Mann stark, Patrouillen in die Umgegend, nach Jateln, Birsen, Guddinieken oder Todaischen, und streiften durch die verschneiten Wälder bis an Goldingen heran. Immer machten wir es so, daß wir um die Mittagszeit auf irgendeinem besseren Hof waren, wurden überall mit Speck und Spiegeleiern bewirtet und ließen die Pferde gut füttern. Zu unserem Aerger bekamen wir aber nicht einen einzigen von den sagenhaften 300 Reitern zu Gesicht, obgleich wir täglich ihre frischen Spuren kreuzten. Bald hier, bald dort waren sie in kleineren Trupps gewesen, oft nur wenige Stunden vor uns, und in Jateln fanden wir einmal noch den gedeckten Tisch

mit vielen leeren Flaschen vor, an welchem vor einer halben Stunde noch eine Bande ihren erfolgreichen Kornraubzug gefeiert hatte.

Es war eine lustige Zeit. Jeden Tag der obligatorische Ritt durch die schöne Gegend, in den freien Stunden Hasenjagden, Whistpartien und Pferdepflegen, an den Abenden gemütliche, kameradschaftliche Plauderstunden am brennenden Ofen, mit Kriegserlebnisse-Erzählen, Anekdoten und lustigem Wortgeplänkel. Allerdings, wenn man des Nachts einsam auf Wache stand, überkam einen manchmal doch ein unangenehmes Gruseln im Gefühl unserer Schwäche und hoffnungslos isolierten Stellung. Besonders ungemütlich wurde es, als wir hörten, daß die Roten Sackenhausen am Meer besetzt hätten, und Gerüchte über einen bevorstehenden Angriff von Goldingen her laut wurden. Da bekamen wir im richtigen Augenblick Verstärkung, 20 Mann der Kompagnie Kleist mit einem Maschinengewehr unter Führung eines Oberleutnant K. . . . .

*

Nach der Einnahme Goldingens, 13. Februar

. . . Nun galt es festzustellen, bis wohin sich die Roten zurückgezogen hatten. Wir sollten gleich nach Osten vorfühlen und wenn möglich bis Kabillen vorstoßen und rückten am selben Abend um 9 Uhr aus. Auf der Windaubrücke ließ uns der Posten durch eine Lücke in den Barrikaden durchschlüpfen, und wir gelangten auf die gerade, lange „Streichenallee“, die nach Osten führte. Warmer Tauwind heulte durch die Linden, unheimlich laut rauschte das Wehr, Wolkenfetzen jagten über den Himmel, und wenn der Mond von Zeit zu Zeit hell hervorbrach, beleuchtete er gespensterhaft große, aufgedunsene Pferdeleiber mit steif in die Höhe gereckten Beinen, die in großen, von Blut schwarzdunklen Pfützen lagen, schien auf die widerlichen, verzerrten Toten, deren starre Augen hell aufblitzten, wenn ein Strahl sie traf, und spiegelte sich im blutroten Tauwasser auf der Straße und im Graben. Umgeworfene Wagen, mit Säcken beladene Schlitten, ein totes Pferd im Geschirr, Gepäck und Kisten lagen noch kilometerweit über den Weg verstreut.

Dann tauchten wir aufatmend in dunklen, tropfenden, duftenden Wald, und L., welcher hier in seinen heimatlichen Revieren jeden Strauch und jeden Baum kannte, führte uns an Gricken und manchen einsamen Gesinden vorbei auf stillen, geheimen Waldwegen stundenlang durch fürstlich Lievenschen Forst



Vormarsch auf Goldingen



Stoßtruppbatterie im Feuer



Ausmarsch der 1. Schwadron aus Tuckum am 20. Mai



Kavallerieabteilung Hahn auf dem Vormarsch nach Riga durch den Tirulsumpf

an Kabillen heran. Es war ein köstlicher Ritt, stockdunkel im Hochwald, taghaller Mondschein auf dem Schnee in den jungen Beständen. Rehe wechselten über den Weg, und ein Fuchs flog wie ein Schatten über die Schneise.

Der Hof lag still und großartig in silbernem Licht da. Wir ritten mutig aber sehr unvorsichtig vor dem Portal vor und polterten nach langen Mühen endlich einen alten Diener heraus. In großer Aufregung erzählte er uns, daß kurz vorher 13 rote Reiter in Eile aus Frauenburg angekommen und sofort wieder ohne Aufenthalt weitergeritten seien, und beschwor uns, gleich wieder umzukehren. Uns wurde es ganz unheimlich zumut, und wir schimpften im stillen über L.'s Leichtfertigkeit, der sich so sicher zu fühlen schien, daß er noch in aller Ruhe ein Frühstück verlangte. In großer Hast servierte uns schließlich der alte Mann mit fliegenden Händen ein dürftiges Nachtmahl, erzählte, während wir aßen, jammernd und bei jedem Geräusch zusammenfahrend, wie die Roten hier alles geplündert und demoliert hätten, horchte beständig zur Tür in die Winternacht hinaus und drängte uns zur Eile. Wir waren recht froh, als endlich wieder das verschwiegene Waldesdunkel uns aufnahm. Es wurde beschlossen, 3 Kilometer weiter im Pastorat, L.'s Vaterhaus, die Pferde zu füttern. Wir saßen im Saal, vorsichtshalber in voller Ausrüstung, am brennenden Kamin, die Pferde standen im Stall unterm Sattel und fraßen ihren Hafer, und L. machte den liebenswürdigen Wirt, ließ Kaffee kochen und brachte einen geräucherten Schinken und prachtvolle Aepfel aus dem Keller. Die Stunden verrannen unter stillen Gesprächen, und die trauliche Gemütlichkeit dieser Nacht schlang das Band treuer Waffenbrüderschaft noch fester um uns.

Im Morgengrauen ritten wir zurück, und als es hell wurde, waren wir in Goldingen.

W. Fromhold-Treu

Aus dem Baltischen Reiterlied

Von W. Baron Engelhardt-Schönheyden

Ueber dem Babitsee,
rauschend in Zügen,
Flocken von weißem Schnee,
Wildschwäne fliegen
mit lauter Klag,
daß ein Reiterherz vorm Siegen
sterbend in der Haide brach.

Hörst du's im Abautal
schluchzen und klagen?
Dort singt die Nachtigall
von heißen Tagen,
von Kampf und Tod,
von der Jugend kühnem Wagen
um des Landes Morgenrot.

Wenn wild der Waldkauz lacht,
Grauwölfe heulen,
wird uns in blut'ger Schlacht
der Tod ereilen, —
das Reiterlos,
das uns führt nach tausend Meilen
zu der Erde Mutterschoß.

Goldingen

Ein dunkler, kalter Februar-Nachmittag. Vor Schloß Berghof ein dichtes Gedränge und Getümmel. Soldaten, Pferde, Schlitten. Dazwischen ein Kommandoruf. Allmählich ordnet sich, entfaltet sich eine lange Schlittenkolonne. Vorne antraben!

Es geht auf Goldingen. Endlich! In all dem Eis und Nebel des winterlichen Dunkels spürt man es doch wie eine Wärme tief innen: denn wir ziehen aus, die erste Stadt unserer Heimat dem Feinde zu entreißen. Ein erstes Hoffnungsglühen ist in den Herzen. Kommt nun endlich die Schicksalswende?

Wie um uns vor jedem Späherauge zu bergen, drängen sich die verschneiten Bäume des kurischen Waldes dicht und in ernstem Schweigen um unseren Pfad. Fröstelnd, zusammengekauert, sitzen wir auf unseren Schlitten. Ein stumpfes, müdes, klammes Schweigen liegt über der Kolonne. Doch innen ist immer dies frohlockende Pochen: Vormarsch ... Vormarsch ... Nur dann und wann zerreißt ein Pferdegewieher, ein halblauter Fluch, ein gedehnter Ruf, der von Schlitten zu Schlitten weiterspringt, die nächtliche Stille. Eine Zigarette, ein Schluck Rum dann und wann, um sich in der Froststarre aufzufrischen. Stunde um Stunde Traben und Gleiten, Traben und Gleiten, Schweigen und Frieren ...

Noch vor dem ersten Morgengrauen erreicht unsere Infanterieschwadron, begleitet von einem Trupp Reiter, die Windau bei Eckhof, etwa eine Stunde vor Goldingen. Unsere Aufgabe ist,

den Fluß zu überqueren und dem Feinde den Rückzug nach Osten abzuschneiden, während das Gros mit der Batterie Goldingen von Süden und Westen angreifen und ein Teil der Kavallerie die Stadt von Norden einklammern soll. Also ein richtiges Kesseltreiben! Eine starke Spannung liegt über der Truppe, während die ersten Reiter vorsichtig über das knackende Eis des Flusses traben. Hat der Feind hier eine Feldwache, dann kann Goldingen wahrscheinlich noch alarmiert, unser Umgehungsplan vereitelt werden, und die Bolschewiken gehen uns dann noch im letzten Augenblick durch die Lappen. Doch kein Alarmschuß fällt vom jenseitigen Ufer. Gar zu sicher wähnt sich der Feind nach den billigen Lorbeeren, die er im vorigen Monat in Kurland pflücken konnte, als wir noch Stadt auf Stadt räumen mußten, damit unsere kleinen, ungeschulten Trupps nicht zerrieben wurden von der vielfachen Uebermacht. Nun gleitet Schlitten auf Schlitten über das Eis, und kaum sind wir drüben, wird mächtig angetrabt, denn Eile tut not. Und so sausen wir über die schneebedeckte Fläche, ein Dutzend Reiter voran und vielleicht 80 Mann Fußvolk nebst drei leichten Maschinengewehren in den Schlitten hinterdrein. Der Morgen graut schneller, als es uns lieb ist. Denn unentdeckt bleiben, ist alles. In von Minute zu Minute sich steigernder Spannung blicke ich voraus, und stolze Bereitschaft mischt sich in meinem Empfinden mit einer beklemmenden Unruhe. Fahre ich doch meiner Feuertaufe entgegen, und ich stehe nicht an, zu erklären, daß es doch ein recht eigenes, nicht ganz gemütliches Gefühl ist, so zum ersten Mal die Luft einzuatmen eines vielleicht letzten Tages. Immer lichter wird der Streif zur Rechten. Morgenrot...

Doch da aus den Nebeln zur Linken — ein Turm! Und noch einer. Die Stadt. Abgesessen. Die Schlitten werden fortgeschickt, mit einigen Begleitern, auf einer Straße nach Osten. Und mitten in den pochenden Ernst der Stunde mischt sich bei mir doch ein lächerliches Bedauern, wie ich dort meinen Tornister, mein ganzes klägliches Hab und Gut entgleiten sehe ins Ungewisse. Aber dann wendet sich Blick und Gedanke wieder den Türmen zu, dem im Morgennebel dämmernden Schicksal. Die Reiter setzen sich in Galopp und streben nordwärts an der Stadt vorbei, wohl um die Zange ganz zuzuklemmen, die wir um das noch schlafende Goldingen legen. Und da, wie das Auge den enteilenden Reitern nachblickt, vernimmt das Ohr plötzlich von irgendwoher aus der Ferne ein klackendes, unruhiges Prasن-

5*

seln. Die ersten Schüsse, das erste Geplänkel der irgendwo aneinandergeratenen Gegner.

In einem ziemlich ratlos durcheinander gedrängten Haufen stehen wir meist noch kampfungewohnten Infanteristen auf der Straße, nur wenige Minuten von der feindbesetzten Stadt entfernt, und horchen, wittern hinein in die fernaufflackernde Musik der Schlacht. Es ist schon recht hell und ich kann es gar nicht verstehen, daß wir noch nicht entdeckt sind. Der eine, der andere hockt sich hin am Straßenrand und faßt sein Gewehr schußbereit mit beiden Händen. Minutenlang scheint mir dieses sinnlose Warten, und doch sind's wahrscheinlich nur Sekunden gewesen. Doch dann zucken kurze, klare Kommandoworte in die unerträgliche Ungeduld. „Erster Zug! Reihe, zehn Schritt Abstand! Marsch!" „M.-G.! Vorwärts!" „Zweiter Zug... Dritter Zug..!" Die Spannung erreicht den Höhepunkt, und doch, wie atmet man auf! Aus dem Haufen entwirren sich die einzelnen Züge in militärischer Ordnung, Mann geht hinter Mann, wie auf dem Exerzierplatz. Unser erster Zug überquert mit raschen Schritten die breite Allee, die schnurgerade zur Windau-Brücke und hinüber in die Stadt strebt, und legt sich rechts davon in Frontlinie in einen Ackergraben. Zwischen diesem Graben und der Allee ist ein Stück glatte, ungedeckte Fläche; dort kommen Feldmeister R. und ich zu liegen. Mitten auf der Straße wird ein Maschinengewehr aufgebaut, und weiter links bleiben die beiden anderen Infanteriezüge. Wir sind bereit.

Einige Minuten liegen wir ganz still und warten. Vor uns über der glatten Schneefläche ist „dünne Luft". Seltsam ist es, dieses Empfinden, das ich auch später im ganzen Feldzug immer wieder von dem Raume hatte, der zwischen dem Feind und uns lag: als habe man vor sich einen ganz luftleeren, nur mit starken elektrischen Spannungen geladenen Raum. Plötzlich hallt von weither aus der Richtung der Stadt ein dumpfer Knall zu uns herüber. Und noch einer. Gleich darauf ein krachendes Bersten irgendwo zwischen den Häusern. Unsere Geschütze haben von drüben das Feuer auf die schlafende Stadt eröffnet. Unmittelbar darauf steigt ein wüstes, schreckliches Schreien auf zwischen den Gassen. Minutenlang tönt dieses panische Alarmgeheul der Bolschewiken durch den Wintermorgen, dann ebbt es ab, und nur unsere Batterie drüben durchbricht mit zwei und zwei Schlägen die Stille vor dem Sturm. Und wir liegen hier in unserem Hinterhalt und warten.

Doch da löst sich ein dunkler Schatten aus dem Häusergewimmel vor uns, ein zweiter folgt, ein dritter, ein vierter. Lautlos gleitet ein schwarzer Gespensterzug durch die Allee über den weißen Schnee auf uns zu. Voran einige Schlitten, ein Trupp Reiter dicht hinterher, noch weiter einiges Fußvolk. „Die Kommissare!" ruft jemand neben mir. Bis zur halben Allee sind die Schlitten gekommen, da prasselt jäh aufbellend das Feuer unserer Maschinengewehre auf, wir backen unsere Gewehre an und senden unsere Schüsse hinein in die kaum hundert Schritte vor uns befindliche Kolonne. Die Pferde vor uns bäumen sich steil auf, brechen in die Knie, wälzen sich mit aufwärts zuckenden Beinen im Schnee. Die Männer sind wie fortgewischt aus den Schlitten, hie und da liegt einer zwischen den Pferdeleibern und rührt sich nicht mehr. Die Reiter reißen ihre Gäule herum und fegen in die Stadt zurück, doch einer und der andere stürzt mit seinem Pferde und kommt nicht wieder hoch. Die Fußkolonne weiter hinten spritzt auseinander, die schwarzen Gestalten verschwinden hinter den Scheunen am Fluß. Das alles in einem Augenblick, wie ein geisterhaft vor dem Auge vorüberhuschendes Traumbild.

Grauenvoll klingt das Heulen der Tiere über die Fläche. Oder ist auch Menschenstöhnen darunter? Es schnürt mir die Kehle zu. Einige Male kommen von jenseits der Stadt die Granaten unserer Batterie bis über die Windau geflogen und bersten vor uns auf der Schneefläche inmitten der dort liegenden Leiber. Doch nun zucken Feuerblitze, peitschen die ersten Schüsse aus den Häusern zu uns herüber. Auch ein feindliches Maschinengewehr rattert los, und die eisernen Bienen summen und singen bald in dichten Schwärmen um unsere Köpfe. Feldmeister N. links neben mir hat seinen Stahlhelm vor sich hingelegt, stützt sein Gewehr darüber und löst Schuß auf Schuß. „So geht's am besten!" ruft er zu mir herüber. Doch ich behalte den Helm auf dem Kopf. Wenn's schon sein muß, dann lieber in die Brust als in den Schädel. Und ich ziele in die Fenster drüben und schieße. Plötzlich erhorcht mein Ohr in all dem Schlachtenlärm ein sich wiederholendes ganz leise aufzischendes Geräusch dicht bei mir. Ich blicke in den Schnee und sehe ihn hie und da aufstäuben zwei, drei Schritt vor mir. Einschläge feindlicher Kugeln! Auf Ellenbogen und Knien humpele ich nun einige Schritte weiter nach rechts, bis ich den Graben, in dem unser ganzer Zug Deckung gefunden hat, erreiche. Und schieße wieder über die Fläche.

Längere Zeit steht nun schon das Gefecht. Drüben hat noch ein zweites Maschinengewehr gegen uns zu tacken begonnen. Nichts rührt sich drüben, nichts bei uns, und nur die Schüsse prasseln wie ein nichtendenwollender Hagelschauer von hüben und drüben. Eines der drüben liegenden Pferde erhebt sich plötzlich und steht mit gesenktem Kopf mitten im Kugelregen. Steht und steht, bis es plötzlich wie vom Blitz gefällt zusammenbricht. Allmählich flaut drüben das Feuer ab, ein Maschinengewehr verstummt, dann auch das zweite, und nur einzelne Gewehrschüsse krachen noch zu uns herüber. Da regt sich im Graben der Allee eine Gestalt, schwenkt die Arme und stolpert geduckt auf uns zu. Schon haben wir angebackt, um dem Bolschewiken den Rest zu geben, da ruft einer aus unserer Reihe: „Nicht schießen, nicht schießen!" Wir stutzen, setzen ab, blicken alle hinüber zu der Gestalt im grauen Mantel. Eine deutsche Uniform! Und schon hat er uns erreicht, ein deutscher Reiter, unverletzt. Ein Staunen, ein Fragen, und da erzählt uns der deutsche Reiter, dem sein Pferd unter dem Sattel erschossen wurde, folgendes: in sinnloser Tollkühnheit hat sein Vorgesetzter, der später zu so wenig schönem Ruhm gelangte Oberleutnant Goldfeld, sein Reiterfähnlein befehlswidrig durch die feindbesetzte Stadt hinter dem fliehenden Feinde bis über den Fluß hinübergehetzt. Mitsamt den Bolschewiken geriet dieser Trupp in unseren Hinterhalt, und zwei wackere Reiter mußten die Wahnsinnstat ihres Führers in den Garben unseres Maschinengewehrs mit dem Leben bezahlen!

Nun erhebt sich unser Schwadronsführer Leutnant von Unruh aus seiner Deckung: „Seitengewehr pflanzt auf! Vorwärts! Marsch-Marsch!" schnarren die preußischen Kommandotöne. In einer langen Kette hastet die Schwadron mit schußbereitem Gewehr über die Fläche. Doch das Feuer drüben ist verstummt. Aber da, aus einer Scheune links von uns tritt Mann auf Mann heraus mit erhobenen Händen, zwanzig, dreißig Bolschewiken wanken uns zögernd, unentschlossen entgegen und werden von einigen Freiwilligen umzingelt. Auch rechts von der Straße sehe ich eine Gruppe Gefangener, aus der sich plötzlich ein Mann löst und in wildem Lauf das Weite sucht. Zwei Gewehre heben sich, zwei Schüsse krachen, der Fliehende überschlägt sich im Lauf und rollt in den Schnee. Tot. Auf und neben der Straße, durch die ich jetzt stadtwärts gehe, liegen Menschen und Pferde regungslos im Schnee, der hier und da kleinere

und größere rote Flecken hat. An mir vorbei zieht langsam ein Schlitten in die Stadt, darauf einer der Goldfeldschen Reiter, todwund. Schrecklicher als der ganze Kampf ist solch ein Ausklang des Gefechts. Und wieder schnürt etwas mir die Kehle zu.

Doch dann betreten wir über die Brücke die eroberte Stadt, Kameraden vom jenseitigen Frontabschnitt kommen uns frohlockend entgegen, wir hören, daß dank unserer Umgehungsoperation die gesamten mehrere hundert Mann zählenden Streitkräfte des Feindes gefangen sind. Wir freuen uns des schönen Sieges und dürfen uns freuen: Goldingen ist wieder in unserer Hand. Eine schöne, stolze Zuversicht nimmt von uns Besitz: nun wird uns auch das Weitere gelingen!

Percy Bockrodt

Die Handgranate

Die Kavallerie-Abteilung v. Engelhardt stand in den letzten Februartagen 1919 in Hof Laiden, Kr. Hasenpoth, und hatte die Aufgabe, den etwa 16 Kilometer langen Windau-Abschnitt Irgen-Krug bis Wahrenhof zu beobachten und einen Uebergang bolschewistischer Truppenteile über den festzugefrorenen Fluß auf jeden Fall zu verhindern; diese Aufgabe mußte mit den 25 Mann, die wir in Laiden zur Verfügung hatten (die übrigen Teile der Schwadron kämpften teils in Litauen, teils vor Goldingen) gelöst werden — wie, das war unsere Sache, und es war typisch für die Selbstverständlichkeit, mit der solche und noch weit unmöglicher scheinende Aufgaben in jenen Tagen und später durch die Landeswehr ausgeführt worden sind, daß wir tatsächlich fast acht Tage hindurch die Roten am Ueberschreiten der Windau verhindert haben, indem kleine Patrouillen von 2—5 Mann sich ununterbrochen bald an dieser, bald an jener Stelle des Windau-Ufers zeigten und nachts an allen Ecken und Enden mit Leuchtpistolen renommierten, so daß die Bolschewiken entweder eine starke Truppe, jedenfalls aber erhöhte Alarmbereitschaft bei uns vermuten mußten, welch letzteres ja auch der Fall war.

Laiden liegt etwa 6 Kilometer von der Windau entfernt und ist mit dieser durch größere zusammenhängende Wälder verbunden. Da nun nachts bloß eine Feldwache von uns an die

Windau gelegt wurde, die übrigen Patrouillenreiter aber meist zurückkehrten, so wurden am Hof zwei Posten aufgezogen, von denen der eine etwa 600 Schritt vom Herrenhause die am meisten exponierte Seite in Richtung Wahrenhof, der andere die Pferdeställe im Auge zu behalten hatte. Als Alarmsignal war die Handgranate bestimmt worden und jeder Posten trug zwei davon am Gürtelriemen.

Unvergeßlich diese frostklaren, stillen Mondnächte jener ersten Frontzeit! Nachdem die Kameraden die Waffen gesäubert und sie in sofortigen Bereitschaftszustand gebracht haben, geht alles zu Bett, im ganzen Hause werden die Lichter gelöscht und schweigend liegt der Hof im Mondschein. Nichts regt sich, irgendwo weit bellt ein Hund, gläsern und hart knirscht der Schnee unter dem Tritt des langsam hin- und herpendelnden Postens, der, den Kragen hochgeschlagen, den Karabiner im Arm, sich im hellen Mondlicht als blaue Silhouette vom Schnee abhebt. An der Windau ist alles still, kein Schuß, keine Leuchtrakete... — Jetzt verharrt der Posten regungslos an der Wegkreuzung, drückt sich in den Schatten eines Baumes, hebt das Glas an die Augen und starrt lange nach Osten, zur Windau hin... er glaubt ein Geräusch wie von Schritten — oder dann das Schnauben eines Pferdes gehört zu haben... jeder Nerv spannt sich, er weiß, was er zu tun hat und wozu er dort wacht... doch endlich senkt er das Glas beruhigt — es war wohl Täuschung. Nervenspiel. Vorsichtig klopft er die kalten Füße aneinander und setzt seinen Gang fort. Langsam zieht der Mond seine Bahn am wolkenlosen Nachthimmel und schaut wie seit Jahrmillionen weiß, stumm und teilnahmlos aus seinem bleichen Gesicht auf das Geschehen unter ihm, auf das Werden und Vergehen, den Wechsel der Geschicke, den niemals ruhenden Kampf ums Dasein. — Der einsame Posten steht still, er starrt in die Silberscheibe, dann senkt sich sein Blick auf das froststarre und doch so heimatliche Bild vor ihm... es ist ein Stück seines Selbst, ein Stück Kurland, das da vor ihm liegt, doppelt ans Herz gewachsen in dieser Zeit der Heimatnot; und er, ein Sohn dieser Erde, er darf mithelfen am großen Werk der Befreiung, der Erlösung seiner Muttererde! Fest schließen sich die Hände um das Schloß des Karabiners wie zu Gebet und Gelübde.

Vom Herrenhause her nähern sich schnelle, knirschende Schritte — die Ablösung. Noch ein aufmerksames Lauschen in die Nacht hinaus — alles totenstill — ein kurzes Flüstern mit dem Ka-

meraden, dann geht's fix nach Hause und in die Klappe. Die Handgranaten und der Karabiner werden entladen, ein Schluck Rum aus der Feldflasche, ein Stück Grobbrot, ein paar Züge aus der Pfeife, der graue Woilach wird über den Kopf gezogen — und weg ist man. Ringsum pfeifende und rasselnde Schnarchkonzerte der Stubenfläusche... Korffs Stichelhaar „Till", unser unzertrennlicher Begleiter, rollt sich vor dem erloschenen Kamin fester zusammen und seufzt schwer — als ob auch er den Ernst der Zeit mitempfände und für die Zukunft Sorge trüge...

Nun hatten wir in der Schwadron einen Freiwilligen, H., klein, glatzköpfig, lispelnd, ein Original, aber vorzüglicher Reiter und mit Begeisterung dabei, wo was los war. Er hatte bloß eine Eigenschaft, die ihn für Melderitte nicht restlos geeignet erscheinen ließ: er war sehr schwerhörig. Zur Zeit dieser Geschichte lag er vor Goldingen und berannte mit der dorthin kommandierten Abteilung seine Kreisstadt, um sie den Bolschewiken zu entreißen.

Es war wieder eine wunderbare Mondnacht, als sich folgende merkwürdige Begebenheit ereignete: ich stehe so um 2 Uhr nachts an der Ecke des Laidenschen Obstgartens, an welchem der Weg nach Wahrenhof vorübergeht, auf Posten, horche gewissenhaft auf jeden Ton und betrachte die Leuchtraketen, die hin und wieder bei Schrunden hochgehen. Es ist bitterkalt, Hände und Füße frieren teuflisch, aber man ist eben zu gewissenhaft, um im hellen Mondlicht viel herumzustampfen, die Hände warm zu schlagen und Krach zu machen — der pedantische Uebereifer der ersten Frontzeit! Da es windig wird, ziehe ich mich hinter eine Ecke der Kleetenmauer zurück, wo es geschützt ist, schiebe die Hände in die Aermel und fühle mich hier relativ behaglich. Die Gedanken wandern durch die Erlebnisse der letzten Zeit, kreisen, irren ab und endigen schließlich bei der Konstatierung, daß ich wahnsinnig hungrig bin; Koteletts mit Bratkartoffeln schweben vor mir in der Luft, Reispudding mit Aepfeln, meine Lieblingsspeise — und ähnliche Lieblichkeiten mehr aus guten Tagen. — Da ist es mir, als ob aus der Windau-Richtung fernes Hufgeklapper zu hören ist, und zwar macht mich stutzig, daß der Reiter scheinbar nicht die Straße, sondern einen Waldweg benutzt, der zu irgendwelchen Heuschlägen führt und als Verbindungsweg gar nicht in Frage kommt. Ich kannte die Wälder rundherum gut und wußte, daß auf diesem Waldweg jedenfalls keiner von uns etwas um diese Zeit zu suchen haben

könnte. Die Feldwache in Wahrenhof lag in ganz anderer Richtung, und Zivilpersonen war das Verlassen ihres Hauses nach 6 Uhr abends verboten. Ich spitzte also die Ohren, Koteletts und Reispudding verschwinden. Es vergehen einige lange Minuten, — da auf einmal wieder das Schnauben eines Pferdes, ein Splittern von hohlem Eis und darauf Stille. Was zum Kuckuck ist das denn? Wer drückt sich da im Walde herum, da stimmt was nicht. Ich warf ein Auge auf meine beiden Handgranaten — sie sind da, den Karabiner habe ich in der Hand, aber merkwürdigerweise dachte ich nicht an ihn, sondern immer nur an die beiden Knallbomben, und ununterbrochen suchte ich durch leichten Ellbogendruck mich über ihre Anwesenheit zu beruhigen. Da, etwa 300 Schritt vor mir, am Waldrande, steht eine Scheune und hinter ihr taucht ein Reiter auf; deutlich zu erkennen ist noch nichts, aber jedenfalls kommt er jetzt auf der Straße im Schritt auf mich zu, wächst aus dem milchigen Licht heraus. Wie er in Rufweite zu sein scheint, drücke ich mich fester in den Schatten der Kleete und rufe: „Halt, Parole!" — Der mysteriöse Reiter reagiert in keiner Weise auf den Anruf, obgleich er mich gehört haben müßte, und kommt langsam näher; nun ist er auf etwa 100 Schritte heran und ich sehe — ja wahrhaftig — der Mann hat eine Papacha, die russische hohe Fellmütze, auf dem Kopf und den Karabiner quer auf dem Rücken. Jetzt gab es für mich keinen Zweifel mehr, das ist ein Bolschewik! Ich weiß nicht warum, aber ich griff nicht nach dem Sicherungshebel des Karabiners, sondern warf diesen auf den Rücken, reiße in meinem Vernichtungsdrange die rechte Handgranate vom Gürtel, schraube die Kapsel ab. Zugleich springe ich mit einem Satz aus dem Schatten auf die hellbeleuchtete Straße und brülle: „stoi, kto tam?!" mit einem Stimmaufwand, daß der 500 Schritt entfernte Posten an den Pferdeställen es sogar gehört und verstanden hat. Der Bolschewik, der unterdessen auf 30 Schritt heran war, erblickt mich jetzt, schweigt aber immer noch, hält mit einem Ruck den scheuenden Gaul auf und während meine klamm gewordenen Finger nach der Abzugsschnur tasten, deckt mich der grelle Lichtkegel einer elektrischen Taschenlampe, so daß ich radikal nichts mehr unterscheiden kann. In diesem letzten allerkritischsten Augenblick aber ertönt unerwarteterweise eine gut bekannte, lispelnde Stimme: „Aha, Sie sind es, warten Sie, seien Sie ruhig, *ich* bin es!" *Die* Stimme erkannte ich sofort: das war H. — und während ich lästerlich

schimpfend die Kapsel auf meine Handgranate schraubte, sprang H. fröhlich aus dem Sattel und erklärte strahlend, daß wir bei Goldingen gesiegt hätten und er Meldungen seiner Abteilung an unseren Kommandanten überbringe. Er sei zum Schluß etwas vom Wege abgekommen und wäre gerade durch den Wald geritten, er kenne die Gegend wenig. Stolz präsentierte er seine vor Goldingen erbeutete Papacha, deren Vorzüge er pries. Die Siegesbotschaft stimmte mich versöhnlich, und Arm in Arm zog ich gleich darauf mit dem Kriegsmann, den ich tatsächlich beinahe in den Aether gesprengt hätte, ins Haus, der Kommandant wurde geweckt, die Kameraden sprangen von ihren Strohsäcken und der Empfang war ein begeisterter. Die Papacha wurde besehen, während ihr Besitzer, der aus der Situation, in der er sich eben noch befunden hatte, keinerlei seelische Erschütterung davongetragen hatte, heftig gestikulierend die Goldinger Ereignisse schilderte und zwischendurch den Rest meines Rums aus der Feldflasche hinunterkippte.

Eine Woche später erhielt er einen Schuß durch die Handfläche und mußte ausscheiden.

Baron Gotthard Seefeld

Windau

Nach der Einnahme Goldingens am 12. Februar bestand die Tätigkeit meiner Schwadron lediglich aus Patrouillendienst.

Allnächtlich wurden wir in Gruppen von 6 bis 8 Mann zur Erkundung und Beobachtung der Roten in die weitere Umgebung der Stadt abkommandiert, um dann im Morgengrauen durchfroren, müde und steif wieder in unsere Quartiere einzurücken. Denn es war wirklich keine Freude, bei 12—15 Grad Frost auf den tiefverschneiten dunklen Landstraßen spazieren zu reiten oder irgendwo an einem Kreuzwege stundenlang als Horchposten zu warten. Wenn alle die Flüche und Verwünschungen, die damals von uns ausgestoßen wurden, in Erfüllung gegangen wären — die Sowjetunion wäre heute sicher eine menschenleere Wildnis und der Bolschewismus längst vergessen.

Doch eines Tages erhielten wir Befehl, alles zu einem Abmarsch instandzusetzen. Marschrationen wurden verteilt, auch frische Munition, die Pferde mußten scharf beschlagen werden — kurzum, es stand etwas bevor. Wohin es gehen sollte, wußte niemand mit Bestimmtheit, obwohl der Name „Windau“ auf aller Lippen lag. Denn auch die Offiziere hüllten sich in Schweigen;

diese Vorsicht war sehr nötig, gab es doch zu viele Elemente in der Stadt, die noch mit den Roten gemeinsame Sache machten und jede unserer Bewegungen beobachteten und verrieten.

Am späten Nachmittag des 23. Februar war alles bereit. In langer Kolonne zogen wir auf den Straßen nach Norden ab, Infanterie, Artillerie, meine Schwadron als Vorhut an der Spitze.

Nun ging es also wirklich nach Windau!

Die Strecke von Goldingen bis Windau beträgt 65 Kilometer — wir konnten mithin bequem am Morgen früh vor Windau sein, falls nicht die Roten schon früher Widerstand leisten wollten.

Schweigsam ging es vorwärts, Kilometer auf Kilometer, Stunde auf Stunde. Der Weg führte viel durch Wald, die Nacht war tiefschwarz, so daß es oft Mühe kostete, seinen Vorreiter zu sehen. Eine große Verantwortung lag auf uns und in unserer Aufgabe, denn die Sicherheit der ganzen uns folgenden Truppe hing von der Aufmerksamkeit und Wachsamkeit der Vorhutspitze ab. Wir gingen weite Strecken zu Fuß, um unsere Pferde zu schonen und um uns selbst zu erwärmen, denn die Nächte waren noch empfindlich kalt, obwohl es schon dem Frühling entgegenging.

So passierten wir die Güter Kimahlen, Wensau, Stirben und machten dann in einem alten Kruge, etwa 10 Kilometer vom Gute Suhrs entfernt, halt. Von den Roten war bisher nichts zu hören und zu sehen gewesen, doch erfuhren wir jetzt, daß im nahegelegenen Gemeindehause eine rote Feldwache liege, während das Gut selbst etwa 50 Mann Besatzung habe.

Sofort wurde eine Abteilung Infanterie abkommandiert, um die Feldwache im Gemeindehause auszuheben, was auch in kurzer Zeit glänzend gelang. Unsere Leute hatten sich im Dunkel der Nacht ungesehen an die Gebäude heranschleichen und den Posten draußen geräuschlos unschädlich machen können. Sie sahen dann in der hell erleuchteten Stube die Roten, etwa 10 Mann, Karten spielend und Wein trinkend, sorglos um einen Tisch sitzen. Dies Idyll wurde jäh zerstört, denn einige Schüsse und Handgranaten durch die Fensterscheiben warfen Karten, Flaschen und Spieler so heftig durcheinander, daß alle zusammen das Aufstehen für immer vergaßen. Ein großer Vorrat an Mehl, Schweinefleisch, Zucker und Wein, den die Roten dort zusammengeschleppt hatten, fiel in unsere Hände, und auch meine Schwa-

dron versäumte es natürlich nicht, im Vorüberreiten einige gute Flaschen in die Satteltaschen zu stecken.

Dann ging es weiter dem Gute Suhrs zu. Leider gelang uns dort der Fang lange nicht so gut, wie im Gemeindehause. Ein Teil der Roten entkam an der Rückseite des Gutshauses über den gefrorenen Fluß, da uns gesagt worden war, daß der Fluß dort offen sei und wir dieses Schlupfloch daher nicht genügend zugestopft hatten. Immerhin hatten die Bolschewiken eine Reihe Toter und Gefangener verloren, aber auch bei uns gab es leider zwei Verwundete, darunter einen Schwerverletzten, dem durch Säbelhiebe das ganze Gesicht und die zum Schutze vorgestreckten Hände zerhauen worden waren.

Dann machten wir auf dem Gute eine Ruhepause von ca. 1½ Stunden. In der Vorhalle des Gutshauses wurde rasch der Kamin angezündet, der Proviant hervorgeholt, und dann tranken wir den erbeuteten guten Wein, der sicher aus dem Keller des Hauses stammte.

Mir fiel dabei das alte Reiterlied ein:

Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Wir reiten ins Verderben.
Wie weht so kühl der Morgenwind,
Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind,
Vor'm Sterben, ja vor'm Sterben.

Wer von uns wußte, was ihm der Morgen brachte, manch einer würde vielleicht am Abend nicht mehr unter den anderen sitzen.

Dann hieß es aufsitzen, und es ging weiter.

Ein Teil meiner Schwadron wurde bei Pilten über den Fluß geschickt, um Windau von Osten zu umfassen, und, wenn irgend möglich, die Bahn Windau—Tuckum zu sprengen und so ein Entweichen der Roten unmöglich zu machen.

Beim Gute Rothof kamen wir auf die große Fläche hinaus, die sich längs dem Strande links um die Stadt ausdehnt. Dort erhielt meine Schwadron den Befehl, links zu schwenken und, die Stadt von Süden umgehend, den Abschnitt am Strande zu besetzen. An unsere rechte Flanke schloß sich die Hahnsche Kavallerieabteilung an, während die Infanterie frontal von Südosten angreifen sollte. Aus Libau wurde ein mit leichtem Geschütz bestückter Dampfer erwartet, der die Stadt vom Meere aus angreifen und Truppen im Norden landen sollte.

Unterdessen war es vollkommen Tag geworden.

An Kirchhöfen und Einzelgehöften vorüber kamen wir in den Dünenwald, der im Süden bis dicht an die Vorstadt heranreicht und besetzten in Schützenkette den Abschnitt am Strande. Unsere Pferde hatten wir verdeckt und kugelsicher unter Bedeckung abgestellt und schlichen nun, hinter den Stämmen Deckung suchend, vorsichtig weiter. Kaum aber hatten wir uns den ersten Vorstadthäusern und Villen auf etwa 300 Schritt genähert, so empfing uns auch schon ein wütendes Feuer der aufmerksamen Roten. Zu sehen war vom Feinde nichts, denn er saß wohl verdeckt und geschützt in den Gebäuden und schoß aus Fenstern, Türen und Dachluken. Die Kugeln pfiffen scharf und fuhren mit hellem Singen in die Stämme der Bäume. Ein Vorgehen unter diesen Umständen war für uns zwecklos, denn die Roten konnten uns wie die Sperlinge von der Dachrinne aus sicherer Deckung einzeln abschießen. Hier konnte nur Artillerie helfen, um den Feind aus den Häusern zu vertreiben.

Wir rückten daher nur so weit vor, bis wir die aus dem Weltkriege stammenden alten deutschen Schützengräben erreicht hatten, in denen wir, Deckung nehmend, liegenblieben und das Feuer erwiderten.

Bald ging auch der Tanz an der Front an, wo unsere Infanterie, unter dem Schutz der Artillerie, angriff.

Schuß auf Schuß gaben unsere Geschütze ab, und die Granaten fuhren heulend und brausend in die Stadt, um dort zu krepieren. Auch das Maschinengewehr- und Infanteriefeuer verstärkte sich allmählich und wuchs zu rollender Tonleiter an.

Aber die Roten waren zähe wie Läuse im Pelz. Sie wichen nicht, und unsere Infanterie kam auch mit Hilfe der Artillerie nur langsam vorwärts, da jedes einzelne Haus erst unter Feuer genommen werden mußte, ehe der Feind sich weiter in die Stadt zurückzog.

Leider war unsere Abteilung, die die Bahn Windau—Tuckum sprengen sollte, zu spät gekommen, und ein Zug mit fliehenden Roten hatte bereits die Stadt verlassen. Natürlich waren dies hauptsächlich Führer und Kommissare, die sich beizeiten in Sicherheit gebracht hatten und ihre Truppen ihrem Schicksal überließen.

Da sahen wir am Horizont über dem Meere eine Rauchwolke aufsteigen, und bald kam der erwartete Libausche Dampfer in Sicht, der gerade zu rechter Zeit eintraf. Er begann auch

sofort vom Wasser aus zu feuern und landete dann eine Umgehungstruppe im Norden, so daß die Stadt nun ringsum von uns eingeschlossen war.

Man merkte, daß den Roten die Situation nun doch ungemütlich wurde. Ihr Gegenfeuer wurde schwächer, und mit dem Glase konnten wir aufgeregte Sowjetsoldaten auf den Straßen hin- und herhuschen sehen, die von uns natürlich sofort unter Feuer genommen wurden.

Allmählich rückten wir vor.

Von Hof zu Hof ging es nun weiter, von Haus zu Haus, von Ecke zu Ecke. Es war ein zäher Straßen- und Häuserkampf, denn die Roten mußten aus ihren Schlupfwinkeln einzeln hervorgeholt werden und verteidigten sich bis zum letzten, wohl wissend, daß sie keine Schonung zu erwarten hatten. Aus Bodenluken und Dachfenstern erhielten wir Feuer, vor dem man sich nur durch sorgfältige Deckung hinter Zäunen und Gebäuden schützen konnte.

Da unsere Infanterie auch schon in die Stadt eingerückt war, konnten wir uns zuletzt auf unsere Pferde setzen und bis auf den Marktplatz reiten. Winkende Mützen und Tücher empfingen uns überall, die Leute stürzten vor Freude aus den Häusern, riefen uns zu, jubelten und lachten.

Auch hier bot sich dasselbe Bild, wie damals nach der Einnahme Goldingens — zerschossene Häuser und gesprungene Fensterscheiben, Schutt und Steine auf den Straßen und dazwischen erschossene Pferde und Tote — reguläre Sowjetsoldaten und örtliche rote Miliz.

Nach fast siebenstündigem Kampf war die Stadt in unseren Händen. Die Roten hatten schwere Verluste erlitten, aber auch bei uns waren sieben Mann gefallen und verschiedene mehr oder weniger schwer verwundet worden.

Baron Alexander Fersen

Eine Patrouille bei Schrunden

In der Nacht vom 24. zum 25. Februar 1919 von 11—1 Uhr nachts stehen wir Posten am Kirchhof in Schrunden. Mein Freund Marellus und ich. Kälte über 30 Grad. Greller Vollmond am Himmel. Sein Schein fällt weit über die Flächen jenseits der Windau und die Hügelketten am Horizont. Ein summender, klingender Ton liegt in der Luft.

Schnell fliegt die Zeit. Schritte knirschen im Schnee: Ablösung! Der Wachthabende, Feldmeister Schmidt, mit Gabriel und Mühlmann. Wir drei kehren zurück ins Quartier: voran Schmidt, dann ich, zuletzt Marellus. Unsere Kompagnie liegt in der Apotheke, nah beim Friedhof.

Der Weg geht zwischen den Grabhügeln. Gespensterhaft schwarz stehen die Kreuze vor dem weißen Hintergrund. Unwirklich hoch ragt die kleine Kirche im Mondlicht.

Plötzlich zucken wir zusammen. Eine abgerissene, murmelnde Stimme! Schmidt zaudert, bleibt stehen, dreht den Kopf und stößt einen leisen Ruf aus. Ich fahre herum.

Marellus steht zwischen zwei Kreuzen. Sein Körper bebt. Noch nie habe ich solch einen Ausdruck gesehen, wie eben in den aufgerissenen Augen von Marellus: grauenhafte, verzweifelnde Angst. Seine Hände sind verschlungen, aus den Lippen kommen stoßweise Worte. Keine Täuschung — er betet, Marellus betet! Wir springen auf ihn zu: „Was ist geschehen?! Zum Teufel reden Sie doch!" Er erwacht wie aus einem tiefen Schlaf. Streicht mit der Hand über sein Gesicht. Sagt etwas von „Phantasie", mit dem Versuch zu lächeln. Doch sein Gesicht verzerrt sich nur. Es ist nichts aus ihm herauszukriegen.

Nachdem wir uns am eisernen Ofen erwärmt haben, kriechen wir auf unsere Strohsäcke. Marellus liegt neben mir. Er beugt sich auf einmal zu mir und flüstert — niemand kann es sonst hören —: „Wissen Sie, w e n ich gesehen habe auf dem Friedhof? Mich selbst! Neben einem alten Grab. Tot — mit zerfetztem Körper."

Ich suche eine aufsteigende Angst niederzudrücken. „Ja, solche Erscheinungen kommen schon vor. Aber nehmen Sie das doch nicht tragisch — es will nichts sagen!"

Nach kurzer Zeit sagt Marellus wieder leise: „Stenbock, morgen früh falle ich!"

„Aber ich bitte Sie, Marellus, reden Sie doch keinen Unsinn! Was soll denn geschehen? Wir liegen hier in einer ruhigen Stellung. Morgen schlafen wir uns aus, wie immer. Tagsüber: „Speckpatrouillen". Abends: Postenschieben. Was soll da geschehen? Das sind alles dumme Hirngespinste!"

Er antwortet nicht. Liegt auf dem Rücken, starrt die Decke an. Sein schmales Gesicht mit der leicht gebogenen Nase schimmert im trüben Schein der Karbidlampen. Ich will einschlafen. Es geht nicht! Immer das Bild: Marellus zwischen den Kreuzen!

Um 2 Uhr schlägt die Tür krachend auf. Alarm? Nein! Der Rittmeister selbst. „Freiwillige, im Morgengrauen unternehmen wir einen Ueberfall auf die Roten. Fünf Kilometer flußaufwärts in der Richtung des Pastorats. Um 4 Uhr alle Mann bereit! Bis dahin versuchen Sie sich auszuschlafen!" Der Rittmeister entfernt sich. Bewegung. Jeder packt seine Sachen zusammen, um bereit zu sein. Jetzt fühle ich, wie Marellus mich ansieht — aber ich wage nicht, die Augen zu erheben.

Zwei Stunden. Sie vergehen schleppend. Marellus hat die Augen geschlossen. Doch er schläft nicht; keine Entspannung zeigt sich in seinen Zügen. Langsam, langsam kommt der Schlaf.

Um 4 Uhr steht die erste Kompagnie in Reih und Glied vor der Apotheke. Der Rittmeister erklärt den Plan. Zwei Kolonnen sollen den Angriff ausführen. Die erste hat die Aufgabe, über die Windau zu gehen und von rechts aus eine weite Flankenumgehung zu machen. Die zweite Kolonne soll unter dem Feuer von zwei Geschützen frontal das Pastorat überfallen, nach dem erfolgten Angriff der ersten Abteilung.

Die beiden Kolonnen marschieren gemeinsam ab. Der Mond ist untergegangen. Tiefe Dunkelheit. Klirrender Frost. Meine Gruppe gehört zur zweiten Kolonne, bleibt also zunächst in Reserve. Ich empfinde Erleichterung: Marellus rückt nicht als erster ins Gefecht! Er geht neben mir. Ruhig, heiter. Ist alles nur ein Traum gewesen? Unsere Feldflaschen quietschen, Lederriemen knarren. Kein Wort. Ab und zu ein zurückgedämmtes Husten.

So geht es die fünf Kilometer ziemlich nahe dem Fluß entlang. Die Stellung ist erreicht. Etwa 500 Meter rechts von dem Pastorat liegt eine Scheune in der Mulde, von Gesträuch umgeben. Von dort soll die erste Kolonne den Seitenangriff ausführen. Ein Bauer, in der Nacht herübergeschickt, hat gemeldet, daß die Scheune leer ist.

Noch drei Mann sollen zur Vervollständigung zu der ersten Kolonne abkommandiert werden. Der Rittmeister flüstert: „Drei Mann? Na, wer geht denn? Also: Feldmeister Schmidt, Gabriel, Marellus... machen Sie sich mal fertig!" Beim letzten Namen fühle ich den Boden schwanken.

Die drei treten aus der Reihe, um sich der abmarschierenden Abteilung anzuschließen. Marellus wendet sich noch kurz zu mir. Gibt mir die Hand: „Es ist nicht leicht, Stenbock, leben Sie wohl!"

Die Kameraden verschwinden im Dunkel. Ich starre ihnen nach.

Die Zeit vergeht. Erste graue Dämmerung. Aus der Richtung der Scheune knallen Schüsse. Maschinengewehre. Wieder Stille. „Verflucht! Was ist denn los!" knurrt der Rittmeister, das Glas am Auge, „warum greifen denn die Kerls nicht an?! Es ist doch längst soweit." Wir liegen fiebernd bereit zum Sturmangriff.

Da knirschen Schritte unten am Wege. Abgerissene Stimmen. Ein Freiwilliger mit blutender Wange rennt zu uns. „Der Bauer hat uns belogen! Leere Scheune?! Maschinengewehrnest! Richtig hereingerannt sind wir, wie eine Schafherde. Wir marschierten in Marschkolonne! Das hat gesessen! Acht Tote auf 'n Schlag! An der Scheune liegen sie, unsere Toten und Verwundeten!" Ich wage kaum zu atmen. „Und Marellus?!"

„Marellus? Ja, der fiel als erster, mit dem Zugführer zusammen an der Spitze. Ich sah, wie er die Hände hoch warf und stürzte!"

Aus! Der Ueberfall mißglückt! An der ganzen Front setzt ein wildes Hämmern ein. Hinter den Hügeln steigt der rote Sonnenball. Der Morgen! Wir liegen hinter unseren Gewehren und schießen, daß die Finger schmerzen. Jetzt gilt es den Gegenstoß der Bolschewiken abzuweisen. Geschützdonner. Maschinengewehrtacken. Nach zwei Stunden ist der Angriff abgeschlagen. Langsam läßt das Feuer nach.

Die Sanitäter haben fast alle Toten und Verwundeten geborgen. Nur der Zugführer und Marellus fehlen noch, sie liegen zu dicht an der Scheune. Gabriel und ich melden uns beim Rittmeister. Wir wollen versuchen, die beiden Leichen herauszuholen. „Seien Sie vorsichtig, es ist eine gefährliche Geschichte!"

Wir machen uns eilig auf den Weg. Das Ufer herunter, über das Eis der Windau. Auf der anderen Seite dickes Gestrüpp. Gute Deckung. Unbemerkt kommen wir vorwärts. Doch dann hört das Dickicht auf — vor uns eine glatte Fläche von 50 Metern. Dort! die Scheune! Und richtig — vom Schnee heben sich zwei Körper.

Wir kriechen auf allen Vieren über die Fläche. Pressen uns an den Boden und bewegen uns fast liegend vorwärts.

Wir sind da! Eine Leiche liegt mit dem Gesicht zum Boden. Ich werfe sie herum. Marellus! Sein Gesicht hat einen ruhigen, entspannten Ausdruck. Mund und Augen geschlossen. Ich taste

am Körper. Unterleibschuß! Der Unterleib ist von vielen Kugeln zerrissen! Gabriel hat im andern Toten den Zugführer erkannt.

Plötzlich krachen aus der Scheune Schüsse. Kugeln zischen an unseren Ohren vorbei. „Los, los, los, los!" schreit Gabriel. Wir packen die Leichen an den Beinen und rennen über die freie Strecke zurück. Die Körper schleifen im Schnee. Die Bolschewiken haben uns jetzt erst bemerkt und stellen die Maschinengewehre ein. Im Gebüsch werfen wir uns hin. Aus der Scheune rennen Kerls in braunen Mänteln. Eine Abteilung schwärmt aus. Man will uns einfangen! Wir müssen laufen, laufen, was das Zeug hält! Keine Zeit mehr Deckungen auszunutzen!

Ich packe Marellus an den Beinen und ziehe ihn auf meinem Rücken hoch. Seine Beine fallen über meine Schultern, sein Oberkörper hängt an meinem Rücken, die Arme schleifen im Schnee. Wir laufen. Hinter uns klappern Maschinengewehre. Kugeln singen. In den Schnee schlägt es. Vor uns, hinter uns, neben uns.

Auf einmal spüre ich etwas Entsetzliches. Blut rinnt in meinen Kragen und fließt am Rücken herunter. Es wird mir bewußt: ich trage eine Leiche auf dem Rücken. Eine Leiche mit einer großen Wunde im Unterleib.

Ich stolpere. Schwindel, Grauen, Angst. Schreie zu Gabriel herüber: „Ich *kann* nicht mehr, Gabriel, ich *kann* nicht mehr!" Er brüllt zurück: „Knochen zusammengerissen, Kerl! Wir *müssen* durch! Los, los!"

Ich will den Körper fortwerfen. Mich selbst in den Schnee. Ich möchte schreien. Aber ich tue es nicht. Laufe, laufe. Dann kommt eine graue Stumpfheit. Alles ist mir gleich!

Hinter uns verhallen die Schüsse. Wir sind aus dem Feuer heraus. Ueber die Windau. An unserem Ufer warten Sanitäter mit Schlitten. Wir werfen die Leichen darauf. Zurück jagen wir nach Schrunden.

Als meine Kameraden mich sehen, fahren sie zurück. Ich bin blutig von oben bis unten. Gesicht, Hände, Waffenrock, Hosen und Wickelgamaschen. Ich kann kein Wort herausbringen. Teilnahmlos, leer starre ich die Freunde an. Schmidt und Gabriel ziehen mir die Kleider aus und reiben mich mit Schnee. Ich lasse alles gleichgültig über mich ergehen.

Dann liege ich auf meinem Lager. Starre die Decke an...

Graf Alexander Stenbock-Fermor

Tuckum

Bereits um 4 Uhr morgens hat das Gros Alt-Mocken erreicht, von wo es zum Angriff auf Tuckum weitergehen soll. Hier wird haltgemacht, damit die weit auseinandergezogene Kolonne aufschließen kann. Die Kälte ist ganz schlimm geworden; alles flüchtet in die Verwalterswohnung des Gutes und hofft ein paar Minuten Wärme zu erhaschen. Im Nu sind die engen Räume überfüllt; alles liegt, sitzt, lehnt oder steht herum, wo gerade noch ein Plätzchen frei ist; klamme Finger entzünden Pfeife oder Zigarette; jemand versucht Kaffee heiß zu machen; viele schlafen sofort wie tot ein. Mitten in diesem Durcheinander findet an einem Tisch die Führerbesprechung statt. Es herrscht eine ernste und freudig erregte Stimmung — gilt es doch, heute den ersten schweren Kampf mit dem Feinde zu bestehen. Kampflos werden die Roten Tuckum — den Schlüssel zur Aa-Stellung — nicht aufgeben. Stabsoffiziere und Ordonnanzen kommen und gehen und bahnen sich nur mühsam über die Schlafenden den Weg zum Führertisch.

Bereits nach einer Stunde wird in der Dämmerung aufgebrochen. Der Stoßtrupp soll von Norden und Nordwesten, Detachement Malmede von Südwesten frontal angreifen. Ein Teil der Stoßtruppkavallerie wird auf die Talsener Straße vorgeschickt; der Marsch auf den holprigen, von Glatteis überzogenen Schneisen ist außerordentlich beschwerlich; alle Augenblicke stürzen die Reiter mit ihren Pferden — zum Schluß sind nur zwei Mann der ganzen Schwadron nicht gefallen. Diese Abteilung soll eventuell nach Tuckum hereinmarschierende, oder von dort flüchtende bolschewistische Abteilungen abfangen; es kommt jedoch lediglich ein armseliger Reiter des Weges, der ins Gras beißen muß.

Während der Stoßtrupp zur Umfassung nach links ausholt und auch Teile von Malmede nach rechts vom Wege ausschwärmen, merkt man, daß der Angriff dem Gegner nicht ganz überraschend kommt; hier und da fallen schon Schüsse. Der Gegner hat die Höhenlinie am Nord- und Westrande der Stadt (Galgenberg und Kirchhöfe) bereits besetzt. Daher drängen die Führer zur Eile. Die Umgehungsabteilungen gehen vielfach im Laufschritt vor.

Endlich wird der Befehl zum Angriff gegeben und im Eilschritt geht es auf den heftig schießenden Feind los. Die im

Westen vorgehenden Teile des Stoßtrupps kommen in dem starken Feuer zum Teil nicht vorwärts, der Feind beherrscht von seinen glänzenden Stellungen das Vorgelände vollkommen. Doch es dauert nicht lange — da macht sich die starke Umfassung von Norden her fühlbar, wo die 2. Schwadron des Stoßtrupps vorgeht. Der Feind wird unruhig, und mit Hurra geht es vorwärts. Allen voran der Kommandeur des Stoßtrupps, Hans Manteuffel. Bald ist die Infanterie am Feind; doch der hält nicht Stand, fluchtartig räumt er seine guten Stellungen, um in der Stadt weiteren Widerstand zu versuchen. Doch auch hier gibt es kein Halten mehr. Malmede erreicht vom Südwesten die Stadt, der Stoßtrupp stößt von Norden bis auf den Marktplatz durch. Im Straßenkampf wird die Stadt gesäubert.

Wie am 9. Januar stößt die Truppe möglichst bald zum Gefängnis vor; doch schon vorher dringt die erschütternde Nachricht zu den Ohren der Freiwilligen, daß bereits vor einer knappen Stunde alle Gefangenen unter Bedeckung auf der Straße nach Schlockenbeck in Richtung Riga fortgetrieben worden sind — dem sicheren Tod entgegen. Nun gilt es handeln! Wer kann, soll nach, die Unglücklichen befreien! Die Pferde sind völlig erschöpft, ebenso die Reiter und die Infanterie. Wer aber seinem Gaul noch etwas zutrauen kann, macht mit. Ein Teil der Stoßtruppkavallerie und 15 Freiwillige der 1. und der 2. Schwadron brechen eilig auf. In schnellem Tempo, abwechselnd Karriere und Trab, geht es vorwärts. An die eigene Sicherheit denkt niemand, nur vorwärts, die unglücklichen Gefangenen befreien. Das Letzte wird aus den armen Pferden herausgeholt; da sie stumpf beschlagen sind, gibt es auf dem Glatteis wieder ein ständiges Fallen; ein Gaul bricht sich beim Sturz ein Bein und muß erschossen werden. Aber unaufhaltsam geht es weiter, und nach 17 Kilometern, die so durchrast werden, erblicken die vordersten Reiter die lange Kette der Verschleppten. Nun geht es trotz der Müdigkeit doppelt so schnell, denn der Erfolg winkt und jede Minute des Zögerns kann den Unglücklichen das Leben kosten. Und sie erreichen ihr Ziel: kurz vor dem Dubelnkrug, 20 Kilomter hinter Tuckum, geben die Verbrecher ihr grausames Spiel verloren, verlassen in feiger Hast ihre Opfer und suchen einzig ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Wohlgezieltes Feuer der herangaloppierenden Reiter bringt mehrere von ihnen zur Strecke; einigen gelingt es zu entkommen. Doch nun sind die Unglücklichen gerettet. 108 Befreite, Greise, Frauen und Kinder,

meist Deutsche und einige Letten. Sie danken lachend und schluchzend. Die überstandene Qual steht noch deutlich auf ihren Gesichtern, doch die Freude über ihre wunderbare Errettung im letzten Moment läßt sie alle Angst und Müdigkeit vergessen. Mit Hilfe von requirierten Panjewagen werden die völlig Erschöpften nach Tuckum zurückgebracht.

Rittmeister Otto Eckert

Siuxt

Das Gefecht der Komp. v. Kleist in der Nacht vom 17./18. März 1919

Der Vormarsch stockt. Die Kompagnie von Kleist bezieht für einige Tage südlich von Kandau, in Saaten, Quartier. Gerüchten zufolge gibt es bei Schlock und Tuckum noch einige Schwierigkeiten mit den Bolschewiken, die durch Gegenangriffe das Vordringen der Landeswehr aufzuhalten versuchen.

Langweilig schleichen die Ruhetage dahin: Felddienst, Exerzieren, Appell mit Waffen und Munition, Instruktionsstunden und wieder Felddienst. Es wird gedrillt und geschliffen wie in der Garnison.

Endlich hat dieses widerliche Warten ein Ende. Am Abend des 17. März tritt die Kompagnie zum Vormarsch auf der von Saaten über Siuxt nach Mitau führenden Straße an. Bei vollständiger Dunkelheit wird das Gepäck schnell auf die Bauernwagen verstaut, die M.-G.-Wagen rücken an ihre Plätze. Eine Marschsicherung wird vorgeschickt. Meldungen der Zugführer — „Mit scharfen Patronen laden und sichern!" — „An die Wagen! Aufsitzen!" — „Ohne Tritt — marsch! Anfahren!" —

Bitter kalt wird es in der Nacht. Hell singt und klingt der Schnee unter den Hufen der Pferde, unter den Rädern der Fahrzeuge. Frierend sitzen die Leute auf ihren Wagen. Die meisten haben sich in ihre Decken gewickelt, viele schlafen wohl auch. Ab und zu laufen einige Leute mit kurzen, trappelnden Schritten an der Kolonne entlang, um sich zu erwärmen. Jemand weiß zu berichten, daß links neben der Komp. Kleist auf der von Tuckum nach Mitau führenden Straße die Komp. Rahden und Teile der Stoßtruppe marschieren und daß die Komp. Kleist an der Wegegabel südöstlich von Siuxt sich dieser Nachbarkolonne anschließen würde. Vorher soll es aber in Siuxt große Rast, warmen Kaffee und dergl. geben.

Einzelne Gesinde tauchen aus der Dunkelheit auf, verschwinden wieder. Irgendwo bellt ein Dorfköter. Eine Gruppe größerer Gebäude wird passiert. Irmlau? Ist ja gleichgültig. Weiter! Stunde um Stunde geht es so durch die Winternacht. Schweigen ringsum.

Mitternacht mag längst vorüber sein. Ein Kirchturm wächst aus der Finsternis empor. Siuxt kommt in Sicht.

Im Osten, weit ab vom Wege, geht eine weiße Leuchtkugel hoch, eine zweite folgt, flammt zuckend auf, verlischt. „Sollte das schon die Nachbarkolonne sein?" Ein schneller Blick auf die Karte zeigt, daß das nicht möglich sein kann, da es bis zur Wegegabel noch recht weit ist.

Plötzlich fallen vorne einige Schüsse, gleich darauf blitzt es auch in der linken Flanke auf. — „Runter vom Wege! Deckung!!" Maschinengewehre knattern los, prasselnd und sausend hauen die Geschoßgarben in die auf dem Wege haltende Wagenreihe. Ein wildes Durcheinander entsteht: rechts und links springen die Leute in die Gräben und ins offene Feld, um Deckung zu suchen und aus dem Schußbereiche der genau auf den Weg eingestellten M.-G.'s zu kommen. Die Bauern kriechen aufgeregt und ratlos durch die Gräben, ein führerloses Bauerngespann jagt querfeldein davon. Von vorne kommen einige Rekruten zurückgerannt. Sie werden von besonnenen Kameraden angehalten und erzählen hastig und aufgeregt, daß die Spitze aus allernächster Nähe — sie war vom feindlichen Posten angerufen worden — Feuer bekommen hätte.

Einige kritische Augenblicke vergehen. Alles liegt in Deckung, starrt in die Finsternis, versucht zu erkennen, ob der Feind zum Angriffe vorgeht und wartet ungeduldig auf Befehle. Ununterbrochen hämmern die bolschewistischen M.-G.'s, singen die Querschläger, klatschen die Einschläge. Der Arzt springt zu einem am Boden Liegenden hin. Tot? Verwundet?

Wenige Sekunden scheinen eine Ewigkeit. Endlich gellt es durch den Höllenlärm: „Erster Zug! Rechts der Straße —", „Dritter Zug —!", „S. M.-G.'s am Wege —!"

Ringsum wird es lebendig. Einzeln und in kleinen Gruppen springen die Leute auf, stürzen einige Meter vor, werfen sich hin, wenn die Schüsse ihnen zu dicht um die Ohren peitschen, springen wieder auf — vorwärts. Gruppenführer pfeifen, rufen und sammeln ihre Mannschaft. Einige etwas ängstliche Leute, die sich kriechend vorarbeiten, werden durch „Dreietagenflüche"

und gutes Beispiel aufgemuntert. — Ein s. M.=G. fliegt in Stellung, einige Infanteristen besetzen schnell einen Grabenrand. Vor Frost und Aufregung zitternde Finger reißen die Knarren hoch, jagen, ohne zu zielen, einige Schüsse in die Dunkelheit, das s. M.=G. fällt ein.

Der Bann ist gebrochen, die aufgepeitschten Nerven beruhigen sich wieder. Schon feuern die Leute langsamer und bedächtiger, versuchen, ein sichtbares Ziel zu erkennen. Immer mehr Leute schieben sich in die Schützenkette ein — „Geradeaus der Dorfrand —! Standvisier! Ziel aufsitzend — gebt ihm Saures!" singt ein Unteroffizier seine Befehle herunter und dann plötzlich „Schnellfeuer!!" Raus, was aus dem Laufe will. Kurz, aber wirksam fegt es gegen die feindlichen M.=G.'s am Dorfrande. Der Feind stutzt, stoppt kurz sein Feuer. Dann rasselt es mit unverminderter Heftigkeit weiter.

Gespensterhafte „Glühwürmchenschwärme" (Leuchtspurmunition) flitzen heran, fahren unheimlich genau in die dünn besetzte Schützenlinie. Irgendwo am linken Flügel, dort, wo der 2. Zug liegt, wird schon wieder nach Sanitären gerufen —

Da — an der hellen Kirchhofsmauer tauchen dunkle Schatten auf, bewegen sich schnell vor: Bolschewiken. „Halblinks an der Friedhofsmauer —". Die Gewehre fliegen herum, ein rasendes Schnellfeuer treibt die Kerls wieder in die Dunkelheit zurück. Gleich darauf ein helles Aufblitzen im Dorfe, ein gewaltiger Krach folgt: die beiden leichten Granatwerfer der Kompagnie sind in Tätigkeit getreten und hauen nun Geschoß auf Geschoß gegen den Feind. Doch die Roten halten stand, liegen in guter Deckung und schießen wie irrsinnig.

Endlich geht es zum Angriff vor. „Erster Zug! Auf! Rechtsum — mir folgen!" Den kleinen Jagdkarabiner nachlässig über die Schulter gehängt, stampft der alte Oberst Baron Rahden, Zugführer I, davon, schlägt einen großen Bogen und versucht in die linke Flanke des Feindes zu kommen. Etwa 15 Mann folgen ihm. Ein breiter zugefrorener Graben wird überquert, ein Weg übersprungen, dann bietet eine große Kiesgrube genügend Deckung. Bis zum Dorfrande mögen es noch 100 Meter sein, doch ist ein weiteres Vorgehen zunächst unmöglich, da die Gefahr besteht, ins Feuer der eigenen Maschinengewehre zu geraten. Eine Gefechtsordonnanz wird zur Kompagnie geschickt, um den 1. Zug in der befohlenen Angriffsstellung zu melden.

In der Kiesgrube bleibt es unterdessen still und ruhig: kein Schuß fällt, alles liegt in voller Deckung, man unterhält sich flüsternd, Witze werden gerissen, jemand kaut an einem Stück Brot. Zwei Posten spähen ins Gelände hinaus und beobachten scharf die nahen Hecken. Minute um Minute vergeht. Endlich kommt der Meldegänger zurück und erzählt, daß die Kompagnie, namentlich der 2. Zug, schwere Verluste hätte: acht oder gar zehn Mann gefallen, verschiedene verwundet, nennt auch einzelne Namen. Doch zu langem Trauern ist keine Zeit. Jetzt ran an den Feind!

Eine weiße Leuchtkugel zischt hoch. Im selben Augenblick verlegen einige M.-G.'s ihr Feuer weiter nach links, der „alte Rahden" springt aus der Deckung, hinter ihm stürzen seine Leute vor. Kugeln schlagen dem Sturmtrupp entgegen. „Hinlegen! Schnellfeuer!" Sofort verstummt das feindliche Feuer; man hört deutlich, wie die Bolschewiken durch die Gärten zurückgehen. „Seitengewehre —!" Ehe das Kommando heraus ist, sitzt das „lange Messer" schon an der Knarre, und schon geht es weiter vor. Eine Hecke wird erreicht, doch noch bevor die ersten Leute in den Garten eindringen, hören sie vor sich russische Zurufe: „Nicht schießen! Unsere!", gleich darauf russische Befehle. Schritte nähern sich der Hecke; offenbar rückt Verstärkung für die Roten heran, um den kleinen Sturmtrupp im Handgemenge niederzumachen. Sofort reißt der „alte Rahden" seinen Zug zurück ins freie Feld, um offenes Schußfeld zu bekommen. Schnellfeuer rollt wieder in die Hecke. Handgranaten liegen zum Nahkampf bereit, Pistolen werden freigemacht. Noch einige Schüsse, dann geht es wieder hoch und hinein ins Dorf. Ohne weitere Anordnungen, rein instinktiv, schließen sich die Leute zu kleinen Gruppen zusammen, sichern nach rechts und links, dringen schnell zwischen den Häusern vor. Kein Bolschewik ist zu sehen.

Eine Leuchtkugel zeigt der Kompagnie, daß der Zug Rahden im Dorfe ist. — Gleich darauf rücken von der anderen Seite weitere Gruppen an. Einige Gefangene werden eingebracht, das Dorf schnell durchsucht — von den Roten ist nichts mehr zu finden. „Sammeln!" Die Kompagnie ordnet sich wieder, tritt an. Ein paar Leute umarmen mit Freudengeheul ihren totgesagten Gruppenführer. Die Stammrolle wird verlesen, um die Verluste festzustellen.

Etwas abseits vom Wege halten einige Wagen. Dort liegen sechs brave Kameraden, die ihr Leben für die Heimat gelassen — die ersten Toten der Kompagnie Kleist.

Einige Gruppen gehen gegen das Pastorat vor, doch auch von dort sind die Bolschewiken schon abgezogen. An einer Scheune lehnt eine Menge russischer Lanzen, die einzige Beute.

Inzwischen ist es Tag geworden. Die Kompagnie marschiert weiter.

(Am nächsten Tage sollen Lievensche Reiter, die durch Siuxt kamen, dort 13 tote oder schwer verwundete Bolschewiken gefunden haben.) Werner Borkowsky

Kämpfe um Mitau

Am 13. März hatte die Baltische Landeswehr, die den linken Flügel des 6. R.-K. bildete, den Vormarsch von der Windau-Linie nach Osten begonnen. Nach verhältnismäßig leichten Gefechten fiel Tuckum bereits am Morgen des 15. März in die Hand des von Nordwesten kommenden Stoßtrupps. Am selben Vormittage erreichten auch die übrigen Formationen der Landeswehr, bis auf die ihr zugeteilte Brigade Ballod, die noch etwas zurückhing, die befohlene Linie. Das Gros der Truppe blieb in Tuckum und nächster Umgebung liegen, eine Kompagnie wurde nach Zerxten, also nach Nordosten vorgeschoben, meine Schwadron ging als Sicherung nach Schlockenbeck; im Rayon Irmlau lag Kompagnie Kleist, in Schlampen — die russische Abteilung Fürst Lieven, in Peterthal — die Kavallerieabteilung Engelhardt. Die Brigade Ballod war, wie gesagt, noch etwas zurückgeblieben. Sie hatte mit der Eisernen Division, die im Kampfe im Rayon Behnen stand, Verbindung zu halten. Die Gardereservedivision, die den rechten Flügel des 6. R.-K. bildete, hatte am 3. März bereits den Vormarsch begonnen und stand etwa im Rayon Schagory (Schagarren). Soviel mir bekannt, hatte Graf v. d. Goltz den Plan, aus der Linie Schagory—Janischki nach Nordosten vorzustoßen, um dem vor der Eisernen Division und dem rechten Flügel der Landeswehr zäh haltenden Gegner in den Rücken zu gelangen, was eventuell zu einer Abschnürung bedeutender Teile der roten Truppen geführt hätte. Ich habe den Eindruck, daß man im Oberstabe bei uns nicht ganz genau über die Pläne des Grafen v. d. Goltz orientiert war, denn sonst kann ich mir

den plötzlichen Vormarsch der Landeswehr auf Mitau nicht erklären, der die Einkesselung der roten Truppen illusorisch machte. Unsere Verbindung mit dem Stabe des 6. R.-K. war infolge unserer schwachen Funkstation ungenügend, so daß man über die Vorgänge bei den anderen Formationen des Korps vielleicht nicht ganz im Bilde war. Wie dem auch sei, der Vormarsch auf Mitau wurde im Oberstabe beschlossen und mit gewohnter Energie ins Werk gesetzt. In der Nacht vom 17. auf den 18. März sollte er beginnen. Die Truppen sollten alle die Straße Tuckum—Mitau benutzen. Abt. Fürst Lieven und Komp. Kleist sollten sich unterwegs der Kolonne anschließen. — Der Vorstoß auf Mitau war ein kühnes Unternehmen, denn wir konnten Tuckum und unsere Kommunikationslinie nur sehr dürftig sichern, um die Kampftruppe nicht zu sehr zu schwächen. In Zerxten blieben eine schwache Kompagnie und in Tuckum selbst Bagagen des Oberstabs und des Stoßtrupps und die Pionierkompagnie Stromberg. In Nordkurland stand die Komp. Rosch;er; alle anderen Formationen, bis auf die Kavallerieabteilung Engelhardt und die Brigade Ballod machten sich zum Vorstoß auf Mitau bereit. Wir hofften natürlich alle, durch diesen schnellen Vormarsch die vielen Geiseln in Mitau zu befreien und der roten Front durch Unterbindung ihrer wichtigsten Verbindungslinie einen tödlichen Schlag zu versetzen. Letzteres gelang uns auch völlig, nur glaube ich, wie gesagt, wohl, daß wir den Operationsplan des Grafen v. d. Goltz, der sehr gut war, empfindlich durchkreuzt haben. —

Im Hofe Schlockenbeck bei unserer Kavallerieabteilung herrschte reger Betrieb; es galt alle Vorbereitungen für den Marsch auf Mitau zu treffen. Pferde, Ausrüstung und Bagage waren in Ordnung zu bringen. Noch bei Helligkeit rückten wir mit Roß und Wagen nach Tuckum aus, um unseren Platz in der Marschkolonne einzunehmen. Die Stimmung war bei allen eine glänzende, es ging wieder vorwärts, und in Mitau hatte ein jeder nahe Verwandte, um deren Schicksal man bangte. Mit Einbruch der Dunkelheit begann der Marsch nach Mitau.

Bis Schlampen hatte meine Schwadron die Vorhut, dort übernahm sie Abteilung Fürst Lieven, die in Schlampen in Quartier gelegen hatte. Hinter Lieven marschierte Bataillon Eulenburg, unsere Schwadron an der Spitze; auf Eulenburg folgten die anderen Formationen. Die Nacht war bitter kalt, es fror mindestens 17 Grad. Es gab keinen Schnee mehr,

die Wege waren hart gefroren und recht glatt. Ich hatte eine Spitzenpatrouille unter Leutnant v. Hahn vorgeschickt, die sich später mit der Spitze des Fürsten Lieven vereinigte. Frierend und schläfrig ritten wir nach Süden, als plötzlich heftiges M.-G.- und Gewehrfeuer hörbar wurde, das immer mehr anschwoll. Bald fielen auch einige Kanonenschüsse; sehr bald danach jagten herrenlose Pferde an uns vorüber, unter denen wir einige unserer Patrouille erkannten. Ich ließ die Schwadron rechts von der Straße an einem Waldrande absitzen und ritt selbst hin, um mich über das Gefecht bei der Abteilung Lieven zu orientieren. Bald traf ich mehrere Leute meiner Patrouille, die zu Fuß zurückkamen; bis auf zwei Pferde waren, glaube ich, alle entlaufen. Die Lievensche Spitze, bei der sich Rittmeister Fürst Lieven und Leutnant v. Hahn befanden, war bei der Mühle Mahlemuische in einen Hinterhalt geraten, den eine abgesessene rote Schwadron gelegt hatte. Die Patrouille wurde aus nächster Nähe angeschossen; da die Leute die Pferde am Zügel führten, riß sich ein Teil der Tiere los und jagte zurück. Die Leute nahmen Deckung in den Gräben. Es entspann sich ein Feuergefecht. Lieven ließ seine Infanterie ausschwärmen und das Geschütz mit direktem Schusse die Mühle beschießen. Das wirkte, und der Gegner baute ab. Die Schießerei hatte aber doch schlechte Folgen gehabt, denn die Roten hatten unseren Vormarsch einwandfrei festgestellt, und außerdem gab es bei Lieven einen Toten, einen Schwerverwundeten und zwei tote Pferde. Bis die Marschkolonne in Fluß kam, dauerte es eine ganze Weile. Mittlerweile war Major Fletcher herangekommen, und wir hatten eine kurze Führerbesprechung. Es tauchte plötzlich der Gedanke auf, anstatt nach Mitau nach Riga zu gehen. Wer der Vater dieses Gedankens war, weiß ich nicht genau. Major Fletcher und Hans Manteuffel waren jedenfalls nicht abgeneigt, auf Riga zu marschieren. Graf Dohna und einige andere Herren, unter ihnen auch ich, waren dagegen. Es war zweifellos ein großes Risiko, ganz unvorbereitet, ganz ohne Nachrichten über die Lage an der anderen Front, mit dem morschen Eise der Aa hinter uns und im Besitze einer einzigen Brücke über die Aa bei Kalnezeem auf Riga vorzustoßen. Ich glaube bestimmt, daß wir Riga im Handstreich genommen hätten, bin aber nicht sicher, ob wir bei einer einigermaßen geschickten Führung der Roten nicht in eine üble Lage geraten wären. Wie dem auch sei, es blieb schließlich beim Vormarsch auf Mitau. Diese kleine Episode zeigt nur,

wie selbständig die Landeswehr zu handeln gewohnt war und wie „beweglich" sie in jeder Hinsicht war. Ob wir dem Grafen v. d. Goltz immer sehr bequem waren, mag dahingestellt bleiben. — Meine Schwadron sollte nun wieder die Spitze nehmen. Ich erklärte aber dem Grafen Eulenburg, daß Kavallerie-Nachtpatrouillen, wie wir eben wieder gesehen hatten, recht zwecklos seien. Will die Patrouille nicht unnütze Verluste haben, muß sie nachts doch immer wieder absitzen und Gehöfte zu Fuß durchsuchen; das nimmt Zeit in Anspruch. Eine Infanteriepatrouille arbeitet nachts viel sicherer und schneller und ist im Gelände beweglicher. Nachts ist das Pferd für eine Patrouille oft nur ein Ballast. Graf Eulenburg sah das ein,, und ein Zug der Kompagnie Rahden wurde bis zum Hellwerden, worauf wir wieder die Spitze nahmen, vorgeschickt. Wir marschierten gleich hinter der Kompagnie Rahden. Beim Erselkruge wurde die Abteilung Fürst Lieven, die zahlenmäßig nicht stark war, nach Kalnezeem, als Flankendeckung, abgezweigt. Sie sollte, wenn möglich, den Fluß überschreiten. Fürst Lieven fand das Ostufer des Flusses befestigt und stark besetzt und konnte den Fluß nicht forcieren; so beschloß er am Abend des 18. auf dem linken Ufer der Aa nach Mitau abzumarschieren. — Im Grundmann-Gesinde, zwischen Kasuppen und Lieven-Bersen, überraschte die Kompagnie Rahden ein Gemeindekomitee, das ergriffen wurde. Der Schreck mag nicht übel gewesen sein. Mittlerweile erreichte meine Schwadron ebenfalls das Gesinde. Es war hell geworden. Wir legten eine kleine Rast ein. Der Telephonapparat des Komitees war intakt, und wir nahmen Verbindung mit dem Vollzugskomitee in Mitau auf. Der Freiwillige H. meiner Schwadron führte das Gespräch. Er bat im Namen des Gemeindekomitees um Instruktionen, wie man sich bei einem eventuellen Vormarsch der Weißen zu verhalten habe. Die Auskunft wurde bereitwilligst gewährt. Man schien in Mitau noch nicht über unseren Vormarsch informiert zu sein; es war etwa 7 Uhr morgens. Allmählich rückten auch die anderen Truppenteile heran. Die Kolonne der marschierenden Landeswehr mit ihren unzähligen Fuhrwerken zog sich kilometerweit hin und mag wie das Heer des Xerxes ausgeschaut haben. Der Gegner überschätzte infolge der langen Marschkolonnen dauernd unsere eigentliche Gefechtskraft. — Die Schwadron nahm die Spitze, und weiter ging es. In Höhe von Behrs-Zipelhof meldete meine Spitzenpatrouille feindliche Kavallerie, Patrouillen

und ganze Schwadronen. Wir hielten, da man nunmehr rechts von der Straße hinter einem Gesinde deutlich Schützenketten sah, die ich vertreiben wollte. Es handelte sich um abgesessene Kavallerie. Meine Patrouille unter Leutnant v. Schönfels wurde in einem Gesinde rechts von der Straße beschossen, Leutnant v. Schönfels fiel selbst tödlich getroffen am Gartenrande des Gehöftes, nachdem er sein Pferd schwer verwundet im Gesinde verloren hatte. Ich beschloß nun schnell, die Gehöfte, welche die Marschstraße flankierten, vom Gegner zu säubern. Eine Spitze wurde auf die Mitauer Straße vorgeschoben, den Rest der Schwadron ließ ich zum Fußgefecht absitzen. Ein Zug der Kompagnie Rahden schloß sich uns an. Wir gingen schnell in Schützenkette vor. Nach kurzem Feuergefecht bauten die roten Kavallerieschützen schleunigst ab. Wir erreichten mit der linken Flanke das Gesinde, in dem Lt. v. Schönfels mit seiner Patrouille beschossen worden war. Sein schwer verwundetes Pferd sahen wir, ohne Sattel und Zaum, im Hofe stehen, die Leiche des Lt. v. Schönfels fanden wir erst später. In Lt. v. Schönfels verloren wir einen selten schneidigen Offizier, der unermüdlich im Patrouillendienste war. Ich hatte den Eindruck, daß seine Tapferkeit an Tollkühnheit grenzte und daß er den Tod suchte. Er gehörte zu den Offizieren, denen der Zusammenbruch des Vaterlandes ungemein nahеging. Beim Vormarsch auf Tuckum ritt er in Kabillen an das stark besetzte Gemeindehaus heran, schoß mit dem Revolver seelenruhig auf die Roten, die im Hofe standen, und kam nur wie durch ein Wunder fort. Sein Pferd war zweimal verwundet. Angst kannte unser Schönfels jedenfalls nicht. — Die feindliche Kavallerie war in westlicher Richtung zurückgegangen. Man sah sie, etwa in der Höhe von Wilhelminenhof, auf der Straße Saaten—Lieven-Bersen, zwei Schwadronen stark, zu Pferde halten. Sie unternahmen aber nichts und verschwanden allmählich ganz. Wir gingen zu den Pferden zurück und saßen auf. Einer meiner Spitzenreiter, der Freiwillige E. v. B., hatte währenddessen einen frech anreitenden Roten vom Gaul geschossen.

Die Stoßtrupp-Batterie nahm bei Lieven-Bersen eine von rechts kommende Trainkolonne der Roten unter wirksames Feuer, die in regelloser Flucht nach Mitau zu verschwand. Umgefallene Fahrzeuge zeugten von der Panik, die hier geherrscht hatte. Nun ging der Marsch ohne Störung bis zur Auze vor sich, wo wir rasteten. Im Oberstabe erfuhr man näheren Dis-

positionen für den Angriff. Im Walde gleich westlich der Stadt hielt die ganze Kolonne und schloß allmählich auf. Batterie Ehmcke des Stoßtrupps ging hart am östlichen Waldrande in Stellung, die Stoßtruppschwadronen entwickelten sich gegen die Stadt. Major Fletcher stand bei der Batterie Ehmcke, ich ging auch dorthin und sah, wie die Stoßtruppschwadronen flott vorgingen. Es mag 5 Uhr nachmittags gewesen sein. Ein feindlicher Panzerzug beschoß unseren Wald und die Anmarschstraße mit Granaten, was einigen wenig „beschossenen" Leuten nicht sehr sympathisch zu sein schien. Kompagnie Rahden bekam nun den Befehl, längs dem Bahndamm Tuckum—Mitau vorzugehen, das Gros Eulenburg — nach rechts abzumarschieren und die Stadt von Süden her anzugreifen. Diese Umgehung, bei schlechten Waldwegen, verlangte sehr viel Zeit, und wir kamen erst im Dunkeln auf die Tauroggener Chaussee südlich der Stadt. Man hörte auf der Chaussee, ehe wir sie erreichten, das Fahren schwerer Gefährte. Der Panzerzug zog sich bald zurück, und Stoßtrupp und Komp. Rahden kamen so gut wie kampflos bis in die Stadt. Die Spitze des Stoßtrupps und Komp. Rahden trafen sich beim Bahnhof Mitau. Letzterer war es gelungen, auf der Chausseebrücke beim Bahnhof ein rotes Panzerauto zu erbeuten. Wir erreichten ohne Feindberührung im Stockdunkeln die Stadt. — Am Bahnhofe saßen wir ab. Im Wartesaal spielten sich heitere Szenen ab. Rahden stand mitten im Saal und um ihn herum unzählige Rote mit erhobenen Händen, die auf Waffen und Dokumente hin untersucht wurden. Auf dem Bahnhof war ein abfahrtbereiter Zug geschnappt worden, der wertvolle Dinge, wie Proviant etc. führte. — Wir ritten nun die Palaisstraße hinunter, da es für uns eben keine Arbeit gab. Die Stadt war wie ausgestorben, nirgends ein Licht in den Fenstern. Aus einem einzigen Hause wurden uns freundliche Worte zugerufen, und dort wohnten Menschen, die eben erst ihren Gatten und Vater durch Mörderhand verloren hatten. Hin und her traf man eine Stoßtrupp-Patrouille. Ein schwerer Alp lastete auf der Stadt, aber auch wir konnten nicht recht froh werden. Nur zu bald erfuhren wir, daß die Geiseln aus den Gefängnissen nach Riga verschleppt waren; es schien wenig Aussicht vorhanden, sie ihren Peinigern abzujagen. Ich ritt zum Oberstabe, der am Marktplatz im Hotel Zehr untergekommen war, und erfuhr hier Näheres über die Einnahme der Stadt und die Verschleppung der Gefangenen. Einige mit M.-G. bewaffnete Automobile des

Oberstabs waren auf der Rigaer Chaussee vorgestoßen, um die Gefangenen zu befreien, bei den starken Nachhuten des Feindes war ein Erfolg aber ausgeblieben.

Das Schicksal der unglücklichen Verschleppten nahm uns allen die Freude an dem militärischen Erfolg, der fast ganz ohne eigene Verluste errungen worden war. Immer wieder mußte man an die durch die eisige Nacht nach Riga getriebenen Unglücklichen denken, denen man nicht hatte helfen können.

Die Züge und Beritte unserer Abteilung wurden untergebracht, und die Schwadron sank ermattet vom langen Marsch und all den Eindrücken des Tages in tiefen Schlaf. Ich selbst wohnte mit einigen meiner Offiziere im Quartier meiner Mutter. Ein roter Brigadestab hatte dort gelegen. Der nächste Tag verging, bis auf eine leichte Beschießung durch den Panzerzug, recht ruhig. Die Roten schienen nicht sehr weit zurückgegangen zu sein. Ein jeder von uns suchte nun nach Verwandten und Freunden, die entsetzlich schwere Tage durchlebt hatten. Nicht alle fand man, so manche waren von Henkershand gefallen, andere nach Riga verschleppt. Mitau machte den Eindruck einer völlig toten Stadt, als ob die Pest hindurchgegangen wäre. —

Unsere militärische Lage war unklar und nichts weniger als schön. Zwischen Tuckum und uns gähnte eine kaum beobachtete Lücke von ca. 50 Kilometern. Westlich von Mitau, bei Doblen, lag die Eiserne Division in schwerem Kampf mit den Roten, die wir nunmehr in unserem Rücken hatten. Die Lage bei der Gardereservedivision im Süden war ganz ungeklärt. Wir meldeten funkentelegraphisch dem Grafen v. d. Goltz unseren Standpunkt Mitau — er mag überrascht gewesen sein.

Man mußte annehmen, daß der Gegner nunmehr auch von Riga aus Mitau angreifen würde, um die Rückzugstraße für seine westlich und südlich der Stadt kämpfenden Truppen zu öffnen. Wir hatten mit unserem Vormarsch in ein Wespennest gestochen, jetzt galt es, sich zum Igel zu ballen und sich in Mitau zu behaupten. Die Verteidigung der Stadt mußte eigentlich in allen Richtungen organisiert werden, ein feindlicher Angriff konnte zu jeder Zeit auf jedem beliebigen Abschnitte erwartet werden. Zum Glück hatte die Besetzung Mitaus eine heillose Verwirrung in die rote Führung gebracht, die ernstlich um Riga zu fürchten begann. Ein konzentrischer Vormarsch auf Mitau hätte uns in eine wenig schöne Lage gebracht. Am 19. März erreichte die Abteilung Fürst Lieven die Stadt, von Kalnezeem kommend,

andere Verstärkungen waren bis zum Eintreffen der Eisernen Division nicht zu erwarten. Ich möchte hier erwähnen, daß die Kompagnie Kleist auf dem Marsch von Irmlau nach Mitau bei Siuxt in einen Hinterhalt geriet, den die rote Kavallerie gelegt hatte. Die Kleistsche Spitze hatte sechs Tote und einen Verwundeten. Die rote Kavallerie hat uns den Vormarsch nach Möglichkeit zu erschweren versucht. Am 19. bestatteten wir die sechs Kleistschen Freiwilligen und unseren Lt. v. Schönfels mit allen militärischen Ehren, bei strahlend blauem Himmel auf dem Johannisfriedhofe. — Am 20. in der Frühe stieß Bataillon Eulenburg, ohne Kompagnie Rahden, auf der Tauroggener Chaussee nach Süden vor, um eventuell Verbindung mit der von Janischki vorgehenden Gardereservedivision aufzunehmen. Ueber den Verbleib und die Stärke des Gegners in dieser Richtung wußte man so gut wie nichts. Das Bataillon Eulenburg hatte mit einem Stabe eine forcierte Rekognoszierung vorzunehmen. Unsere Schwadron an der Spitze, ging es die Tauroggener Chaussee hinunter. Beim Bahnhof Alt-Platon bogen wir nach links ab und marschierten über Kirche Würzau in Richtung Schorstaedt ab. Auf der Tauroggener Straße schickte ich eine Offizierspatrouille unter Rittmeister v. O. vor, der in Richtung Meiten aufzuklären hatte. Etwa 4 Kilometer nördlich von Schorstaedt blieben wir stehen. Es wurde durch Infanteriepatrouille in Richtung dieses Guts aufgeklärt. Man stellte rote Infanterie in Stärke von etwa zwei Kompagnien fest, die Vieh und Pferde requirierte. Es wäre vielleicht nicht schlecht gewesen, die Roten aus dem Gutshofe zu vertreiben, doch da dieses nicht befohlen wurde, nehme ich an, daß Graf Eulenburg aus dem Oberstabe andere Direktiven hatte und sich nicht in ein Gefecht mit überlegenen Kräften einlassen sollte. Die Infanterie begann abzukochen und die Schwadron hielt Mittagsrast in einem in der Nähe gelegenen Gesinde. Wir sollten am Nachmittage in Richtung der großen Straße Mitau—Eckau—Bauske aufklären, da man annehmen mußte, daß die roten Truppen, von der Gardereservedivision und Eisernen Division gedrängt, in dieser Richtung abziehen würden. Ich ritt mit der ganzen Schwadron in ein Gesinde, das ca. 1½ Kilometer von der Bauskeschen Straße entfernt war, dessen Name mir entfallen ist, und blieb dort beobachtend stehen. Ca. 4 Kilometer links vor uns sah man den Gutshof Gr.-Bersteln liegen. Ich erstieg mit einigen Reitern das Dach einer Scheune, von wo aus wir einen guten Fernblick

hatten: es mag 4 Uhr nachmittags gewesen sein. Sehr bald erblickten wir auf der Höhe des Lakaienkruges den Kopf einer langen feindlichen Kolonne, die in Richtung Bauske abzog. Das Gelände war leider absolut deckungslos und ein Herankommen an die Rückzugsstraße des Gegners zwecklos, da er viel zu stark für die geringen Kräfte der Schwadron war. So zogen mit der Zeit zwei Infanterieregimenter, dann etwa 4—5 Batterien, ein Kavallerieregiment zu drei Eskadronen, dann wieder starke geschlossene Infanterieabteilungen vorüber und schließlich eine Schwarmlinie, die scheinbar eben noch im Gefecht bei Elley gestanden hatte. Man hörte die ganze Zeit von dorther Gefechtslärm schallen. Für uns wäre ein Zusammentreffen mit guter Kavallerie nicht sehr angenehm gewesen, denn wir besaßen keine einzige Lanze und nur einen Säbel in der ganzen Schwadron. Batterie Siewert war bemüht, die Kolonne zu beschießen, doch lagen alle Schüsse zu kurz, da die Entfernung sehr groß war. — Wir hatten schon seit einiger Zeit finsteres Gewölk bemerkt, das aus Südosten heraufzog. Ein wilder Schneesturm brach los und benahm jegliche Sicht. Man sah keine 50 Schritt weit. Das tolle Wetter hielt lange an und es begann zu dunkeln. Ich beschloß, mich dem Eulenburgschen Gros anzuschließen, da es hier nichts mehr zu tun gab. Im Dunkeln ritten wir den Weg, den wir gekommen waren, zurück. Als wir auf einem engen Wege, der zwischen Gartenzäunen lag, das Gesinde passieren, in dem wir eben erst Rast gehalten haben, bemerke ich mehrere Reiter, die lettisch sprechen und hohe Pelzmützen aufhaben. Jedenfalls handelte es sich um eine feindliche Patrouille, Quartiermacher oder dergleichen. Ich wollte in der Dunkelheit einen Zusammenstoß mit dem Gegner vermeiden, da es nicht unwahrscheinlich war, daß er in diesem Rayon zur Nachtruhe mit größeren Kräften übergegangen. Infolge des Schneesturms hatten wir nicht alle seine Bewegungen verfolgen können. Ich ließ die Schwadron wenden und führte sie querfeldein, ohne weitere Gesinde zu berühren, bis auf die große Straße bei Neuhof hinaus. — Nun war vom Gegner nichts mehr zu spüren. Das Bataillon Eulenburg war auch verschwunden, und so erklärt es sich, daß der Gegner, jedenfalls seine Patrouillen in den Gesinden standen, in denen das Bataillon Eulenburg eben erst gelegen hatte. Die Leute in Neuhof sagten mir, daß deutsche Soldaten vor einigen Stunden eilig nach Mitau zu gefahren seien. Was das zu bedeuten hatte, wußte ich nicht. Wir mar-

schierten nun nach Mitau ab. Eine Spitzenpatrouille schickte ich vor; die Vorsicht ist immer geboten, im Kriege aber unerläßlich.

Aus Richtung Mitau hörte man Geschützfeuer, dauernd stiegen Raketen auf — da war etwas im Gange. Es war klar, Mitau wurde angegriffen. Nun wurde mir Eulenburgs schneller Abmarsch nach Mitau verständlich. Wir ritten nun auch beschleunigt die Chaussee hinunter. Im Walde vor der Stadt fanden wir ein Pferd, das die Batterie hatte stehen lassen. Ich hielt es nicht für ausgeschlossen, daß Mitau vom Gegner eingeschlossen war und machte mich auf ein Gefecht gefaßt. Ungefähr 1 Kilometer vor der Stadt trafen wir auf eine Rahdensche Feldwache; der Gegner hatte hier nicht angegriffen, dafür aber heftig von Waldeck her mit Panzerautos und Infanterie und mit zwei Panzerzügen von Neu-Mitau aus. Als wir uns der Stadt näherten, verstummte das Gefecht.

Ich ließ die Schwadron ihre Quartiere beziehen und orientierte mich über die Vorgänge in Mitau. Der erste Angriff der Roten war am Nachmittag erfolgt. Wer die Brückensicherung hatte, weiß ich nicht mehr. Tatsache ist, daß die Sicherung ungenügend war und keine einzige der in Mitau liegenden Truppenabteilungen alarmbereit war, als der Gegner plötzlich angriff. Die Autos gelangten bis fast auf die Brücke. Major Fletcher gelang es, einige Leute zu sammeln und eine Verteidigung zu organisieren, bis die Abteilung Lieven eingreifen konnte. Fürst Lieven ging dann unter heftigem Feuer der Roten über die Brücke und besetzte die Schützengräben nördlich der Brücke, seine M.-G.'s hielten vom Aa-Ufer aus den Gegner im Schach. Die Gefahr war abgewandt, aber die Lage muß zeitweilig recht übel gewesen sein, wie mir Major Fletcher selbst erzählt hat. Ich nehme an, daß der Sicherungsdienst ungenügend war und wohl nachlässig gehandhabt worden ist. Noch schlimmer war es, daß keine geschlossene Formation vorhanden war, die man hätte einsetzen können. Daß eine Feldwache überrannt wird, kann natürlich immer passieren. So endete diese recht unangenehme Sache noch glimpflich. Mit Eintritt der Dunkelheit hatten die Roten noch zweimal von Waldeck her angegriffen, wurden aber abgewiesen. — Am nächsten Tage beschoß der Panzerzug heftig die Stadt, besonders die Bachstraße. Deutlich sah man feindliche Schützenketten beim Bahnhof Mitau II und auf beiden Seiten der Chaussee. Gewehrkugeln schlugen klatschend in die

Häuser der Bachstraße ein. Der Zivilbevölkerung gefiel dieser Zustand wenig. — An einem der nächsten Tage versuchte der Gegner, Mitau von Norden zu umfassen. Bei Paulsgnade gingen die Roten über den Fluß. Deutlich sah man vom Trinitatiskirchturm aus, auf welchem Major Fletcher seinen Gefechtsstand hatte, die feindlichen Schützenketten, die jedoch unter dem Feuer unserer Infanterie zurückgingen und bald verschwanden. — Alle Versuche der Roten, Mitau zu nehmen, waren schlapp und schlecht durchgeführt. Immerhin war es angenehm, als die Eiserne Division vom Westen her einrückte; dadurch wurde die Lage auf der Front mit einem Schlage viel sicherer. — Kaum angekommen, mußte die Eiserne Division in ein Gefecht eingreifen, das sich an der Ostfront Mitaus entwickelt hatte. Die Roten hatten hier den Fluß passiert, wurden aber abgeschlagen und mußten ihre Umgehungsversuche aufgeben. Die Panzerzüge unterstützten immer diese Manöver. In Richtung Waldeck machte sich auch eine Feldbatterie bemerkbar. — Die Eiserne Division übernahm den Abschnitt Mitau, die Landeswehr stand vor einer neuen Aufgabe: Tuckum war in unserem Rücken am 22. genommen worden. Es mußte wieder besetzt werden. Am 23. abends sollte der Abmarsch nach Tuckum beginnen. Sehr begeisternd wirkte die Aussicht auf einen bitterkalten Nachtmarsch nicht. Ich selbst fieberte und fuhr in einem Wagen in einen dicken Pelz gehüllt an der Spitze der Schwadron. Wir hatten die Vorhut, hinter uns marschierte Graf Eulenburg, bis auf Komp. Rahden, die in Mitau blieb; es folgten die anderen Formationen. Die Abteilung Fürst Lieven übernahm die Sicherung der Aa-Linie in der Höhe von Lieven-Bersen. Links von ihm stand Brigade Ballod. Bei Schlampen stießen wir auf eine lettische Schwadron, die hier sicherte. Sie wußten nur, daß Tuckum besetzt sei, sonst aber wenig zu erzählen. Wir ritten weiter. Ich schickte eine Patrouille vor, deren Führer ich nicht erwähnen will, die es fertig bekam, nach der Schwadron in Tuckum einzurücken. Was sie gemacht hat, ist mir unklar geblieben. — Tuckum war vom Feinde frei, der Gegner abgezogen, sehr allmählich kamen die verängstigten Juden aus ihren Häusern heraus und begannen wieder zu handeln. — Unsere schwachen Kräfte hatten vor zwei Tagen nach einigen Verlusten in Richtung Samiten abbauen müssen. Hiermit endete die Operation der Landeswehr von Tuckum auf Mitau und umgekehrt. Militärisch genommen war unser Vormarsch auf Mitau interessant, wenn er auch keine

größeren Kampfhandlungen brachte. — Die junge Truppe hatte sich im Kampf und auf Märschen bewährt. — Mit der Wiederbesetzung Tuckums begann eine neue Periode des Krieges — der Stellungskrieg an der Aa, der mit dem siegreichen Vormarsch der Landeswehr nach Riga sein Ende fand.

Kommandeur Karl Baron Hahn

Der Ueberfall auf Tuckum

am 22. März 1919

Wir marschierten auf Sahten zu. Streckenweise fuhren wir auf den Panjewagen, streckenweise gingen wir zu Fuß, den Karabiner über die Schulter gehängt. Die Kirche von Sahten lag in leuchtendem Sonnenschein. Es ging weiter auf Tuckum zu, ohne Gewißheit darüber, ob es vom Feinde besetzt war oder nicht. Wir erreichten es abends ohne Kampfhandlung und bezogen Quartiere. Am nächsten Morgen sammelte ein Leutnant einige von uns versprengten Stoßtrupplern, um eine Erkundung östlich von Tuckum vorzunehmen. Schon bald trafen wir auf die frischen Spuren der Bolschewiken, die im Morgengrauen aus dem Schloßpark von Durben Vieh weggetrieben hatten. Obgleich nur fünf Mann, setzten wir uns ihnen sofort auf die Hacken und suchten systematisch die Gehöfte der Umgegend ab. Mit dem Karabiner in der Hand gingen wir die verschneiten Waldwege ab, jeden Augenblick gewärtig, aus einem Hinterhalt Feuer zu bekommen. Vor einem Gehöft schwärmten wir in der Nachmittagssonne vorschriftsmäßig aus und stürmten es mit Hurra. Es erwies sich aber als unbesetzt. Mit der Zeit hatten wir alle Reitpferde erbeutet, die die Bolschewiken nach ihrem Raubzuge in den Gehöften hatten stehen lassen. Unsere Stimmung wurde dadurch wesentlich gehoben, und wir ritten bei einbrechender Dämmerung, Soldaten- und Studentenlieder singend, sehr fröhlich heimwärts . . . Wir kamen mit unseren Beutepferden in den herrlichen Schloßhof von Schlockenbeck; benachrichtigten die dort liegenden Landeswehrleute von dem Erfolg unserer Patrouille und zogen ohne eine Vorahnung der Ereignisse, die sich am nächsten Tage über uns entladen sollten, in unsere Quartiere zurück.

Der anbrechende Morgen des 22. März war von unglaublicher Klarheit. Ich stand Posten auf einer Anhöhe in der Nähe des

Lazarettes, wo eine Gruppe versprengter Stoßtruppler untergebracht war, und sah auf die Dächer von Tuckum, aus denen sich in der eisigen Morgenkälte kerzengerade Rauchwolken erhoben. Alles atmete Frieden. Nur im Osten glaubte man den Alpdruck des Bolschewismus in den kompakten Wäldern, die sich bis nach Riga erstrecken, zu verspüren. (Tagebuch): „Um 10 Uhr kam ich lachend zur Schwester, die in einem kleinen übelriechenden Nebenraum saß... „Jetzt greifen die Bolschewiken an," sagte ich plötzlich — sie schien nicht zu verstehen. Es war auch alles ganz ruhig; auf den Straßen lag der Sonnenschein wie leuchtendes Kristall, und keiner von uns auf der Feldwache dachte an einen Angriff. Am Tage vorher hatten wir ja den Bolschewiken sechs Pferde abgenommen und dabei erfahren, daß sie für den 22. März den Angriff auf Tuckum planten. Wir glaubten es aber nicht.

Um 1 Uhr hörte ich ein merkwürdiges Sausen in der Luft und kurz darauf einen dumpfen Einschlag; ich stand in dem Hofe, wo unsere Versprengtengruppe lag, und begann sofort meinen erbeuteten Schimmel zu satteln. Als ich die ersten Einschläge hörte, beeilte ich mich, meine letzten Sachen zusammenzusuchen, riß den Revolver aus der Satteltasche und steckte ihn an das Koppel. Freiwillig wollte ich nicht zum zweitenmal in die Gefangenschaft geraten. Es ist schwer zu sagen, wie es kam, daß die Bolschewiken schon in die ersten Häuser Tuckums eindrangen, als wir noch den Straßenausgängen zueilten. Einige Momente dieser äußerst kritischen Zeit sind mir jedoch in aller Deutlichkeit erinnerlich. Ein Offizier, ein kleiner Mann, mit unreinem Teint, großem Kneifer und Stahlhelm, kam zu uns gelaufen. Im Hof klatschten jetzt schon überall Kugeln gegen die Mauern. Ich hörte dieses Geräusch zum ersten Mal und war erschreckt, wie widerlich es klang: nicht furchtbar, aber ekelerregend. Ueberall klatschte es dumpf und weich, wie wenn jemand mit der Hand gegen rohes Fleisch schlägt.

Sch. und ich sollten am Mauerpförtchen Posten stehen. Der Schimmel bäumte und bockte im Feuer so, daß an Reiten nicht mehr gedacht werden konnte. Ich konnte ihn nur noch hastig in den Stall zurückführen. Von dem Mauerpförtchen aus sah man Obstgärten, dann das Tal in seiner weißen Schneedecke und drüben den Abhang von Durben. Der Posten war zwecklos, vom Feinde nichts zu sehen: doch schlugen die Kugeln rings um uns

in den Hof. Mich packte die Unruhe: ich lief auf die Straße und sah Gruppen von Soldaten regellos nach der Durbenschen Seite eilen. Einige postierten sich an die Kirche und begannen von dort zu schießen. Ich lief weiter; unterwegs versuchte ein Soldat, der in der Bestürzung sein Gewehr nicht finden konnte, mit Bitten und Geschrei, mir meinen Karabiner zu entreißen. Eine vollständige Verwirrung herrschte überall; als ich an den Steilabhang der Mitauschen Straße komme, ist dort schon ein lebhaftes Feuergefecht im Gange. Gerade beginnt unser schweres Maschinengewehr zu knattern, tack, tack, tack. Es ist beruhigend und gibt uns Mut. Vorn in der großen Fabrik sitzen schon die Bolschewiken, von dort aus beschießen sie die Straße. Plötzlich kommen Menschen und Pferde in rasender Hast an der Fabrik um die Straßenecke gelaufen. Das Fuhrwerk gerät sofort in unser Feuer und stürzt zusammen, der Kutscher fällt vom Bock und bleibt tot auf der Straße, das andere ballt sich zu einem wirren Knäuel, aus dem ein einzelner Mensch mitten auf der Straße auf uns zustürmt. Alle schießen wir wie besessen auf ihn, er fällt nicht, kommt näher: plötzlich ruft einer: das ist ja unser . . .

Wir haben schon Verluste. Der erste, den ich fallen sehe, ist ein Versprengter, der an der roten Fabrik vorbei sich zu uns retten will. Plötzlich bückt er sich, als wollte er etwas aufheben, kriecht dann auf dem Trottoir ein paar Schritte, bleibt mit den Füßen schlagend liegen und rührt sich nicht mehr. Ein anderer steht neben mir und sieht, sein Magazin langsam abschießend, wie ich, auf die schneeglitzernden Abhänge von Durben, von denen sich die angreifenden Wellen der Bolschewiken wie dunkle Striche abheben. Auf einmal hebt er seine linke Hand und sagt ganz einfach: „Da sehen Sie." Die Hand ist nur noch ein Stumpf mit einem roten Strich, von dem ein einzelner Finger herausragt. Ein paar Minuten später schwankt ein Leutnant, der neben mir steht, taumelt zurück und lehnt sich an die Hauswand. Ich springe auf ihn zu, rufe heiser: „Sind Sie verwundet?" Er sieht mich stier an, seine Augen quellen unnatürlich aus den Höhlen: „Ja, ja," flüstert er, „Beckenschuß" . . . Mein Kolben kracht gegen eine verschlossene Tür, sie splittert, aber der Pfosten hält. Daneben klirren Fensterscheiben. Ich schlage ein anderes Fenster ein und klettere hastig durch das Loch in die Wohnung: den Leutnant kann ich schon nicht mehr hereinschaffen. Im Nebenzimmer liegt ein Lette auf dem Bett: er kommt angstverstört

und lächelnd auf mich zu. Ich winke ab und gehe an das Gartenfenster, um auf die Bolschewiken zu schießen.

Als ich wieder auf die Straße komme, ist die Krisis da. Vereinzelt sieht man Leute von uns zurückweichen. Da zieht ein hünenhafter Wachtmeister seinen Revolver und schreit, breit auf der Straße stehend: „Ihr Hunde, wollt ihr nicht zurückgehen, Wer noch einen Schritt weicht, den schieße ich über den Haufen!" Einige laufen jetzt vor. Es ist ein Gefühl, als ob man in kaltes Wasser geht. Das Maschinengewehr knattert noch unaufhörlich. In meinem Gehirn haben sich Worte eingenistet, die ich wie im Traum und Glück vor mich hinmurmle. Eigentümlich. Es ist das Geistliche Trinklied der Nonnen am Niederrhein.

„Nun laßt uns singen und fröhlich sein
In den Rosen . . .
Mit Jesum und den Kindlein sein,
Wer weiß, wie lang wir jung werden sein,
In den Rosen."

Wie ich langsam in dem rasenden Feuer die Straße abwärtsgehe, komme ich an einem Manne vorbei, der mit einem Schuß durch beide Oberschenkel wimmernd auf dem Pflaster liegt. Da besinne ich mich. Ein anderer packt mit zu, und wir schleifen ihn, jeder an einem Arm, aus dem Feuer zurück, bis uns die Kräfte versagen. Dann laufe ich wieder vor.

Inzwischen sind einige von uns schon bis zur Fabrik vorgedrungen und feuern vom Bahndamm aus auf die Roten, die sich am Gebüschrand von Durben zeigen. Als ich sie erreicht habe, schwärmen wir aus und gehen langsam bis auf die letzten, halbverlorenen Häuser von Tuckum vor: dahinter ein Steilabhang, eine Kiesgrube oder etwas Aehnliches, von wo uns Feuer entgegenschlägt. Plötzlich taucht dort eine große Figur silhouettenartig auf: ich schieße und sehe, wie sie zurückspringt und verschwindet. Fast im gleichen Augenblick ertönt unser Hurra.

Die Bolschewiken sind jetzt in vollem Rückzuge. Oben stehen zwei Maschinengewehre, sie werden umgedreht und in aller Eile mit vorgenommen. Ein paar Pioniere schleppen sie vorwärts.

Je weiter es vorging, desto mehr Ordnung und Ruhe kam in unsere Bewegung: überall tauchten Trupps auf und trieben die Bolschewiken vor sich her. An der Spitze einer Gruppe von etwa 12 Mann erreichte ich einen Hügel, von wo eine grandiose Uebersicht über das vor uns liegende Gelände begann: auf 300 bis 400 Schritt lief ein Haufen fliehender Roter auf eine iso-

lierte Kieferndickung zu. Wir warfen uns atemlos in eine verlassene Kampfstellung und begannen auf den Haufen zu schießen. Ohne viel Erfolg.

Auf 600 Schritt vor unserer Stellung lag ein Gehöft. Wenige Schritte davor versuchte ein Roter in den Schutz der Mauern zu gelangen. Ich nahm ihn sorgsam aufs Korn und schoß. Er schien einen Augenblick zu schwanken und fiel dann wie vom Blitz erschlagen um. Auf dem Schnee begann er zu kriechen: wir feuerten einige Schüsse hin, da blieb er liegen, ohne sich zu rühren. Ich stieg eine Anhöhe hinauf, um mit dem Karabiner besser den Wald bestreichen zu können. In meinem englischen Soldatenmantel mochten mich auch die Unsrigen für einen Feind halten. Ich geriet in heftiges feindliches und eigenes Maschinengewehrfeuer. Sch., der sich noch weiter vorgewagt hatte, als ich, hielt ich für verloren. Irgendetwas schlug in meiner Nähe ein, und ein Sprengstück flog mir machtlos an die Brust. Ich lief und winkte mit den Armen, erreichte die Anhöhe, warf mich in eine flache Mulde und schoß auf den Waldrand, von dem ein heftiges Maschinengewehrfeuer einsetzte, dessen Garben mehrere Minuten lang dicht um mich herum lagen. Schließlich brachten wir unser erbeutetes M.-G. in Stellung. Neben mir im Schützengraben stand Baron St., der Kommandeur der Pionierabteilung, und schoß rastlos. Ich sprach einige gleichgültige Worte mit ihm und rauchte liegend eine Zigarette, die mir ein Pionier reichte. Während dieser ganzen Zeit lagen wir unter schwerstem Feuer.

Ein schönes, sonniges Winterbild — und so friedlich. Vor uns die freie Fläche und das Tal mit einzelnen Gehöften. Dahinter der Waldrand, an dem einzelne schwarze Figuren über eine Schneise hin und hersprangen. Immer wenn einer springt, wird auf ihn geschossen. Aber es ist weit, unser Visier wird auf 1800 Meter gestellt.

Als wir uns umsahen, waren wir allein. Der Oberst erhob sich und ließ uns zurückgehen. Die Roten hatten aufgehört zu schießen, und die ganze Gegend lag wieder in stillem Sonnenschein: es war gegen 4 Uhr nachmittags.

Tagebuchblätter

4. April. Es ist ein Ruhetag; die Frühlingssonne lastet auf den Straßen, alles scheint zu warten und will sich der Sonne und der Ruhe bewußt werden; der Tag geht schnell zu

Ende, schon am Nachmittag fühlt man, wie alles zwischen Morgen und Abend achtlos zerronnen ist.

Eine unbeschreibliche Unordnung herrscht in unserem Quartier. Wir sind verlaust und schmutzig; auf dem Tisch liegen haufenweise Brotreste, Eierschalen und verschütteter Zucker. Nebenan werden Eier gerührt und Maschinengewehrpatronen gegurtet; in dem Lärm kann ich meine Gedanken nicht sammeln.

Auf Munitionswache, den 5. April.

Vom Fenster des Dachstübchens, in dem wir vier Mann liegen, sehe ich über die Bahnlinie Schloß Durben. Es liegt auf einer Anhöhe, die mit Laubwald bedeckt ist. Dazwischen hängt ein weißlicher Dunst, der nach dem Waldrande zu immer dichter wird.

Hier ist es still und beinahe anheimelnd nach der Unruhe im Quartier; es ist ein armseliges Dachstübchen, abgeschrägt und dumpf, die Tapeten hängen zerschlissen in langen Fetzen herunter; aber die Sicht geht weit, und wie ich das Fenster öffne, sitzt nicht weit vom Haus ein Star und pfeift.

Bald beginnen die langen Tagesfahrten nach Libau; der ganze Stoßtrupp ist dorthin beordert.

Heute ist ein stiller Abend mit dicker, feuchter Frühlingsluft. Einer kommt vom Postenstehen und wirft sein Koppel krachend in die Ecke. Wir alle horchen auf den Star in der Pappel und sprechen leiser.

7. April, Mitau. Es war wunderbar, wie dann in der Nacht das Wetter noch stärker umschlug. Als ich um 7 Uhr morgens auf Wache zog, schilpten die Sperlinge ganz laut, Goldammern sangen, und das Tauwasser riß große Rinnen den Abhang der Straße herunter. Ich saß in einem windgeschützten alten Schilderhaus, las einen langweiligen Roman und machte ab und zu eine Runde um den Schuppen. Um 9 Uhr erfuhr ich, daß der Stoßtrupp nach Mitau verladen werden sollte. ½1 Uhr wurde unsere Wache eingezogen, und die Schwadron stand zum Abmarsch bereit im Stahlhelm. Das Verladen dauerte bis zum Abend.

Tuckum lag still hinter der aschgrauen, morschen Eisfläche; in uns allen hat sich der Gedanke festgesetzt, als brüte es nur Unglück; wie wir abzogen, sangen einige: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus...", aber es klang unsicher, und die wenigsten stimmten ein.

Seit heute früh liegen wir in Mitau in erhöhter Alarmbereitschaft; morgen sollen wir in Stellung; die Stadt ist naß und macht einen erregten Eindruck. Manche verlassen Mitau infolge der Kämpfe am 5.

Die Räume sind wie in Tuckum groß und öde. Wir liegen auf Holzwolle, die feucht ist, und rauchen. S. erzählt Erlebnisse aus Italien.

16. April, Libau.

Damals brach der Frühling in seiner ganzen Wucht auf; schon als wir am 8. April aus Mitau durch knöcheltiefen Schlamm zum Schulhaus Tittelmünde marschierten, wurde es plötzlich so warm, daß die meisten ihr Gepäck ablegten.

In dieser Woche lagen wir in ständiger Alarmbereitschaft; wenn ich eine Patrouille längs der Bahn durch den Wald nach Garrosen zu machte, hörte ich Singdrosseln, Amseln, Rotkehlchen und Finken. Abends zogen laut quarrend über rotbraunes Ellerngebüsch Schnepfen, Bekassinen wimmerten, und Kiebitze klagten über versauerten Wiesen am Waldrand.

Ein paar Tage vergingen so. Auf Posten beobachtete ich Kraniche und schoß einmal auf einen Zug Wintergänse. Das Wetter schlug um; im traufenden Regen zogen wir längs des Waldes Stacheldraht. Die Bolschewiken beunruhigten uns wenig, ab und zu schossen sie mit schweren Granaten und Schrapnells herüber. Zwei mal morgens kam unser Panzerzug und belegte die Eckau-Stellung mit Feuer. Dann antworteten die Bolschewiken, und die Einschläge ihrer Granaten wirbelten turmhohe Säulen von Erde und aufgeweichtem Modder empor. Seltsam waren die Ruhepausen inmitten des Krieges. Während der Kanonade balzten ein paar Birkhähne. Eines Morgens sitze ich am Bahndamm auf Posten. Alles singt im Walde, ich beobachte ein Pärchen Eichelhäher, die Reiser zum Nestbau suchen. Fern am anderen Ende des Dammes taucht aus dem Morgennebel die weiße Kirche von Mitau hervor; nun klingt von da ein Läuten; weiter rechts donnern die Geschütze. Später sagt man mir, daß es Palmsonntag sei.

Als uns die Eisernen ablösten, hatten wir den Unteroffizierspostern auf der Station Kayserling wie eine kleine Sommerwohnung eingerichtet, vor dem Walde Schützenlöcher ausgehoben und Stellungen für M.-G. und Minenwerfer eingebaut. Es regnete wieder in Strömen, und durch tiefen Straßenkot wateten wir nach Mitau. Am gleichen Nachmittag verlud man den ganzen Stoßtrupp nach Libau. Arnold Frh. von Vietinghoff

Die Stoßtrupp-Krankensammelstelle in Tuckum

Zurückbleiben! Die Stoßtrupp-Krankensammelstelle durfte nicht mit, als alle anderen aufbrachen, um Mitau, ja vielleicht sogar Riga, zu nehmen. Herrliche, sonnenwarme Frühlingstage, die schon an sich das Herz unruhig machen, mußten wir in Goldingen verbringen, begierig auf Nachrichten von vorne wartend. Die Stare pfiffen in den Gärten der Stadt, die Lerchen schmetterten, und abends, wenn die Stadt wie tot dalag, kein Windhauch sich regte und nur die Rummel rauschte, wölbte sich der Himmel so unendlich tiefblau, leuchteten die alten Biedermeierhäuser Goldingens sauber und traumverloren im stahlblauen Mondschein wie vor hundert Jahren. Nur daß hier und dort türgroße Breschen in den Mauern klafften, wo vor ein paar Wochen noch die Granaten eingeschlagen hatten. Ruhig im Mondlicht leuchtend und glitzernd zogen die Eisschollen die Windau hinunter — und mit ihnen unsere Sehnsucht nach Hause.

Kandau, Zabeln, Tuckum fielen, die Landeswehr zog auf Mitau zu, da bekamen wir Befehl, die Verwundeten dem anrückenden Feldlazarett zu übergeben und nach Tuckum zu gehn.

Endlich vorwärts! In fieberhafter Eile wurde gepackt. Keiner von den Kranken wollte zurückbleiben. Vom Verbindungsoffizier wurden uns noch eine Reihe von Freiwilligen zugeschickt, die sich unserer Kolonne anschließen sollten, war doch das Gelände keineswegs frei von versprengten Banden, die sich in den Wäldern verbargen und kleineren Gruppen gefährlich werden konnten. Haufenweise gab es zu tun. Proviant mußte empfangen, Instrumente und Verbandmaterial durchgesehen und geordnet, das Inventar dem Lazarett übergeben werden. Der Abend fand uns rechtschaffen müde, aber unruhig und marschbereit. Wie erwartungsvoll schön war die letzte Nacht in Silber und Blau am Ufer der Windau!

Früh am anderen Morgen hieß es die „Panjes" von der Kommandantur holen. Aus einem unabsehbaren Park von Bauernwagen, die vor dem Kommandanturgebäude standen und wohl einen Jahrmarkt vortäuschen konnten, lösten sich nicht ohne Mühe und Schelten 32 Fuhrwerke, die bald darauf vor der Krankensammelstelle hielten. Zu ihnen gesellte sich unser großer Sanitätskrankenwagen, bespannt mit den Rappen Max und Moritz (wobei Moritz eine Stute war). Tags zuvor war uns eine

Schwester zugeteilt worden, und da Frl. Fr. Sch., die vor einigen Wochen hier ihre Feuertaufe erhalten hatte und später als Freiwilliger den Gefechtsstab des Stoßtrupps bis hinein nach Lettgallen begleitete, die Stelle einer Verpflegungsmeisterin übernommen hatte, so führten wir zwei Frauen mit uns. Dr. P., der den Weltkrieg in der deutschen Armee mitgemacht hatte, gab die letzten Anordnungen; T. und der schwerhörige M. zankten sich wieder einmal um den besten Platz auf einem Wagen. Schließlich polterten wir über das Kopfsteinpflaster davon. Klares Märzwetter; ein kalter Ostwind blies über die Rummelbrücke, als wir uns durch die Barrikade zwängten. Noch einmal gingen unsere Blicke zurück nach der Stadt, die wir beinahe einen Monat verteidigt, in der wir manche sorgenvolle, aber keine mutlose Stunde verbracht hatten. Nun rollten wir durch die Streichenallee. Wie oft sind wir hier bei Nacht von der Brückenwache vorgeschlichen; bei grabdunkler Finsternis und bei Sturm; haben naß wie die Katzen im Frühlingswasser gelegen und in die Nacht gehorcht. Vorüber, vorwärts, jetzt ging es neuen Zielen zu. Unsere Panjegäule trabten ordentlich drauf los, hatten wir uns doch vorgenommen, heute 60 Kilometer zurückzulegen.

Ja, die „Panjes"; ihrer nicht zu gedenken, wäre eine unverzeihliche Unterlassungssünde. Diese Bezeichnung für einen zum Militärtransport ausgehobenen Bauernwagen und Fahrer war im deutschen Heer seit der Eroberung Polens gebräuchlich. Meist bot das Fahrzeug keinen sehr stolzen Anblick. Der Bauer stellte dazu seine engsten, ältesten und zerbrechlichsten Wagen, dessen Teile nur noch aus Gewohnheit und Gottvertrauen zusammenhielten. Davor der elendste Klepper des Stalles, bockbeinig und lahm. Drin ein Mann im Pelz — auch wenn es Sommer war — und ein großer Sack mit Vorräten, die für drei Wochen langten, wenn der Mann auch nur drei Tage fahren sollte. Weise Vorsicht, traf man doch bisweilen Fahrer vor Mitau, die drei Wochen unterwegs waren und aus der Gegend von Libau stammten. Und man kann nicht umhin, den Gäulen hervorragende schauspielerische Fähigkeiten nachzusagen. Wie konnten sie erbärmlich lahmen oder sich vor dem kleinsten Fuder strecken, als ob sie einen Dampfkessel zögen! Alle Finger lang ein Aufenthalt, bis der Kolonnenführer in hellster Wut nahe der Gelbsucht ist, die Gepäckstücke auf die anderen Wagen schleudern läßt und den Fahrer — nicht gerade mit Schmeicheleien — beur-

laubt. Hat dieser seinen „zeddels“ — eine Bescheinigung, daß er eben Panjedienste geleistet hat und nicht gleich wieder von anderen Truppenteilen gehascht werden soll — in der Hand, ist er weit genug von der Kolonne entfernt, so entwickelt der Gaul, wie von einem Zauberstabe berührt, Gänge, um die ihn ein Rigaer Traber beneiden dürfte, und verschwindet in einer Staubwolke. Manche der „Pans“, die länger mit der Truppe ziehen mußten, waren schließlich mit ihrem Los gar nicht unzufrieden, besonders die jüngeren. Wenn ihre Vorräte versiegt waren, bezogen sie Soldatenverpflegung und nahmen in kritischen Situationen lebhaft für uns Partei. — Einmal untersuchten wir in Tuckum den auffallend umfangreichen Sack eines Fahrers aus Hasenpoth — er war 14 Tage unterwegs — und drin fand sich ein Speckdeckel, 2 Militärhosen, 2 Decken, 1 Mantel. So wußten die Leute bisweilen das Praktische mit dem Unangenehmen zu verbinden. Die alten saßen meist still da, versuchten wohl durch List zu entwischen und konnten sich an das Zigeunerleben bei der Kälte nicht recht gewöhnen. Aber gerade unter ihnen fand ich manch einen Freund, von dem man auf den ach so langen Fahrten über der Welten Lauf ein weises Wort hören konnte, der auf meine Sachen scharf achtgab und niemand anders fahren wollte. — Nicht zuletzt diese Panjes ermöglichten der Landeswehr ihre Erfolge, denn dank ihnen konnte sie ihre plötzlichen und durchschlagenden Angriffe vortragen. Und manch einer von ihnen liegt mit unseren Kameraden zusammen dort, wo sie fielen.

Unser erstes Ziel, dem wir munter zutrabten, war Kabillen. Wir saßen auf den Gepäckstücken und ließen uns den Wind bis auf die Knochen blasen; halb erstarrt, sprangen wir ab, liefen nebenher, bis einem der Atem verging, dafür aber die Füße warm wurden. Um Mittag waren wir in Kabillen. Höchste Zeit sich zu erwärmen. Heißer Kaffee und Pellkartoffeln brachten uns wieder ins Gleichgewicht, und dann gings weiter durch die flache, z. T. waldige Landschaft. Neben der Landschaft mußte dem Livländer die einheitliche Bauart der Kirchen auffallen. Kabillen, Samiten, Saaten — alle haben sie ein weißgestrichenes Steinschiff, Ziegeldach, einen niedrigen Turm, dem ein stumpfer, vierkantiger, ziegelgedeckter Helm aufgestülpt ist.

So strebten wir auf Hauptstraßen und Nebenwegen Samiten zu, in der Hoffnung, dort Quartier zu finden. Den Oberstab vermuteten wir in Tuckum. Es war schon dunkel ge-

worden. Die Gespräche verstummt. Jeder suchte privatim mit der Kälte und Müdigkeit fertig zu werden. Und dann standen wir plötzlich vor einer verbrannten Brücke. Als wir oberhalb über das morsche Eis zu gehen versuchten, ergab sich als einziges greifbares Resultat ein Loch im Eise, zwei mit Wasser vollgeschöpfte „Tönnchen" und darin ein Paar furchtbar frierender Füße. Uns war es nicht zum Lachen, denn nun mußten wir einen Umweg von 13 Kilometern bis zur nächsten Brücke machen, also 3 Stunden länger frieren. Der Himmel hatte sich bewölkt, es begann Schnee zu rieseln. Stockfinster; alle Flüche und Kommandos verhallten im Sturm und Rollen der Räder auf gefrorener Straße. Als wir bei der nächsten Brücke waren, fehlte uns die halbe Kolonne. Und immer noch sollten es 13 Kilometer bis Samiten sein! Wenn uns jetzt eine Bande im Dunkeln gefaßt hätte, uns wäre es schlecht gegangen. Wir haben jegliche Orientierung verloren. Am nächsten Hause wird gehalten. — Wo führt der Weg nach Samiten? — Hier um die Stallecke, dann geradeaus über die Wiese in den Wald, dann haltet immer nach links und dann immer geradeaus, dann werdet ihr den Weg schon finden. — Nicht einmal die Stallecke ist zu sehen! Der nasse Schnee klebt im Gesicht, die Füße sind müde und steif, die Handschuhe naß. Nach einer Stunde fragen wir: Wie weit noch? — 15 Kilometer werden es sicher sein. — Auf der nächsten Wiese bricht der Sanitätswagen durchs Eis und sitzt im Sumpfe fest. — Haaaalt, weitergeben: Haaaalt! Alle Mann heran! — Allmählich hält die Kolonne, aus dem Dunkeln tauchen noch dunklere Gestalten auf. Fluchen und schimpfen. Aber weil dadurch der Wagen nicht flott wird, muß man Hand anlegen und im Sumpf herumpatschen; muß, wie er wieder aus dem Dreck heraus ist, seinem Wagen nachlaufen. Sitzt man auf dem Gepäck, so friert man zu Stein, läuft man hinterdrein, so kriegt man keinen Atem und fällt vor Müdigkeit um. — Haaaalt! — Zum Henker, was ist denn wieder los? Ein Anspann entzwei. Warten, frieren, fluchen. Nach kaum 2 Kilometern stockt die Kolonne aufs neue. Die Wege im Walde sind noch eisbedeckt, und vor uns ist eine Steigung, die der schwere Sanitätswagen nicht nehmen kann. Die Pferde, ohne Stollen, gleiten rückwärts, das eine stürzt, das andere stolpert über das erste, die nachfolgenden Pferde steilen, springen die Bäume an, fallen in den Sanitätswagen. Kutscher fluchen, jemand jammert. Unsere Arme sind wie die Eiszapfen. Kurze Kommandos, Segens-

wünsche, daß dem Teufel sich die Borsten sträuben mögen. — An die Speichen, angreifen, Decken unterlegen, heben! Alles packt zu, die Pferde springen auf, treten sich, stürzen, springen wieder vorwärts — und der Wagen ist oben. Endlich kommen wir aus dem Walde auf eine richtige Landstraße. Von Samiten immer noch keine Spur, nicht einmal die Richtung kennen wir, wo es liegen könnte. Es hat sich etwas aufgeklärt, der Ostwind ist beinahe zum Sturme angeschwollen und hetzt die zerfetzten Wolken über den Himmel. Wozu hat man denn in der Instruktionsstunde Astronomie gelernt? Wir orientieren uns nach dem Polarstern und kommen auch schließlich in die richtige Richtung. Der Weg führt über eine hohe, kahle Fläche; und der Wind, der Wind fährt durch die Aermel und Hosen. Wir schlottern. Und endlich nähern wir uns einem großen Gebäudekomplex, das muß Samiten sein. Es ist 2 Uhr nachts, der Mond aufgegangen. Jetzt übernachten und morgen nach Tuckum. Feuer sieht man blitzen. Herrlich, wie werden wir uns wärmen! O ihr Zivilisten an warmen Oefen, ahnt ihr überhaupt, was frieren, hungern, bis an die Grenzen des Menschenmöglichen durstig und müde sein heißt? Und doch, leid könnt ihr uns tun, denn ihr wißt ja nicht, wie schön es ist, dann satt und wieder warm zu werden!

Aber was ist das? Samiten scheint ja schon besetzt zu sein. Wagen an Wagen steht im Wirtschaftshof. Ueberall Laternen: Pferde schnauben in allen Scheunen, es wimmelt von Zivilisten, Soldaten, Frauen, Kindern. Und unsere andere, entlaufene Hälfte ist auch schon da. Sie sind im Windschutz hinter einer Scheune aufgefahren und freuen sich wie die Grasteufel über unsere langen Gesichter, laden uns ein, uns an der Scheunenwand zu erwärmen. — Kerls, macht keine schnoddrigen Witze, wo ist unser Quartier? — Es gibt keins. Der Oberstab und halb Tuckum sind hier. — Seid ihr des Deuwels, der Oberstab ist doch in Tuckum, und die Tuckumer werden doch um diese Jahreszeit keine Ausfahrt ins Grüne machen? Wieder schadenfrohes Lachen. — Ihr seid ja blödgefroren, ihr Hornochsen, ihr indischen! Auf, zum nächsten erleuchteten Fenster, da muß es auch Wärme geben. Die Tür des Hauses steht offen, gelbes Licht quillt heraus, aber eine Menschenmasse ist festgekeilt, und soweit das Auge sehen kann, wärmt man sich hier schon, Mann an Mann. Und so in jedem Lokal, wo ein Ofen ist, einerlei ob Arbeiter-, Verwalter- oder Gutshaus, Wohnstube oder Schlafzimmer. Ich will mich vordrängen, komme aber nicht weiter.

Vollends, nachdem eine dicke Frau auf meinen froststeifen Zehen festen Fuß gefaßt hatte, und ein Kamerad, den ich eifrig trat, um ins Zimmer zu gelangen, sich verschwor, mich in den nächsten fünf Minuten umzubringen, zog ich mich grollend zurück, setzte mich in den Windschutz und überlegte, ob ich lachen oder weinen sollte. Das war fatal, gemein, niederträchtig! — Da erst kam mir plötzlich zum Bewußtsein, was ich alles eben gehört hatte und in einer wie ernsten Lage wir eigentlich waren.

Die Landeswehr hatte Zabeln, Kandau, Tuckum schnell genommen. Ueberall waren kurz vorher Geiseln erschossen und verschleppt worden. So hatten auch im Tuckumschen Gefängnis über 100 solcher Unglücklicher gesessen, die ein paar Stunden vor dem Einzuge der Landeswehr in der Richtung zum Strande davongetrieben wurden, um erschossen oder nach Riga geschleppt zu werden. Wie das bekannt wurde, saßen die Reiter wieder auf und jagten hinterdrein. 20 Werst hinter Tuckum wurde der Transport erwischt, die Eskorte zusammengeschossen, die Verschleppten befreit. Dann mußte die Landeswehr nach Mitau. In Tuckum verblieb nur die Etappe des Oberstabes, die Funker, einige Züge des Stoßtrupps, die Pionierkompagnie und die Kompagnie Zimmermann. Letztere versuchte bis zum Strande vorzurücken, um Tuckum von Norden zu sichern. Dort traf sie aber auf solche Bolschewikenmassen, daß sie schleunigst auf Schlockenbeck, Tuckum, ja sogar Samiten zurückgehen mußte. Da fährt also dieser Donnerschlag in die Feiertagsstunde in Tuckum. Und alles, was verschleppt gewesen ist oder fürchtet verschleppt zu werden, verläßt die Stadt, zu Fuß, hoch zu Roß oder auf dem Kolonnenwagen, wie es eben jedem möglich ist. Der Oberstab ist auch nach Samiten gegangen und hat die anderen Truppenteile zurückgenommen, sie auf Feldwachen in ca. 5 Kilometer Umkreis verteilt. Eben war also Tuckum verlassen, nur einzelne Patrouillen klärten in der Richtung auf. Daher dieser Andrang und diese Stimmung. Frauen weinen, Kinder schreien, tapferen Männern klappern die Zähne, man weiß nicht recht, ob vor Kälte oder — ?

Wir mußten gleich alle waffenfähigen Männer abgeben und weiter in die Nacht hinausfahren, um uns anderswo ein Obdach zu suchen. Die Stimmung war so resigniert, daß es nicht einmal zum Schimpfen mehr langte. Am liebsten hätten wir uns in den nächsten Graben geworfen, — einerlei was passiert. Nach etwa einer halben Stunde stellten wir fest, daß der Knechts-

hof von Samiten noch unbesetzt war. Hei, was kam da Leben in Menschen und Gäule! Um abzuschneiden, stürmten wir über die Felder, stolperten über tote Bolschewiken, die noch vom letzten Gefecht her liegengeblieben waren, und als der Sanitätskrankenwagen kurz vor dem Knechtshof wieder durchs Eis einer Wiese brach, wateten alle vergnügt bis an die Knöchel im Wasser, und mit Hallo! hatten wir ihn heraus. Nachdem sich dann jeder ein möglichst warmes Quartier gesichert hatte, wurden schnell noch die Posten ausgestellt, die Verpflegung abgeladen und die nötigsten Sachen ausgepackt. Die Sanitäre ratzten schon, als Nachricht kam, daß auf dem Schloß Verwundete eingetroffen seien, die verbunden werden müßten. 4 Uhr morgens. Das Notwendige zusammengerafft und mit Tr. hingetaumelt. Jetzt noch elf Verwundete verbinden.

Ein schönes Zimmer im Schloß, düster beleuchtet durch einen tief herabgebrannten Lichtstummel, der auf der Fensterbank steht. Halbwegs warm. Zwei Betten, auf der Diele Stroh, zwei flache Matratzen. Da liegen Männer, Frauen, Soldaten. Bleiche Gesichter. Stöhnen. Durchblutete Verbände, zerschnittene Waffenröcke. Fieberglänzende Augen starren schmerzgeweitet aus allen Ecken. Eine zum Umfallen müde Dame macht alle Handreichungen. Sie läßt sich nicht ablösen. Auf den einzigen Tisch wird das Verbandmaterial gelegt, und die Verbände beginnen. Tierisches Schreien, daß die anderen Kranken auffahren, Morphium!!! Aus allen Ecken dieselbe Bitte, dieselben Blicke. Mit geschlossenen Augen stolpern wir schließlich nach Hause. Und trotz der Alarmbereitschaft lege ich mich ausgezogen auf mein weiches Bett, das mir die Bäuerin auf warmer Ofenbank aufgeschlagen hat, und schlafe ein. Jemand fährt mir noch mütterlich über die Hand, bedauert das harte Soldatenlos, beklagt die eigenen Söhne, die seit 5 Jahren verschollen . . . Die Wanzen zwacken mich am linken, die Flöhe am rechten Bein, die Schaben machen Entdeckungsreisen über mein Gesicht, vor Hitze kann ich kaum japsen — aber geschlafen habe ich wie in Abrahams Schoß.

Am anderen Tage wurde große Ambulanz abgehalten, die Verwundeten und Schwerkranken durch die Brümmersche Kolonne abtransportiert. Die Situation klärte sich, der Oberstab entschloß sich nach Tuckum zurückzukehren, und wir zottelten tags darauf bei herrlichem Sonnenschein hinterdrein. Die Stadt schien ausgestorben, außer Soldaten sah man kaum Menschen auf den Straßen. Abends, nach längerem Suchen, fanden wir Quartier

im Jordanschen Hause. Alarmbereitschaft. Das medizinische Personal saß im Nebenhause um einen Kamin, Dr. P. musizierte, man trank ein Glas Wein. Auf seiner Runde kam der wachhabende Offizier herein und teilte erhöhte Alarmbereitschaft mit, die Nachrichten lauteten sehr ungünstig. Aber keiner von uns glaubte, daß die Bolschewiken angreifen würden. Für die gefährlichen Morgenstunden, in denen wir selbst anzugreifen pflegten, wurde ein Posten ausgestellt. So kam man in dieser Nacht kaum zum Schlafen. Die Panjes waren schon gestern entlassen worden, und so waren wir, wenn etwas passierte, auf Max und Moritz und den Sanitätskrankenwagen angewiesen. Erleichtert atmete man auf, als der Morgen da war und alles still blieb. Und jetzt hieß es, eiligst schleppen, auspacken und einrichten, war doch unsere Krankensammelstelle für die Schlocksche Front gedacht. Mit vieler Mühe wurden denn auch aus einem Nichts 30 Krankenbetten geschaffen, und bald hatten sich schon 25 zum Teil hoch fiebernde Kranke eingefunden. Recht müde von der Arbeit und nach der durchwachten Nacht setzten wir uns ans Mittagessen, in der Hoffnung, bald einen ausgewachsenen Nachmittagsschlaf tun zu können.

Solange man das Soldatenleben im Kriege nicht selbst kennt, stellt man es sich vielfach als ein Luderleben vor, mehr oder weniger häufig unterbrochen von heldenhaften Kämpfen. Der Zuhörer will die Granaten platzen hören, die Feinde reihenweise niedergeschmettert wissen. Und dabei sind es die unerbittlichen, häufig langweiligen Pflichten, die physische Arbeit, die Müdigkeit, Hunger, Durst, Kälte, die den Soldaten selbst mehr beeindrucken, seinem Leben das charakteristische Gepräge geben, als die kurzen Kampfhandlungen.

Nach den ersten Löffeln der schönen Erbsensuppe hören wir draußen — rumbum! eine Handgranate detonieren. Prost Mahlzeit, das heißt Alarm. Wir springen auf, die Stühle fliegen an die Wand, ein Fenster wird geöffnet: schon stottern die Maschinengewehre, das Infanteriegefecht scheint in der Stadt zu toben, Kugeln schlagen in die Wände unseres Hauses. Mit drei Sätzen bin ich unten in den Krankenstuben.

— Alarrrm! Aufstehen, zum Gefecht fertig! Schnellerrrr!

Ungläubige, verschlafene Augen. Ich reiße ein Fenster auf: — Da, hört! Dr. P. stürzt herein. — Was ist denn los? — Scheinbar Straßenkämpfe. — Lt. von Unruhe übernimmt das

Kommando. Sanitätswagen bespannen! Unser Koch, der furchtlose Jahnke, kommt atemlos aus der Stadt gerannt: — Herr Arzt, es seind nicht mehr gut, von unseren lauft allens woans er kann! — Ruhig greift er nach der Knarre und schiebt den Patronenrahmen hinein. Eine angenehme Situation. Eine Krankensammelstelle mit 25 Kranken, 2 Frauen, 8 Sanitären in ausgepacktem Zustand — und nur 2 Pferde mit einem Sanitätskrankenwagen!

„Und Unsere lauft ein jeder woans er kann!"

Was bleibt einem da anderes übrig, als zusammenzuhalten und das Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Wie wir mit Dr. P. auf den Hof hinaustreten, wird schon aus den umliegenden Häusern auf uns geschossen. Die Pferde werden in Hast angeschirrt, und der Sanitätskrankenwagen, durch dessen Verdeck die Kugeln schlagen, in eine Scheune gefahren; dann springen wir ins Haus zurück. Wie wir auch äugen, die Schützen lassen sich nicht finden. Die Türen und Fenster werden besetzt, Schränke, Kommoden, Tische, Kisten vor die Türen gewälzt; auf der Treppe in den Oberstock eine Barrikade gebaut. Ich finde in meinem Muff zwei Eierhandgranaten, eine nimmt Lt. v. Unruhe, der die Straßenseite befehligt, mit der anderen ziehe ich an die Hofseite ab. Das Kommando geht rund: ruhig zielen, nicht zu hoch! Dazwischen rennt noch der harthörige M. umher und jammert: Habt ihr nicht meine Knarre gesehen? — Also wieder mal, das ist seine Spezialität. Während ich von Fenster zu Fenster gehe, fliegen die Gedanken pfeilschnell durchs Hirn. Kein Ausweg. Hier also wird das Ende sein. Allens lauft. Niedrig zielen. Nur zwei Handgranaten. Herrlicher Sonnenschein. Wie lange könnten wir uns halten? Kommen sie nicht endlich! Bis Mitau sind es 45 Kilometer. Keine Aussicht auf Entsatz. Wenn sie eingebrochen sind, gehen wir in die zweite Etage. Frl. Sch. schleppt bereits Eimer mit Wasser hinauf, für den Fall, daß wir ausgeräuchert werden sollen; bringt dann den Kranken, die mit trockenen Lippen an den Fenstern stehen, Kaffee und Wasser. Der Posten muß von der Straße zurückgezogen werden, da er keine Deckung mehr finden kann. Dieses eklige Warten, wenn es doch schon losgehen würde! In allen Zimmern kein ängstliches Gesicht. Bleich, mit zusammengebissenen Zähnen, Hände ums Gewehr gekrampft, gespannt, stehen sie da, völlig des Ernstes der Situation bewußt. Alle diese Gedanken und Beobachtungen ziehen an einem wie die Bilder im Kino vorüber, wobei die

dazugehörige Musik durch die geöffneten Fenster von den Feldwachen herübertönt. Etwa 20 Minuten vergehen, das Feuer beginnt nachzulassen, und wir sind gerade im Begriff, zur Kommandantur zu gehen und Verbindung aufzunehmen, da kommen auch schon die ersten Verwundeten auf Wagen, von Kameraden und Frauen gezogen. Der Stahlhelm kugelzerrissen, das krause Haar blutverklebt, ohne Besinnung schnellen sie empor in krampfhaften Zuckungen wie Fische: Kopfschuß. Bleiche Gesichter, angstvoll starrende Augen der um Atem Ringenden; das Hemd vorne durchblutet, aufgerissen; auf der Brust nur ein ganz kleiner, dunkler Fleck, aus dem ein roter Streifen rinnt, blutiger Schaum fällt von den Lippen: Lungenschuß. Und immer mehr . . .

Dann erzählen die begleitenden Kameraden, wie es kam. Ganz plötzlich waren die feindlichen Schützenketten aus den umliegenden Wäldern heraus; unabsehbar; aus den Häusern wurde von den örtlichen Bolschewiken geschossen, schon stürmten sie durch die Straßen der Stadt. Heulend floh die Etappe oder was dem Geiste nach zu ihr gehörte . . . Alle Ausgänge der Stadt waren schon verlegt, und die Fliehenden mußten durch feindliches Feuer. Aber was an Soldaten da war, schlug sich mit Todesverachtung, wich und wankte nicht. Noch verwirrter wurde die Situation, als die Kompagnie Zimmermann, die in Schlockenbeck überfallen worden war und sich nach Tuckum zurückzog, ins Kreuzfeuer beider Parteien geriet. Bis auf 40 Schritt kamen die Feinde an unsere Feldwachen heran, mußten dann aber unter scharfem Feuer zurück. Wir hatten unerwartet hohe Verluste, aber der Feind war zurückgeschlagen und hatte viele vor uns liegen lassen. Als letzte schlug sich noch die Pionier-Kompagnie in verbissener Wut am Bahnhof Ost; Handgranaten, Pistolen, Karabiner — alles galt, ein wahrer Hexenkessel. Dann waren wir gerettet.

Auf der Kommandantur nichts Sicheres zu erfahren, die Nachrichten widersprechen sich. Kein einheitliches Kommando. Darüber waren sich aber alle einig, daß eine belegte Krankensammelstelle mit anderen Bagagen nicht in eine Stadt gehörte, von der man nicht wußte, ob man sie über Nacht würde halten können. — Ziehen Sie also nach Samiten zurück. — Ja, ist denn die Straße dahin noch frei? — Unbekannt! — Sind Panjes da? Wir brauchen wenigstens 12 Fahrzeuge! — Nein, sehen sie selbst zu, wie sie wegkommen! — Auf dem Heimwege sehen wir die Bemühungen der Funker an, mit Libau in Verbindung zu kommen — vergeblich, keine Antwort.

Und jetzt heißt es rasch packen. Das Wertvollste und Notwendigste wird zusammengerafft, in den Sanitätskrankenwagen geschleudert, die Verwundeten teilweise drüber, teilweise auf unbespannte Wagen, die von uns gezogen werden sollen. Wollen wir doch beim ersten Gesinde Pferde requirieren. Der Rest des Gepäcks, darunter unser persönliches Eigentum, wird versteckt so gut es geht, die eisernen Rationen verteilt. — Wir hofften Samiten zu erreichen. So zogen wir denn aus, langsam die Straße hinunter. An einem Hoftor standen Weiber, die mit höhnischen Blicken unseren Zug betrachteten; es fielen schadenfrohe Bemerkungen über die Verwundeten. Ein Schuß in den Torbogen, splitternder Mörtel, ein mehrstimmiges Gekreisch, Pantoffelklappern auf dem Hofpflaster, krachend schlägt eine Tür zu.

Beim Ausgang aus der Stadt haben sich die Kolonnen gestaut, niemand weiß, ob der Weg nach Samiten frei ist. Vor uns geht wohl eine unserer Patrouillen den Bahndamm, Richtung Mitau, entlang, aber niemand wagt es nach Samiten loszufahren. Unterdessen sucht mit heidnischem Fluchen Oberlt. A., der schon einen Schuß durchs Bein weg hat, alle noch kampffähigen Männer unter den Sanitären und Kranken zusammen und zieht mit ihnen hinab zum Seeufer, um unsere linke Flanke zu decken. Lt. von Unruhe sucht sich einen Genossen, um die Straße zu erkunden; so ist die Ungewißheit ja nicht auszuhalten. Wir sausen im Panjeschlitten ab, den Karabiner schußbereit zwischen den Knien. Wir sind schon längst über die letzten Häuser hinaus, links und rechts suchen unsere Augen. Und dann haben wir sie, drüben links, eine ganze Kolonne mit M.-G.'s auf den Wagen. Unruhe brennen die Finger, er will ihnen an den Leib, aber 1800 Meter sind zu weit zum Schießen. Nachdem wir sie, im Graben liegend, genügend durchs Glas betrachtet haben, kehren wir wenigstens mit der Gewißheit heim, daß die Straße für eine unbedeckte Kolonne nicht frei ist. Die Meldung geht an die Kommandantur. Die Antwort läßt lange auf sich warten. Es ist kalt und windig geworden, wohl 10 Grad. Die Kranken beginnen zu zittern und stöhnen. Endlich kommt die Nachricht: wir bleiben. Wie freuen wir uns auf die warme Stube. Es beginnt zu dunkeln. Die Verwundeten werden sorgfältig verbunden und gebettet werden müssen. Und dann schlafen, schlafen! nach dieser Hetzarbeit, Aufregung und Anstrengung. Eine Suppe wird aufgesetzt, heißer Kaffee geht in die Runde. Die Schwerkranken haben sich wieder ausgekleidet und zu Bett gelegt. Alles

schwirrt von Berichten und Erzählungen. Im Verbandzimmer flattern die weißen Tupfer und Tücher. Stöhnen und Schreie lassen von Zeit zu Zeit die Gespräche verstummen. Oberlt. A. will sich nicht hinlegen, eine Kugel ist ihm glatt durch die Wade gedrungen, eine andere hat ihm zweifingerbreit Rock und Aermel zwischen Arm und Brust herausgerissen. Da hört man plötzlich draußen vor der Tür Wagen rollen, die Tür wird aufgerissen, und eine Ordonnanz meldet: 8 Fahrzeuge von der Kommandantur, schnell packen, in einer halben Stunde wird die Stadt geräumt. Zwei Hacken schlagen aneinander, und der Mensch verschwindet in stockfinsterer Nacht.

— Gottverdammian! — Das ganze Soldatenbrevier wird abgebetet. Also wieder rennen, packen, schleppen, verladen, Kranke ankleiden! Aber es wird geschafft, trotz der beinahe undurchdringlichen Dunkelheit. Auch jetzt können wir nur einen Teil unseres Gepäckes mitnehmen, nachdem die Kranken und Verwundeten verladen worden sind. Wir wollen zu Fuß gehen, bis sich irgendwo ein Eckchen zum Aufsitzen findet, denn die Beine knicken einem unter dem Leibe weg. Und dann sind wir wieder am Ausgang der Stadt, wie vor zwei Stunden. Wieder heißt es warten, die Funker sind noch nicht da. Eine halbe Stunde, eine Stunde; der Wind schneidet, die Zähne klappern. Endlich setzen wir uns langsam in Bewegung, Schritt vor Schritt durch die Dunkelheit, jeden Moment einen Ueberfall erwartend. Stimmung wie Temperatur — 12 Grad unter 0. Ein Kommando wird durchgegeben: Rechts halten, die Straße mit Granaten besät! Hier also war unsere Munitionskolonne unter feindliches Feuer gekommen: umgestürzte Wagen, erschossene Pferde im Graben, daneben der Pan mit zerschmettertem Schädel. Vorsichtig werden Pferd und Wagen an den unheimlichen schwarzen Gegenständen vorbeigeführt, erleichtert springt man wieder auf den Wagen — weiter! Die Kälte wird ja bald unerträglich! Und die Müdigkeit, die Augen kleben ja rein zusammen. Da plötzlich ein Handgranatenschlag. Alles fährt auf, Jammern, Kommandos, Schreien. Jetzt geht's also los. Die Gewehre schußbereit stehen wir da, mühen uns, das Dunkel zu beiden Seiten der Straße zu durchdringen; gleich kommen sie — da, eine dunkle Gestalt — nein, ein Busch. Man beruhigt sich, es wird stiller. Kommando: Weiter! Eine Handgranate ist versehentlich explodiert, 1 tot, 5 verwundet. Wir kommen an der Unglücksstelle vorbei. Die sandüberschütteten Därme und Kleiderfetzen liegen im Graben,

ein Leib, ausgehöhlt wie ein Boot, schneeweiß das blutlose Gesicht: grell das Ganze für Sekunden von einer Taschenlampe beleuchtet. — Ach, wie gleichgültig, wenn wir doch nur bald schlafen könnten.

Nach drei Stunden wird zum ersten Mal haltgemacht. Aus der Tür eines Kruges fällt Lichtschimmer, alles drängt dahin, um sich zu erwärmen. Jemand jammert: — Schlagt mich tot, liebe Leute, habt Erbarmen mit mir, die Schmerzen, die Kälte, ich kann es nicht mehr aushalten, wie ich friere, huhuhu... Halb Weinen, halb Zähneklappern. — Bringt mich hinein, laßt mich hier liegen, mögen die Bolschewiken kommen und mich umbringen, aber nur nicht in die Kälte! Ach, niemand hört mich! — Einer von den auf dem Marsch Verwundeten. Das Herz krampft sich zusammen, eine Morphiumspritze erlöst ihn für Stunden von seiner Qual. Er wimmert leise weiter und wird hineingetragen. Unsere Verwundeten liegen in tiefem Morphiumschlaf, ob sie noch leben? Bei manchen ging der Puls schon kaum, als wir abfuhren. Und nur in 2 Decken gehüllt. — Noch 3 Stunden Weges, und die Kälte nimmt von Minute zu Minute zu. Vorwärts! Der Mond geht auf, es wird fahlhell, es ist allmählich schon 3 Uhr morgens geworden. Jetzt wimmert ein Kranker, er kann nicht mehr die Kälte ertragen und hat keine Kraft, sich laufend zu erwärmen. Frl. Sch. tritt ihm ihren Pelz ab, er wird hingelegt. Wir müssen nun zu Fuß laufen: eine Hand am Wagen, lassen wir uns ziehen. Wie ist der Weg so entsetzlich weit. Trüber Mondschein. Von einem heftigen Stoß wache ich auf: im Graben, mein Fahrzeug schon 30 Schritt weiter. Wie ist die Versuchung groß, liegen zu bleiben.

Und dann luden wir in Samiten unsere Kranken und Verwundeten aus — alle waren am Leben. Wie sie das anstellten, ist mir heute noch nicht klar. Es meldete sich eine Dame, die für uns die Nachtwache übernahm. Wir stellten keine Posten aus, sondern befahlen unsere Seelen dem Himmel und fielen jeder in sein altes Quartier ein, von wo wir vor ein paar Tagen aufgebrochen waren. Und wieder hatte das alte Mütterchen einen Trunk heißer Milch bereit, und während sie noch meine nassen Strümpfe und Stiefel kopfschüttelnd an den Ofen brachte, schlief ich schon wieder fest und traumlos in den neuen Tag, so wie ihn uns Soldaten der Herrgott beschert.

Harry Letzmann

Kämpfe um Schlock

März bis Mai 1919

Jede Offensive, und wenn sie noch so schwere Kämpfe im Gefolge hat, ist für eine Truppe leichter zu ertragen, als eine längere zähe Defensive. Nach außen hin, für die Weiterstehenden, sind meist die Vorwärtsstürmenden die Sieger und Helden, und doch werden gerade während schwerer Verteidigungskämpfe, wo nicht der Rausch des Vorwärtsstürmens die Truppe mitreißt, viel größere Zeugnisse wahren Mannesmutes und stillen Heldentums gegeben.

Dieser Art Gedanken überkommen einen, wenn man an die Verteidigung von Schlock durch das 2. Bataillon Malmede der Baltischen Landeswehr zurückdenkt. Viel ist über die Vormarschkämpfe berichtet worden — über die Verteidigung von Schlock nichts, und doch sind diese Kämpfe um Schlock von der Kurischen Aa bis ans Meer ein stilles Ruhmesblatt in der Geschichte des 2. Bataillons.

Eigentlich müßten diese Kämpfe von einem Infanteristen geschildert werden, der selbst auf äußerstem Vorposten, das heißgeschossene Gewehr im Arm, die dichten Schützenketten des Feindes abwehrte, oder in langer dunkler Nacht von den Dünen ins Gelände hinauslauschte, bis die ermüdeten Sinne fast versagten.

Und doch will ich, als Artillerist, es versuchen, ein Bild jener Zeitspanne zu geben, und bitte um Nachsicht von seiten derer, die noch ganz anders mitten im äußersten Vorpostenkampf gestanden.

Es war am 24. März 1919, um 8 Uhr vormittags, als eine lange Kolonne der Landeswehr, von Mitau kommend, Tuckum erreichte. Heller Sonnenschein lag auf der Gegend, als die Spitze der Kolonne von den Höhen das Städtchen vor sich sah. Schreiende Spatzen überall, denn schon kündigte sich der Frühling an, und in der Natur begann neues Leben sich zu regen. Um so toter und stiller wirkte das Städtchen, in dem noch vor Tagesfrist ein wilder Kampf getobt hatte. Eine kleine Schar Landeswehr hatte sich gegen die anstürmenden Bolschewiken verteidigt, mußte aber nach abgewiesenem Angriff die exponierte Stellung räumen. Weder Mensch noch Tier war zu sehen. So seltsam leer klangen die Pferdehufen auf dem holprigen Pflaster. Der Marktplatz leer, auch an den Fenstern kein Mensch. Hal-

lend klingen die Kommandos in den stillen Gassen. Doch jäh wird der umherspähende Blick von einem Bilde an der Kirche gefesselt. Da liegen in Reih und Glied elf stille Gestalten in Feldgrau mit dem Abzeichen der Baltischen Landeswehr. Es sind die Gefallenen der Verteidiger von Tuckum. So friedlich liegen sie nun nach heißem Kampf, mit fast feierlichem Ausdruck in den stillen Gesichtern, Kamerad bei Kamerad. Unwillkürlich entblößen wir die Häupter vor diesen Stillen, die ihr Letztes der Heimat geopfert.

Das Leben greift wieder nach uns, Kommandos, Quartiere, Biwak der Batterie und endlich die ersehnte Ruhe nach dem anstrengenden Nachtmarsch. Zwei Tage Ruhe werden uns gegönnt. Sie kommen der Truppe nach den Strapazen des Mitau-Marsches und den dortigen Kämpfen sehr zustatten.

Zu dieser Zeit hatten Landeswehr, reichsdeutsche und lettische Formationen die Linie von Bauske längs der Aa über Mitau, Wolgund bis Kalnezeem inne. Von da an klaffte eine Lücke und nur die Besatzung von Tuckum diente als Flankendeckung. Um nun die Linie ganz längs der Aa führen zu können, mußte Schlock besetzt werden. Dieses wurde um so wünschenswerter, als feindliche Truppenteile aus dieser Richtung immer energischer vorfühlten. Aus diesem Grunde wurde vom Oberstabe der Baltischen Landeswehr beschlossen, Schlock und das am Meere liegende Kaugern zu besetzen. Zur Ausführung dieses Planes wurde das Bataillon Malmede, die 2. Batterie und eine lettische Kompagnie des Bataillons Ballod bestimmt. Die Führung des Detachements übernahm Hauptmann Malmede.

Um 2 Uhr nachts, am 26. März, rückte das Bataillon im Bestande von drei Kompagnien, einer Maschinengewehrkompagnie und der 2. Batterie d. B. L.-W. aus Tuckum aus. Um 8 Uhr schloß sich dem Bataillon bei Kemmern die lettische Kompagnie an. Endlich um 10 Uhr morgens sehen wir die Kirchturmspitze von Schlock vor uns. Schlock soll recht stark besetzt sein und zwar ist mit dem Eingreifen von feindlichen Panzerautos zu rechnen. Etwa 2 Kilometer vor Schlock wird die Truppe geteilt: eine Kompagnie mit einem Geschütz geht weiter längs der großen Straße vor, während der Hauptteil abschwenkt und Schlock von Kaugern aus angreift, zugleich Kaugern und den Strand sichernd. Bald darauf hört man das helle scharfe Peitschen des Infanterie- und M.-G.-Feuers. Die rechte, längs der Straße vorgehende Gruppe hat somit schon mit dem Feinde Fühlung.

„Artillerie vor!" wird von vorne weitergegeben. Im Trabe geht es vor, bald sind die Ketten erreicht. Schnell wird abgeprotzt und der erste Gruß nach Schlock hineingeschickt. Nun geht es Schuß auf Schuß. Ganz deutlich kann man die Einschläge verfolgen. Da rechts, das M.-G. rückt schon aus, es wurde ihm doch gar zu heiß! Deutlich sehen wir unsere Schützenketten von der rechten Gruppe sich vorarbeiten, aber das M.-G. bei der Mühle macht ihnen zu schaffen. Ein paar Granaten vertreiben auch ihm die Lust zu weiterer Tätigkeit, es stellt sein Feuer ein.

Da kommt die Verbindungsordonnanz angaloppiert: „Aufprotzen und folgen" lautet der überbrachte kurze Befehl. Wieder geht es im Trabe den Schützenketten nach. Diese hatten, in kleinem Geplänkel sich stetig vorschiebend, die Straße von Schlock nach Kaugern erreicht.

Plötzlich prasselt uns M.-G.-Feuer vom Bahndamm entgegen. Ein Panzerauto steht an der Ueberfahrt und streicht mit seinem M.-G.-Feuer die Gegend ab. Aber scheinbar ist es ihm nicht ganz geheuer, denn nach kurzer Zeit, ehe wir überhaupt in Stellung gehen können, braust es ab. Weiter gehen die Ketten. Beim Passieren des Bahndamms bekommen sie feindliches M.-G.-Feuer längs der Bahn. Mitten auf der Straße protzen wir ab, schieben das Geschütz vor und bringen ein paar Schuß heraus. Gleich schweigt das M.-G. Unsere Infanterie hat währenddessen das Städtchen erreicht und stößt dem abziehenden Feinde nach. Aber nur ein paar Gefangene haben wir machen können, die Bolschewiken sind über das Eis der Aa und längs der Aa in Richtung Waltershof ausgerückt. Die Batterie erreicht nun den Marktplatz, wo auch das abgetrennte Geschütz wieder zur Truppe stößt, und wartet auf weitere Dispositionen. Plötzlich hört man ein so bekanntes Sausen und, von starker Detonation begleitet, steht eine riesige Rauch- und Staub-Säule auf dem Marktplatz. — Der erste Gruß der bolschewistischen Haubitzbatterie aus Dubbeln. Sie sollte uns noch oft während der Verteidigung von Schlock zu schaffen machen. Vier Schuß zählen wir, dann schweigt sie, wie unschlüssig, ob sie nicht doch lieber aufprotzen sollte.

Unsere Infanterie war dem Feinde weiter bis zur Linie Waltershof—Assern gefolgt, hier jedoch auf starke feindliche Stellung gestoßen. Sie wurde auf Schlock zurückgenommen und besetzte hier die Stellung längs den Dünen, nördlich der Zellu-

losefabrik. Die Dünen umschließen das Gelände in weitem Bogen und erreichen mit dem südwestlichen Ausläufer die große Straße von Schlock nach Assern. Weiter verlief unsere Vorpostenlinie, denn nur von einer solchen kann, da wir so wenige waren, gesprochen werden, längs der Kaugernschen Straße bis Kaugern. Kaugern und die Dünen an der Fabrik waren von unserem Bataillon besetzt, während die Mitte der Linie, vom Kirchhof Schlock bis Kaugern, von der lettischen Kompagnie besetzt gehalten wurde. Das Gelände vor unserer Stellung war zur Verteidigung äußerst ungünstig. Wald und niedriges Strauchwerk behinderten Aussicht und Schuß. Um so günstiger war das Terrain für Patrouillengänge, die von unserer Infanterie mit großer Umsicht und viel Schneid gemacht wurden. Schon am Nachmittage hatten wir dank diesen Patrouillengängen ein einigermaßen klares Bild der feindlichen Stellung. Diese zog sich längs dem Waldrande von Waltershof in fast gerader Linie zur Bahn bis Assern und von hier längs dem Waldrande bis ans Meer. Es war eine alte, von den Russen während des großen Krieges befestigte Stellung, mit Unterständen, M.-G.-Nestern und Drahtverhau. Zwischen unserer und der vom Feinde besetzten Linie war also ein etwa 1,5 bis 2 Kilometer breiter, sogenannter „neutraler“ Streifen. An beiden Aa-Ufern waren starke M.-G.-Nester eingebaut. Unsere Patrouillen, welche auch über die noch zugefrorene Aa gedrungen waren, hatten einzelne vom Feinde befestigte Gehöfte festgestellt. Unser Detachement war also wie ein Keil zwischen Aa und Meer eingeschoben, und solange die Aa noch passierbar war, von zwei Seiten vom Feinde angreifbar. Die Batterie war so aufgestellt, daß sie sowohl die Dünenlinie, als auch das jenseitige Aa-Ufer unter Feuer nehmen konnte.

Um etwas über die Stärke des Feindes zu erfahren, beschloß der Detachementsführer, Hauptmann Malmede, am 28. früh mit 2 Kompagnien auf Waltershof vorzufühlen und den Feind zur Entfaltung seiner Kräfte zu zwingen. Die Batterie sollte in Stellung bleiben und in Kampfbereitschaft sein, um eventuell die Kompagnien durch Beschießung von Waltershof zu unterstützen.

Um 5 Uhr rückte unser Führer mit 2 Kompagnien aus, und wir warteten an den Geschützen der Dinge, die nun kommen würden. Längere Zeit verstreicht, ohne daß wir etwas von vorne hören. Schon glauben wir, daß die Kompagnien Wal-

tershof erreicht haben, als plötzlich scharfes Infanterie- und M.-G.-Feuer herüberklingt. Bald darauf sehen wir unsere Formationen über die Dünen zurückkehren; vorne hört man noch immer Gewehrfeuer. Um etwas zu erfahren, lief ich der Kolonne entgegen und wurde von Hauptmann Malmede aufgeklärt. Mit der nötigen Sicherung war unsere Kolonne vormarschiert und sichtete bei der Buschwächterei Waltershof eine starke in Richtung Schlock marschierende feindliche Kolonne. Man hat es also mit einem feindlichen Gegenangriff auf Schlock zu tun. Schnell entschlossen hatte unser Führer gewendet und war mit dem Gros zurückgeeilt, um alles für die Verteidigung vorzubereiten. Was wir an Infanterie hatten, besetzte die Stellung. Alle Vorposten wurden alarmiert, und es dauerte auch nicht lange, als an den Dünen die ersten Schüsse fielen. Auch am andern Aa-Ufer bemerkten wir Bewegung von feindlichen Patrouillen, die sich in Schützenketten dem Ufer näherten. Da es in dieser Richtung ein gutes Schußfeld gab, nahmen wir den Feind auch sofort unter Feuer. An den Dünen entwickelte sich der Angriff des Feindes immer mehr. Die Unsern schossen in überlegender Ruhe, während es von drüben ununterbrochen knallte und manchmal zu einem stetigen Geknatter anschwoll. Die Batterie beschoß das Gelände vor den Dünen. Leider war, bei dem Unterholz und den Unebenheiten des Bodens, der Feind schwer zu erkennen. So mußte die Batterie die ganze Front der Dünen unter Feuer halten.

Die Haubitzbatterie der Bolschewiken in Dubbeln belegte währenddessen die Stadt und speziell die Zellulosefabrik mit sechszölligen Geschossen, wohl in der Meinung, daß hier unsere Reserven stationiert seien. Auch aus Kaugern hörten wir das Knallen der Schüsse.

Allmählich ergab sich aus allen Meldungen folgendes Bild: die Roten griffen unser Detachement, welches aus knapp 600 Gewehren bestand, mit ca. 1500—2000 Mann an. Besonders stark war der Druck längs der Aa und dem Wege an den Kirchhöfen. Kaugern wurde auch angegriffen. In der Mitte, wo das Gelände besonders unwegsam war, fühlten nur starke Patrouillen vor. Am andern Aa-Ufer hatte sich der Feind nicht weiter vorgewagt.

Der Druck an den Dünen wurde immer stärker. Es kochte da, wie in einem Kessel. Nun mischten sich ins M.-G.- und Gewehrfeuer die tieferen Detonationen der Handgranaten. Also

mußte sich der Feind sehr nahe herangearbeitet haben. Schon Stunden hatte der Kampf gedauert und noch war er nicht im Abflauen. Unsere Linie war nur schwach besetzt. Immer wieder mußten Gruppen von einem besonders gefährdeten Punkt zum andern geworfen werden, denn über Reserven verfügten wir nicht. Da vom andern Aa-Ufer aus sich keine stärkere Aktion entwickelte, so konzentrierten wir das Feuer beider Geschütze auf die Dünenfront.

Noch immer drängte der Feind vor, doch waren seine Ketten stellenweise schon zum Stehen gebracht. Werden unsere müden Freiwilligen noch standhalten? Schon mancher hat den Verbandplatz aufsuchen müssen und manch einer schläft den stillen Todesschlaf. Wir hatten Vertrauen zu unseren Freiwilligen da vorne.

Da war einer, der mit seinem leichten M.-G., ohne auch nur im geringsten auf das feindliche Feuer zu achten, von einer gefährdeten Stelle zur andern lief, und immer tönte dann das kurze exakte Hämmern seines Gewehrs zwischen die Schüsse der Kameraden. Er wirkte in seiner Unbekümmertheit und seinem frischen Draufgängertum so wunderbar ermunternd auf seine Kameraden. Die haben sich später noch oft Stückchen von ihm erzählt. Mit stets heiterem Gesicht und aufmunterndem Blitzen seiner blauen Augen ist Hauptmann Malmede während dieser schweren Stunden ein wahrhafter Führer. Mancher, der in dies zuversichtliche Gesicht sieht, schöpft neuen Mut und denkt: „und wir lassen die Kerls doch nicht herein!" Endlich läßt der Druck der Stürmenden nach. Besonders kritisch war es an der Flanke geworden, wo sich die Bolschewiken dank dem für sie günstigen Gelände schon ganz nah an den Dünenkamm herangearbeitet hatten. Doch links an dem Kirchhof begannen die feindlichen Ketten sich aus dem Feuer zurückzuziehen. Unsere ermüdeten Kämpfer schöpften neuen Mut und stießen dem ins Wanken geratenen Feinde nach. Nun mußte der Feind auch an der rechten Flanke zurück. Die Unsern heften sich an seine Fersen, verfolgen ihn bis vor seine Stellung und bringen ihm schwere Verluste bei.

So war dieser erste Angriff, wenn auch mit Verlusten unsererseits, doch glücklich abgewiesen. Der Feind hatte es sich leichter vorgestellt, Schlock wieder zu nehmen, und sich nun eine empfindliche Schlappe geholt. Seine Reserven waren jedoch groß im Verhältnis zu unserer kleinen Kämpferzahl, und wir mußten

auf alles gefaßt sein. Von Einwohnern hörten wir, daß der Feind große Verluste erlitten hatte, die Zahl der Gefallenen war beträchtlich, und viele Verwundete waren nach rückwärts transportiert worden. Der Schnee vor unserer Stellung wies viele Blutspuren auf.

Nun wurden wir von den Bolschewiken zwei Tage lang in Ruhe gelassen. Für den Artilleristen war es teilweise eine Erholung, weniger für die Infanterie, denn sie mußte wegen ihrer kleinen Anzahl fast die ganze Zeit alarmbereit sein und abwechselnd Vorposten- und Patrouillendienste leisten, um das vor uns liegende Gelände nicht unbeobachtet zu lassen.

Schwer dämmerte der Tag am 5. April. Von vorne wurde gemeldet, daß feindliche Kolonnen im Anmarsch auf Schlock seien, und zwar in noch größerer Stärke als vor zwei Tagen. Da schickte auch schon die Dubbelnsche Haubitzbatterie ihre Grüße, und eine leichte feindliche Feldbatterie begann auch Schlock zu beschießen. Unsere Kompagnien erwarteten in voller Kampfbereitschaft den Feind. Am andern Aa-Ufer, Richtung Babit-See, sah man schon feindliche Kolonnen, welche die weitergelegenen Gehöfte besetzten und sich in Ketten dem Ufer näherten. Unverzüglich eröffnete unsere Batterie das Feuer und brachte auch ihr schweres M.-G. in Stellung. Da ging auch schon der Hexenkessel an den Dünen los. Diesmal schien es noch viel ernster werden zu wollen, als das vorige Mal: weiter zum Meere hin und in Kaugern griff der Feind auch an, doch war sein Hauptangriff auf die Dünenfront gerichtet. Besonders stark drückte er wieder gegen die äußerste rechte Düne, indem er alles dransetzte, um in ihren Besitz zu gelangen. Diese Düne, welche sehr exponiert, hart an der Aa liegt, konnte vom anderen Aa-Ufer aus unter M.-G.-Feuer genommen werden und war für uns äußerst schwer zu verteidigen. Diesmal hatten die Bolschewiken alles bei weitem besser zum Angriff vorbereitet und unter anderem auch drüben an der Aa, offenbar schon in der Nacht, zwei M.-G.'s eingebaut. Diese konnten den rechten Flügel der Dünen unter Längsfeuer nehmen und auch die Fläche zwischen Düne und Fabrik bestreichen. Durch dies flankierende Feuer war die Düne fast unhaltbar geworden, da der Munitionsnachschub zur Düne fast unmöglich geworden war. Wir richteten unser Artilleriefeuer auf diese M.-G.-Gruppe, die aber so gut versteckt und offenbar so gut geschützt war, daß sie sich aus unserem Feuer nichts machte. Die Unmöglichkeit, die Düne auf die Dauer zu hal-

ten, war unsern Verteidigern bald klar, und doch hielten unsere Freiwilligen, jede Patrone sparend, diesen wichtigen Punkt. Aber zu mächtig griff der Feind in 10-, 20- und 30-facher Uebermacht immer wieder an. Als die letzten Patronen ins Magazin geschoben waren, mußte die Düne geräumt werden. Sogleich besetzten die Roten diesen wichtigen Punkt und schoben, unterstützt vom M.-G.-Feuer, ihre Ketten in Richtung Fabrik und längs den Dünen vor. Unsere Situation war äußerst kritisch. Der Feind griff sehr energisch mit ca. 3000 Mann an, hatte nun die rechte Dünenflanke in der Hand, und unsere Linie lief Gefahr, einfach aufgerollt zu werden. Auch vom andern Aa-Ufer aus fing der Feind an zu drücken, doch wagte er es nicht, unter unserem M.-G.-Feuer die offene Eisfläche der Aa zu betreten. Bei Kaugern und im Abschnitt der Bahn bis Kaugern griff der Feind scheinbar mehr zur Demonstration an. Ueber Reserven verfügten wir nicht. Unsere Kompagnien setzten mehrfach zum Gegenangriff auf den über die Dünen gedrungenen Feind an, mußten jedoch vor dessen Uebermacht Schritt vor Schritt zurück. Unsere Batterie brachte heraus, was sie nur konnte, mußte aber andererseits mit der Munition haushalten, da Nachschub erst am Nachmittage zu erwarten war. Unseren Führer hatten wir während dieses Kampfes mehrfach in den vordersten Reihen gesehen. Immer blitzten seine blauen Augen von gleicher Zuversicht. Doch plötzlich steht er vor mir, tief ernst ist sein Gesicht: „Herr Hauptmann, unsere Situation ist miserabel ernst. Sollten wir nicht standhalten, so sind wir in der Mausefalle. Die Fabrik ist bald von den Roten besetzt, und die drüben an der Aa warten nur auf unsere Rückbewegung, um uns den Weg abzuschneiden. Protzen Sie auf und nehmen Sie so Stellung, daß Sie das ganze Feuer auf die Dünenfront richten können. Auf Wiedersehen, ich will ein Letztes versuchen." — Unsere 2. Kompagnie hatte unter schweren Verlusten immer wieder den eindringenden Feind aufzuhalten versucht und ihn auch jetzt, wo das M.-G.-Feuer jenseits der Düne ihn nicht mehr so wirksam unterstützen konnte, zeitweilig zum Stehen gebracht. An der Front war das Feuer etwas abgeflaut, als ob der Feind zum letzten Vorstoß Atem hole. —

Da flammt plötzlich am linken Dünenflügel bei den Kirchhöfen starkes Infanteriefeuer auf. Dazwischen unterscheidet man Handgranatendetonationen. „Hurra, Hurra, Hurra!" hören wir es herüberschallen. Was ging dort vor? Stärker wird das Feuer,

und nun flammt es auch in der früheren Stärke längs der ganzen Front auf. „Hurra, Hurra!" hören wir immer lauter herüberklingen. Die Roten am anderen Ufer zogen, wohl im Glauben, daß es jetzt zum Letzten ginge, ihre M.-G.'s aus den schützenden Nestern. Nun sahen wir sie, die uns so viel Unheil angerichtet hatten und konzentrierten unser Feuer auf diese Gruppe. Sie wurden gezwungen, abzubauen und unter Verlusten die gute Stellung aufzugeben.

Immer stärker wurde das Gewehrfeuer und immer häufiger die Detonationen der Handgranaten, um dann plötzlich stetig abzuflauen. Die feindlichen Batterien hatten schon seit einer geraumen Zeit ihr Feuer auf die südwestliche Seite der Stadt verlegt, wohl in der Meinung, daß wir im Abziehen begriffen seien, nun stellten sie ihr Feuer ganz ein. Jetzt setzte aber der Angriff vom andern Aa-Ufer ein. Schützenketten verließen das bergende Ufer und begaben sich aufs Eis, um den Fluß zu passieren. Auch sie waren wohl der Meinung, daß es nun Zeit wäre, uns den Rückzug abzuschneiden. Sofort feuerten unsere M.-G.'s und zwangen den Feind, sich auf dem Eise niederzuwerfen. Leider mußten wir Munition sparen, sonst wäre keiner lebend davongekommen.

An dem Dünenabschnitt war das Feuer fast ganz abgeflaut. Sonderbar wirkte die Stille nach dem Hexenkessel der langen letzten Stunden. Da schwankt ein Verwundeter heran. Hilfreiche Arme strecken sich ihm entgegen: „Wie steht's, Kamerad, da vorne?" Schmerzverzerrt ist sein Gesicht und doch leuchten die Augen: „Sie laufen, wie die Hasen, ein feiner Kerl ist unser Hauptmann Malmede!" Doch die Kraft verläßt ihn, und unsere Artilleristen bringen ihn zum Verbandplatz.

Minuten spannender Erwartung folgen. Endlich eine Mitteilung vom Stabe: „Die Roten sind in vollem Rückzuge. Batterie bezieht die alte Stellung und erwartet in voller Kampfbereitschaft weitere Dispositionen."

Stumm schauen wir in strahlende Kameradenaugen. Also war der Sieg doch unser! Schnell meinen Offizieren die nötigen Anordnungen gegeben und dann in den Stab des Detachements.

Hier treffe ich auch unsern Führer. Erde klebt an seiner Uniform, aber sein Gesicht leuchtet. Freudig streckt er mir die Hand hin. Keine Spur von Müdigkeit, und doch lastete in diesen schweren Stunden eine große Verantwortung auf seinen Schultern. Ich nehme den Adjutanten beiseite und erfahre nun Näheres.

Die Situation war wirklich fast hoffnungslos gewesen: die Fabrik von den Roten schon teilweise besetzt, die Truppe ermüdet mit schweren Verlusten, der Feind in vielfacher Uebermacht und bei uns keine Reserven. Da hatte unser Führer sein Letztes versucht, hatte zusammengerafft, was noch irgend ein Gewehr trug, hatte andere Posten an der Aa entblößt und war, selbst an der Spitze dieser Handvoll Leute, plötzlich an der linken Dünenflanke, hinter den Kirchhöfen hervor, auf die feindlichen Schützenketten vorgestoßen. Dieses kam dem Feinde, der seines Sieges scheinbar schon gewiß war, so überraschend, daß die Ketten im ersten Anprall zurückwichen. Dadurch entstand eine Lücke in der feindlichen Flanke, welche unsere kleine Stoßkolonne gleich ausnutzte. Mit „Hurra" und Handgranaten ging's dem Feind immer tiefer in die Flanke. Erschreckt wandten sich die feindlichen Schützenketten. Stellenweise versuchten sie Widerstand zu leisten, aber der Siegeswille der kleinen Schar war unerschütterlich. Die kleine Flankentruppe wuchs nun durch die hinzukommenden Verteidiger der Dünen immer mehr an, und nun ging es unaufhaltsam die Düne entlang, die Ketten des Feindes aufrollend, zum Abzug bringend. Auch den Roten auf der Fabrik wurde es ungemütlich. Da setzten auch unsere Kompagnien noch einmal zum Gegenangriff an, und die Bolschewiken zogen sich eiligst zurück. Die letzten mußten schon übers Eis laufen, denn die Unsern hatten wieder die ganze Düne in der Hand.

Also Sieg, Sieg auf der ganzen Linie, Sieg durch den unentwegten Mut unseres Führers, seiner kleinen Schar und das hartnäckige Aushalten unserer Kompagnien. Doch rechte Siegesstimmung wollte nicht aufkommen, zu schwer waren unsere Verluste. Ganze M.-G.-Besatzungen waren niedergemäht. Besonders schwer hatte unsere 2. Kompagnie gelitten, sie hatte fast ein Drittel ihres Bestandes verloren. Aber der Sieg war doch unser! Ehre denen, die ihr Blut und Leben für die Heimat geopfert.

Besorgt hatte der Oberstab in Tuckum den Gang des Gefechts verfolgt. Als nun die Meldung über den abgeschlagenen Angriff und unsere Verluste eintraf, verfügte der Stab, uns Verstärkung zu schicken.

Trotz der Ermüdung unserer Kompagnien beschloß Hauptmann Malmede, die Depression des Gegners auszunutzen. Mit einer aus weniger ermüdeten Gruppen zusammengestellten Ab-

teilung stieß er am Morgen auf die feindlichen Stellungen vor, machte 30 Gefangene und erbeutete mehrere Maschinengewehre. In den nächsten Tagen traf Verstärkung ein: zwei lettische Kompagnien, die Stoßtrupp-Begleitbatterie und die Haubitzbatterie Loewe.

Die lettischen Kompagnien lösten die Kompagnien unseres Bataillons ab, damit diese sich nach fast zehntägigem ununterbrochenem Vorpostendienst und den schweren Kämpfen etwas erholen konnten.

Die Haubitzbatterie nahm am Bahndamm südwestlich der Stadt Stellung, während die Stoßtrupp-Begleitbatterie ihre Geschütze an der Bahnüberfahrt längs der Kaugernschen Straße einbaute.

Auch für reichlichen Munitionsnachschub war gesorgt, und besonders erfreulich war es, daß auch Gasmunition zur Verfügung gestellt wurde.

Die Bolschewiken schienen eingesehen zu haben, daß Schlock doch nicht so ohne weiteres zurückzuerobern war. Sie wiederholten in den nächsten Tagen ihren Angriff nicht mehr, beschossen aber die Stadt mit schwerer und leichter Artillerie.

Da die andern Batterien nunmehr einen Teil der Front übernahmen, konnte unsere Batterie die Front ändern und sich mehr auf den nördlichen Teil der Dünen und das andere Aa-Ufer konzentrieren. Es gelang uns in dieser Zeit mehrfach, die Stellungen der feindlichen Batterien am andern Aa-Ufer ausfindig zu machen und sie durch unser Feuer zum Wechsel der Stellung zu zwingen, wobei sie immer Verluste zu verzeichnen hatten.

Am vierten Tage nach dem schweren Angriff fühlten wieder größere feindliche Patrouillen vor, die aber stets durch energische Gegenpatrouillen der lettischen Kompagnien, von denen sich besonders die Wendensche Kompagnie hervortat, verdrängt wurden.

Wenige Tage darauf bemerkte unser Artilleriebeobachter eine größere Truppenbewegung am jenseitigen Ufer der Aa. Man sah deutlich, wie der Feind verschiedene Gehöfte, die sonst nur durch Vorposten gesichert waren, mit starken Abteilungen besetzte. Bald trafen auch Nachrichten von unseren Patrouillen ein, die alle von einem sich vorbereitenden Angriff meldeten. Auch begannen die feindlichen Batterien die Stadt und unsere Stellung zu beschießen. Wir hatten mittlerweile das Feuer er-

9*

öffnet und zwangen den Feind, verschiedene Gehöfte zu räumen. Unsere Hauptüberraschung, die Gasmunition, hielten wir in Reserve. An der Dünenfront und längs der Kaugernschen Straße war es lebendig geworden. Bald hörte man von dort her ein fast ununterbrochenes Feuer. Der Feind griff mit starken Kräften an, wir glaubten vier Regimenter feststellen zu können. Auch jenseits der Aa versuchte der Feind vorzudringen. Als er sich aus den weitergelegenen Gehöften zu entwickeln versuchte, empfingen ihn unsere Granaten und Schrapnells. Von ganz verblüffender Wirkung war aber unsere Gasmunition. Kaum hatten wir ein paar Lagen heraus, als wir die Schützenketten sich in eiligem Tempo zurückziehen sahen. Eine Lage Schrapnells, wenn die Kerls liefen, und Gasgranaten, wenn sie lagen. Bald war alles verschwunden. Ganz weit außerhalb sah man die Massen sich sammeln. Es sah aus, als ob dort ein Meeting stattfände und nicht reguläre Truppen sich sammelten. Später hörten wir von Einwohnern und übergelaufenen Roten, daß es wirklich zu einem Meeting gekommen sei, auf dem die Formationen verlangt hätten, daß der aussichtslose Angriff sofort aufgegeben werde. Offenbar setzten sie es auch durch, denn an diesem Tage erfolgte von jener Seite nichts mehr.

An dem Abschnitt zwischen Aa und Meer drängte der Feind aber noch immer recht stark. Unsere Truppen waren sich aber ihrer qualitativen Ueberlegenheit bewußt und hielten den Feind unter ruhigem Feuer zurück. Auch hatten wir jetzt eine Kompagnie in Reserve, die jederzeit an einer eventuell gefährdeten Stelle eingesetzt werden konnte. Am Nachmittag flaute auch der Angriff ab und bald darauf gingen unsere Kompagnien zum Gegenangriff über und verfolgten den eilig zurückweichenden Feind bis vor seine Stellung. Diese aber war stark, von Reserven stark besetzt.

Nun folgten ruhigere Tage, deren Einerlei nur durch kleine Patrouillen- und Artillerie-Geplänkel unterbrochen wurde. In dieser Zeit ging auch das Eis auf der Aa auf, was für uns eine große Sicherung bedeutete. Nun konnte der Feind nicht mehr unerwartet unmittelbar vor der Stadt auftauchen. — Eine Ueberraschung erlebten wir aber doch noch. Eines Abends ist das ganze jenseitige Aa-Ufer eine Feuerlinie, und ein ohrenbetäubender Lärm der Schüsse und der an Mauern aufklatschenden Geschosse erfüllt das Städtchen. Sofort wurde das Ufer besetzt und das jenseitige Aa-Ufer unter Feuer genommen. Wunderbar

sah dies Feuerwerk in der Nacht aus. Aber so schnell es entstanden, so plötzlich verschwand es auch. Wir hatten es mit einem sogenannten „Feuerüberfall" des Feindes zu tun. Der Feind hatte sich, durch die Unpassierbarkeit des Flusses gesichert, im Dunkel des Abends an den Fluß geschlichen.

Am 18. April versuchte der Feind wieder einen Angriff, der ganz ähnlich wie am 5. April vorgetragen wurde und ebenso resultatlos verlief. Auch diesmal tat die Gasmunition Wunder, und wir verwandten sie auch an der Dünenfront.

Nach diesem letzten Angriff wurde es fast zu still in Schlock. Bald sah man auch ein ganz friedliches Garnisonstreiben mit Exerzieren und sonstigen „angenehmen" Zugaben. Alle aber beschlich eine leise Ungeduld. „Wann geht es weiter?" lautete immer wieder die Frage.

Endlich am 30. April wurde das Bataillon Malmede vom Schlockschen Abschnitt zurückgezogen und durch lettische Formationen ersetzt. Auch die beiden andern Batterien verließen Schlock. Nur unsere Batterie mußte zur Unterstützung der Front und zum Kampf mit der feindlichen Artillerie, die das Städtchen immer wieder beschoß, am Platze bleiben. Wie beneideten wir die abziehenden Kameraden, denn sie wurden nach rückwärts konzentriert, um sich für die Einnahme Rigas vorzubereiten.

Wenn wir nun kurz auf die schweren Kämpfe um Schlock zurückblicken, so können wir den verteidigenden Formationen unsere Anerkennung nicht versagen. Nur dank der selbstlosen Pflichterfüllung von Führern und Mannschaften des Detachements Malmede und den zukommandierten lettischen Kompagnien ist es gelungen, Schlock gegen eine so große Uebermacht zu halten.

Unser heißer Dank gehört denen, die nun die kühle Erde deckt. Sie haben bis aufs letzte der Heimat die Treue gehalten.

Kommandeur Heinrich Barth.

Die Zeit der Bolschewistenherrschaft in Riga

3. Januar — 22. Mai 1919

Eingeleitet wird die Bolschewistenzeit in Riga durch das nächtliche Fanal des brennenden deutschen Stadttheaters. Am 3. Januar 1919 um 2 Uhr nachmittags wird das rechte Dünaufer

von den reichsdeutschen Truppen und der Baltischen Landeswehr geräumt; zwei deutsche Transportdampfer verlassen mit Flüchtlingen aus der Zivilbevölkerung den Dünakai; die „zum Schutz“ nach Riga entsandten englischen Kriegsschiffe haben nur als Attrappe gewirkt und stechen, so wie es ernst wird, kampflos in See, Riga den Bolschewisten preisgebend. Gleich darauf zieht die rote Vorhut unter eisigem Schweigen der Bevölkerung in die totenstille Stadt.

Am Abend verkünden Maueranschläge, daß das „Revolutionäre Kriegskomitee“ die Regierung übernommen habe.

Was wird unser Schicksal sein? Wohl hatten wir von der bolschewistischen Schreckensherrschaft gehört, von „Nationalisierung“ des Eigentums, von Haussuchungen, Verhaftungen, Erschießungen. Was das alles in Wahrheit aber bedeuten kann, das wußten wir nicht. Etwas Schreckliches kommt, — das allein fühlten wir.

Was wollten die Bolschewisten mit uns? Stutschka, der neue Herr des Landes, sagt es in seinem Regierungsprogramm schon am 7. Januar: „Kampf auf Leben und Tod mit der Bourgeoisie“. Kampf? Ach nein, — das ist Mord, denn der Gegner ist wehrlos. Und dieser „Kampf“ bestand in der systematischen seelischen und materiellen Zermürbung, in der systematischen Ausrottung der gebildeten und der besitzenden Klassen.

Eine Flut von „Regierungserlassen“, die alles — Essen und Trinken, Arbeiten und Feiern, Leben und Sterben — reglementieren und paragraphieren, geht über die Stadt. Wozu das alles?

Man hat aus diesen „Regierungsmaßnahmen“ der Bolschewisten auf ihre Unfähigkeit zum Regieren schließen wollen. O nein! Wenn irgendwo der Satz gilt: „Ist es schon Wahnsinn, hat es doch Methode“, so gilt er hier. Mürbe machen, in die Enge treiben, zu Gesetzesüberschreitungen zwingen, — das war das System, das war die Methode! Und die Gerichte, die über die „Gesetzesübertreter“ urteilten? Von ihnen heißt es in der Resolution des dritten Rätekongresses im Stadttheater zu Riga am 13. Januar: „Die zu begründenden Gerichte sollen nicht nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit urteilen, sondern Abrechnung mit den Feinden des Proletariats halten, die alle Rechte verlieren und von aller Lebensgemeinschaft ausgeschlossen werden müssen.“

Nicht die Tat wird verfolgt, sondern die Gesinnung. Für den Besitz wird man bestraft, für den Besitz jeglicher Art; ob

es nun Geld oder Gut, eine angesehene Stellung oder ein hochklingender Name ist.

Und mit seltenem Raffinement wird vorgegangen. Immer fester zieht sich die Schlinge, immer enger ziehen sich die Kreise, in die das gehetzte Wild gejagt wird, bis es keinen Ausweg mehr gibt.

Das ist Methode!

Am 24. Januar*) erfolgt die Monopolisierung des Handels mit Getreide, Mehl, Kartoffeln, Zucker und Salz, d. h. den lebensnotwendigsten Nahrungsmitteln.

Am 28. Januar wird das wertlose „Kerenski-Geld" eingeführt und auf Annahmeverweigerung die Todesstrafe gesetzt. Auch wird eine einmalige progressive Steuer (bis 100 Prozent!) vom Einkommen jeglicher Art erlassen. Am 10. Februar erfolgt die „Nationalisierung" aller Banken und Gründung einer „Zentral-Volksbank". Nur 1100 Kerenski-Rubel darf der Bürger bei sich zu Hause haben. Sein gesamtes übriges Vermögen (Bargeld, Wertpapiere usw.) sind an die Volksbank abzuliefern, d. h. den Bolschewisten auf Nimmerwiedersehen einzuhändigen.

Am 15. Februar kommt ein zweiter Steuererlaß (auf Kleidung, Wäsche, Schuhwerk) heraus. Den Dienstboten wird Kontrolle ihrer Herrschaft und Denunziation zur Pflicht gemacht.

Am 23. Februar ergeht der erste Aussiedlungsbefehl für die „Kopfarbeiter"; nur ein normiertes Minimum von Gebrauchsgegenständen darf in die neue Wohnung mitgenommen werden.

Der 27. Februar und 11. März bringen zwei Erlasse über allgemeine „Arbeitspflicht". Kommissare dringen in die Häuser, holen die Einwohner aus gebildeten Kreisen zu schwerer körperlicher, sie nach Möglichkeit „erniedrigender" Arbeit (Straßenreinigung, Dielenwaschen in den Polizeirevieren, Grabgraben usw.), oder fangen Väter und Mütter von der Straße weg, so daß ein Suchen der verwaisten Familienglieder nach ihren verschwundenen Angehörigen in den Gefängnissen anhebt.

Am 4. März wird amtlich bekanntgegeben: „Da der bisherige Steuererlaß über Abgabe von Geldwerten und Kleidungsstücken von der Bourgeoisie nur teilweise ausgeführt worden ist, soll den Bourgeois alles fortgenommen werden, mit Ausnahme

---

*) Vergl.: Dr. Alfred von Hedenström, „Rigaer Kommunistenchronik 1919". Erschienen in der „Rigaschen Zeitung" vom 27. Mai bis 30. Juni 1919 (behandelt die Zeit vom 17. Dezember 1918 bis 22. Mai 1919) und in der „Rigaschen Rundschau" vom 2. Jan. bis 22. Mai 1924.

dessen, was sie auf dem Leibe haben. Auf Verheimlichung steht der Tod." — So wird man mit einem Schlage unrechtmäßiger Besitzer seines Eigentums und ist, wenn man dem Ablieferungsbefehle nicht Folge leistet, der Todesstrafe verfallen! Und dabei brauchte man diesen „Ueberschuß" an Gegenständen doch notwendig als Tauschobjekt gegen Lebensmittel, wenn man nicht Hungers sterben wollte!

Am 19. April werden sämtliche Wertpapiere annulliert.

Am 26. April wird die jedem Bürger zustehende Möbelzahl normiert.

Vom Mai an ist Riga eine tote Stadt, und alle seine friedlichen Bürger sind dem „Gesetz" gegenüber Verbrecher und der Todesstrafe verfallen. Denn was er tut und treibt, alles ist ein Verbrechen: wenn er mehr als die vorgeschriebene Möbelzahl hat oder Wertpapiere oder bares Geld besitzt, wenn er seine Wäsche wechselt oder seine Kleidung, — immer begeht er einen „Raub am Volkseigentum" und ihm droht der Tod. Wenn er einen Spaziergang macht, so versäumt er seine „Volksarbeitspflicht" und kann fortgeschleppt werden, und wenn er ein Päckchen trägt, so ist er der Strafe verfallen, denn er darf nichts aus einer Wohnung in die andere bringen, und Einkäufe und Verkäufe auf legalem Wege gibt es nicht mehr.

Gehetzt, umstellt, des Todes schuldig und des Todes gewärtig ist jeder Bürger. Und sucht er Trost und Stärkung in der Kirche, — auch da dasselbe Bild. Vom 6. Februar an sind Gottesdienste nur nach jedesmaliger Einholung einer ausdrücklichen Genehmigung des bolschewistischen Kommissars gestattet. Am 11. Februar werden die Kirchen „nationalisiert" und können nach Gutdünken der örtlichen „Räte" zu Meetings, Theateraufführungen, Konzerten und — auch Gottesdiensten verwandt werden.

Die Kanzeln veröden; ein Pastor nach dem anderen verschwindet im Gefängnis, wird erschossen, — fortgerissen von seiner Gemeinde, fortgerissen oft mitten aus einer Amtshandlung heraus. Laien springen in die Bresche, Laien halten die Gottesdienste, Laien geben den kümmerlichen Leichenbegängnissen das letzte Geleit.

Die Stadt ist ein großes Gefängnis geworden: die Häuser sind die Zellen, die Straßen die Korridore; Spitzel und Gefängniswärter ringsum — in den Wohnungen, auf den Straßen.

Langsam kommt System in die Haussuchungen (die immer mit Raub, vor allem mit Wegnahme der Silbergegenstände, verbunden sind), und in die Verhaftungen. Unvergeßlich ist mir der Anblick des ersten Verhafteten am 4. Januar: ein bekannter Herr aus der deutschen Gesellschaft, mitten auf der Straße zwischen Reitern mit gespannten Karabinern wie ein schwerer Verbrecher eskortiert. Doch die Menge der Opfer verbietet bald so feierliche Prozeduren. In der Nacht werden die Verdächtigten von Patrouillen aus den Wohnungen herausgeholt. Die Methode muß vereinfacht werden. Listen „verdächtig erscheinender Bürger" sind mittlerweile angelegt worden, die obligatorischen Denunziationen haben auch ihre Früchte getragen. Widerstand bedeutet sicheren Tod der Familienangehörigen.

Am 23. Januar veröffentlicht das „Revolutionstribunal" (der bolschewistische Gerichtshof) die ersten Todesurteile. Man glaubte zuerst nicht an ihre Vollstreckung, hielt in Anbetracht der allgemein bekannten völligen Unbescholtenheit der Verurteilten die Veröffentlichung für ein grausames, raffiniertes Einschüchterungsmanöver der Bolschewisten; konnte, wollte nicht glauben; bald mußte man es.

Am 1. Februar fordert die „Politische Untersuchungskommission" die Proletarier auf, „Volksfeinde" zu denunzieren. Gleichzeitig wird — zur Aufnahme der zu erwartenden Insassen — das seit 1915 unbesetzte große „Zentralgefängnis" instandgesetzt.

Am 20. Februar wird den Rechtsanwälten verboten, juristischen Rat zu erteilen, Klienten zu vertreten, Gesuche anzufertigen. Und dann, im März und April, kommt die schwerste Zeit. Rache für das den Bolschewisten entrissene Goldingen, Rache für Windau, Rache für Tuckum, Rache für Mitau! Der Siegeszug der deutschen Truppen, unserer Landeswehr und ihnen angeschlossener lettischer Formationen wird beantwortet mit Metzeleien der wehrlosen gefangenen Bevölkerung Rigas. In der Nacht vom 14. auf den 15. März — 63 Erschießungen, am 16. März — 21 Erschießungen.*) Gleich darauf setzen wahllose Verhaftungen auf der Straße und in den Wohnungen ein.

---

*) Nur die amtlich vom Tribunal in der „Roten Fahne" mit Namensnennung der Opfer publizierten und in Riga vollstreckten Todesurteile lassen sich erfassen. Bei der bekannten „Formlosigkeit" der Bolschewisten haben daneben noch in größtem Maßstabe nichtregistrierte Erschießungen stattgefunden, deren Anzahl kaum je ermittelt werden wird und daher in diese Rechnung nicht einbezogen werden konnte.

Am 17. März erfolgt ein Erlaß, wonach alle Männer von 17 bis 40 Jahren sich selbst (!) zwecks Registrierung zur ev. Verschleppung in den Polizeirevieren anzumelden haben. Hierbei werden Personen mit zum Verdacht berechtigenden Namen oder in allzu angesehener Stellung zur Sicherheit gleich dabehalten.

Am 19. März — 30 Erschießungen. Am 20. und 21. März — Erschießung von 50 Mitauern, die (insgesamt 351) von den Bolschewisten bei der Räumung Mitaus vor der siegreich vordringenden Landeswehr nach Riga geschleppt worden waren.

Am 25. und 26. März — Massenerschießungen auf Grund des Tribunalbeschlusses: „Gründliche Reinigung Rigas von allen gegenrevolutionären Elementen". Am 3. April — 60 Erschießungen. Am 5. April — über 1000 Verhaftungen (Rache für die Rückeroberung Mitaus durch die Baltische Landeswehr).

Dann tritt eine Ermattung der Henker ein; vielleicht, daß auch Furcht vor Gegenmaßnahmen der Sieger am 16. April Stutschka veranlaßt hat, eine Milderung des Terrors offiziell anzukündigen. Doch erfolgen noch am 20. April, Ostersonntag, (wohl zur würdigen Feier dieses Tages!) — 24 Todesurteile.

Die Verfolgten sind am Ende ihrer Kraft. Die von der deutschen Okkupationsverwaltung zurückgelassenen Lebensmittelvorräte sind aufgezehrt, die Läden leer oder geschlossen; die Bauern halten — weil sie das Kerenski-Geld begreiflicherweise nicht in Zahlung nehmen wollen — mit ihren Vorräten zurück. Die Rätekommissare und ihre Schergen haben freilich noch genug zum Schlemmen; die übrige Bevölkerung aber hungert.

Schon am 10. Januar war eine „Reform" der von der deutschen Okkupationsverwaltung eingerichteten Speiseküchen erfolgt: nur noch Suppe durften sie fortan liefern. Und was für eine!

Am 21. Januar wird die Suppenration auf ein halbes Stof (etwas über ½ Liter) herabgesetzt. Dabei wächst die Zahl der Arbeitslosen und Unterstützungsbedürftigen.

Am 29. Januar werden sämtliche, sehr zahlreichen, Rigaer Wohltätigkeitsanstalten geschlossen; ihr bewegliches und unbewegliches Eigentum wird konfisziert.

Am 4. Februar registriert die Arbeitsbörse 11.000 Arbeitslose. Sie hungern.

Am 7. Februar wird das „Deutsche Evangelische Notstandskomitee" (es versorgt 1500 Pfleglinge!) geschlossen; Inventar und Lebensmittel werden konfisziert.

Die Bevölkerung lebt von Tausch- und Schleichhandel, — auf dem Trödelmarkt, in den Einfahrten der Bauern. Heimlich werden, unter Lebensgefahr, versteckt gehaltene Wertgegenstände dorthin gebracht und bei den Bauern gegen Lebensmittel eingetauscht. Um auch dieses zu unterbinden, wird am 12. April die freie Einfuhr von Lebensmitteln und am 3. Mai jeglicher Tauschhandel verboten. Damit ist die bürgerliche Gesellschaft Rigas dem langsamen Hungertode preisgegeben.

Wo sind die Befreier?

Als Mitau gefallen war, als wir in Riga die Befreier nahe glaubten, da haben wir in der Nacht in den verdunkelten Zimmern an den Fenstern gelegen und mit innerem Jubel und heimlichem Frohlocken die endlosen Wagenreihen verfolgt, die in Riga zum Bahnhof strebten. Unsere Habe war es, die die Bolschewisten — noch vor der eventuell nötig werdenden Räumung der Stadt — in Sicherheit nach Rußland brachten. Das uns geraubte Silber, unsere Möbel, unsere Kleider, unsere Wäsche! Endlose Wagenreihen! Aber wir jubelten: Die Freiheit kommt — laß fahren dahin!

Als dann aber der Rückschlag kam, die schwerste Zeit der Verhaftungen und Erschießungen einsetzte, — da verloren wir doch nicht den Glauben. Sie werden kommen. Und sie kamen. Fast über Nacht. Wohl hörten wir schon lange Kanonendonner, wohl verfolgten wir mit sehnsüchtigen Augen die deutschen Flieger, die ihre Kreise am Himmel über Riga zogen. Aber als sie dann wirklich kamen, — da war es wie ein Sturm! Da wollten wir es nicht glauben, daß sie schon da, daß wir frei seien. Und als wir es dann glauben durften, mußten, da haben wir alle wohl den größten Tag unseres Lebens gelebt, den Tag, wo wir wieder zu Menschen wurden.

Wolfgang Wachtsmuth

Die Eroberung Rigas

am 22. Mai 1919

Warten, warten! Aber würden wir es überhaupt erwarten? Vielleicht dann erst, wenn Riga eine tote Stadt ist, und wir nur noch an Gräbern stehen können?!

Und dann, wenn auch spät, kam es doch. Am 19. Mai der Befehl zu erneutem Aufmarsch, mit der Versicherung, es gäbe jetzt kein Zurück. Die Nerven spannen sich. Jetzt kommt

es, wo wir zeigen sollen, ob wir etwas sind und etwas können. Ob Balten noch ihr Blut hinzugeben verstehen, wenn es um die Heimat geht. Und die Frage, ob wir den Kern des Baltentums, Riga, uns erhalten und so unser Volkstum, unsere Kultur vor dem Untergang zu retten vermögen. Oder ob die Geschichte über uns für immer hinwegschreiten soll. Selten hat eine Truppe so zwingende Ziele vor sich gesehen: wurden sie nicht erreicht, so waren Heimat und Angehörige verloren. Dann verlor auch das Leben seinen Wert.

Und wie, wenn auch selten ausgesprochen, der Gedanke jeden Freiwilligen beunruhigt hatte, wie man Riga nehmen würde, so tauchte er jetzt verstärkt wieder auf. Und zu zweien, zu dreien, flüsternd, um den andern nicht die Zuversicht zu nehmen, fanden sich Gruppen, die den erlösenden Gedanken von andern erfahren wollten. Riga, durch die Düna von uns getrennt, nur über zwei Brücken zu erreichen! Und es war kein Zweifel, die Brücken mußten vom Feinde miniert sein, nur durch Druck auf einen elektrischen Knopf zu sprengen! Wenn das geschah, und dieses war ja sicher, dann hatte die kleine Landeswehr keine Möglichkeit mehr, ihre Aufgabe zu lösen. Auf Pontons, schwimmend, die Düna zu forcieren? Das war Unsinn, denn einige wenige Maschinengewehre, selbst eine schlechte Truppe konnte das absolut verhindern. Nur Blutopfer; ein Erfolg unmöglich. Oder bei Uexküll die Düna durch die Furt überschreiten? Auch das nur möglich bei einer außerordentlich starken Artillerie. Und die Landeswehr hatte kaum mehr als 10 leichte Feldgeschütze!

Die Antwort auf diese Fragen sollte bald erfolgen. Der Führer unserer 1. Schwadron, Leutnant Olbrich, rief die Schwadron zusammen und teilte den Befehl des Oberstabes der Landeswehr mit: die Stoßtruppe durchbricht nördlich Kalnezeem um 12.30 nachts am 22. Mai die feindlichen Linien, Detachement Graf Eulenburg und Brigade Ballod greifen zwischen Meer und Tirulmoor an; Eiserne Division und Freikorps treten längs der Chaussee Mitau—Riga den Vormarsch an, unterstützt von Panzerzug und Panzerautomobil; Stoßtruppe erhält zur Verstärkung die Bergbatterie Freiherr v. Medem, 6 leichte Berggeschütze und 4 schwere Maschinengewehre auf Protzen. Nach Durchbruch stößt die Stoßtruppe in schärfstem Tempo durch den Tirulsumpf nach Norden vor bis Dsilne an der Chaussee St. Annen—Riga und schneidet hier die feindlichen Truppen ab, die Detachement Eulenburg vor sich her treibt. In Dsilne sammelt

um 12 Uhr mittags die gesamte Landeswehr und geht gemeinsam auf Riga vor, in zwei Kolonnen, an beider Spitze die Stoßtruppe, die 1. Schwadron auf der Chaussee Dsilne—Riga, die 2. auf östlicherem Marschwege. Die 1. Schwadron stößt über Champêtre die Kalnezeemsche Straße bis zur Lübeckbrücke vor und besetzt diese, die 2. Schwadron nimmt die Eisenbahnbrücke. Die Düna wird über die Brücken überschritten, die Linie des Stadtkanals besetzt und bis zum Eintreffen des Gros der Landeswehr gehalten!

Ein Schreck durchfuhr die Truppe. Also doch! Die Brücken mußten intakt sein, sonst scheiterte die Befreiung! Auf diese eine Karte alles gesetzt. Aber es gab ja keine andere, die man hätte wählen können!

Unendlich kühn und riskiert der ganze Plan, kaum möglich schien es, daß er zur Wirklichkeit werden sollte. Unübersehbar viel kleine Hindernisse gab es, die einzeln genügt hätten, um ihn zu vereiteln. Daß unsere Spitze am Nordende der Brücke sein würde, bevor ihre Zerstörung begonnen hätte, eine Verbrennung vielleicht, falls sie nicht miniert war, — woher hatte der Oberstab diese Sicherheit?

Diese Sicherheit hatte er wohl gar nicht; er hatte kaum eine andere Wahl, und hatte das felsenfeste Vertrauen zur Truppe, daß sie das Letzte hergeben würde.

Höchste Rücksichtslosigkeit im Vorgehen, höchstes Tempo: das waren die Dinge, die erst eine Aussicht, wenn auch nur eine kleine, auf Erfolg gaben.

Zum Durchbruch sollte die 1. Schwadron mit drei Geschützen und den Maschinengewehren des Frhrn. v. Medem über Kalnezeem und Schückingwäldchen auf Skangal angesetzt werden. Die 2. Schwadron mit der Stoßtruppbegleitbatterie hatte Befehl, bei Kalnezeem die Aa zu überschreiten und weiter östlich, bei Kliewenhof, durchzubrechen und durchs Moor auf Dsilne zu marschieren. Es folgten als Gros der Stoßtruppe die 4. und 5. Schwadron.

Der Brückenkopf von Kalnezeem wurde vom Korps des Fürsten Lieven gehalten, in einer Tiefe von etwa 2 Kilometern. Nach dem Durchbruch der 1. Schwadron sollte das Korps sich dem Gros der Landeswehr, das vom Detachement v. Malmede gebildet wurde, anschließen.

Zu 4 Uhr nachmittags am 21. Mai war der Abmarsch der Stoßtruppe von Ersel, an der Bahn Tuckum—Mitau, befohlen.

Teilweise auf Bauernwagen, teilweise zu Fuß zog die Kolonne durch die ungeheuren Moorwälder, bei glühender Hitze, in tiefem Sande auf die Aa zu. Die Truppe schon in höchster Nervenspannung, im Bewußtsein, daß am nahenden Morgen eine ungeheure Leistung an Aufopferung und Ausdauer von ihr verlangt werden würde; als Preis winkte eine Tat nicht nur von weltgeschichtlicher Bedeutung, sondern auch eine Tat, die Familie und Lebenskreis dem einzelnen Freiwilligen erhalten sollte. Im Geiste stiegen die Bilder der Angehörigen auf, die verzweifelt, täglich vom Tode bedroht, im Verhungern, der Befreiung harrten. Vielleicht stehen wir morgen als Sieger vor den Erretteten! Aber vielleicht . . . Der Gedanke war nicht weiter zu denken; gelang es nicht, nicht sofort, im ersten Anlauf, dann war nichts mehr zu retten. Dann konnten wir nur noch Leichen bergen!

Nach endlos langem Marsche lichtete sich das Dickicht; zwischen den letzten Kiefernstämmen schimmerte eine weite Fläche hindurch: das Aatal von Kalnezeem. Hier also sollten wir zum Sprunge ansetzen. Wieder krampft sich in der Erwartung alle Energie zusammen. Aber noch warten, immer warten! Wir schlagen zur Nacht ein Biwak auf. Ueberall lodern Feuer auf. Die Züge sammeln sich; bald tönen die alten Lieder der Stoßtruppe durch die nächtliche Stille. Im Aatale lagern dichte Nebel, die in phantastischen Formen auf- und niederwogen; zwischen den Stämmen ziehen sich dünne Schleier hin; tiefer Schlaf in der Natur.

Spät in der Nacht treffen noch Truppenteile ein, eine Pontonkolonne donnert vorbei; leises Schnauben und Klirren: Kavallerie erscheint aus dem Nebel, geisterhaft vergrößert. Oberstabsautomobile knattern heran.

Um 10.30 nachts kommt der Befehl, zum Abmarsch fertig zu machen. Um 11 Uhr setzt sich die Stoßtruppe, voran die 1. Schwadron, in Marsch. Bis zur Brücke von Kalnezeem droht keine Gefahr, vom Feinde bemerkt zu werden. Auf dem Marsch treffen noch Urlauber ein, die in Deutschland vom Vormarsch gehört und sich eilig zur Truppe aufgemacht haben, um diesen Moment nicht zu versäumen. Uns schließen sich zwei Kornetts an, die als Schützen, das Gewehr in der Hand, mitmachen wollen.

Leise knarrt unter unseren Tritten die Aabrücke. Die Kolonne schiebt sich zwischen den mächtigen Gutsgebäuden von Kalnezeem hindurch, wo einst Biron gehaust hat, biegt dann

auf einen Dünenweg ein, verschwindet im Walde, der in die endlosen Tirulsümpfe übergeht. Leises Flüstern nur, Schnauben der Pferde, Knarren der Wagen. Der Feind kann in der nächtlichen Stille unseren Anmarsch merken; wenn die Ueberraschung mißlingt, so geben wir unsern Hauptvorteil aus der Hand.

Plötzlich zerreißt an der Spitze ein russischer Haltruf die nächtliche Stille: ein Posten des Detachements Lieven, das den Brückenkopf hält. Der Drahtverhau wird uns geöffnet, und wir marschieren in die Zone zwischen den Fronten, ins unbekannte Moorgelände, in dem die feindliche Linie liegt, — wo, das soll sich erst zeigen.

Als Spitze wird der 1. Zug der 1. Schwadron ausgeschieden, ihm folgt unmittelbar ein Medemsches Geschütz, um gegebenenfalls sofort ins Infanteriefeuer eingreifen zu können.

Auf einer hohen Düne wird eine kurze Rast gehalten. Die Uhr ist 12.15. Und um 12.30 muß der Angriff auf der ganzen Front beginnen. Der Feind scheint ahnungslos zu sein, denn das nervöse Schießen „auf alle Fälle" bleibt aus. Da, plötzlich links von uns einzelne Infanterieschüsse, auf vier, auf fünf Kilometer, in wenigen Sekunden schwellen sie zu einem Rauschen an; immer mehr, Maschinengewehre mischen sich ein. Dann ein fernes Hurra, schwächlich und lächerlich hoch, wie Kinderstimmen durch die Ferne, und rechts von uns dumpfe, schwere Schläge, die aus der Erde zu kommen scheinen: Major Bischoff führt bei Eckau seine Eiserne Division in den Kampf.

Jetzt können wir nicht mehr müßig sein, es fiebert in den Gliedern, vorwärts, drauf, so schnell es geht. Schneidiger, als Fletcher es erwartet, wollen wir es machen. Nicht umsonst sollen wir die Hauptaufgabe zur Lösung erhalten haben. In scharfem Tempo geht die Spitze durch Dünenwald vor. Fern links und rechts schon der Kampf; wir pürschen an den Gegner heran, um ihn im Sprung zu packen. Da, — ganz nah vor uns Artillerieabschüsse. Gilt das uns? Schon geben die Geschosse die Antwort. In hohem Bogen, anscheinend von Skangal herkommend, heulen sie, eins hinter dem andern, hoch über unsere Köpfe weg; schlagen weit, bei Kliewenhof, bei der 2. Schwadron ein. Schnell drauf, vielleicht erwischen wir die Batterie. Plötzlich saust die Luft um uns von Geschossen, Aeste brechen, Sand spritzt auf. Infanteriefeuer, ein, zwei Maschinengewehre; im Nu drängt alles nach vorne. Das ist es, was wir nicht haben erwarten können, jetzt sind wir dran an ihnen! Gott gnade euch! Nicht

ungestraft sollt ihr die Unsrigen gemordet haben. Grausam wart ihr gegen Wehrlose; heute werden wir es im Kampfe sein!

Im Sturmlauf wirft sich der erste Zug auf die Gräben des Feindes, ist in Sekunden am Drahtverhau, reißt die spanischen Reiter im Feuer einer feindlichen Kompagnie und zweier Maschinengewehre auf einige 20 Meter Entfernung auseinander. Im Halbdunkel ist das Feuer des überraschten Feindes unsicher, das Draufstürmen unserer Leute raubt ihm den Halt, er flieht, läßt ungeheure Mengen Munition, Ausrüstungsgegenstände, Herdfeuer zurück. Hinter den Kiefernstämmen Deckung suchend, flüchtet der Feind auf Skangal zu. Unsere Spitze stürmt in die verlassenen Stellungen, folgt dem Feind auf den Fersen. Nur keine Zeit zum Sammeln geben! In schärfstem Tempo folgen der 2. und 3. Zug und die Geschütze. Der 1. Zug stößt eilig dem Feinde nach, der 3. Zug wird als Verbindung zum Gros ausgezogen. Auf Bohlenwegen geht es durch den dichten Moorwald. Plötzlich zeigt sich von rechts auf einem schmalen Seitenwege eine feindliche Kolonne, Reiter, Maschinengewehre, Infanterie, die im Dickicht aus nächster Nähe auf unsere Verbindungskette aufplatzt, auf einen Freiwilligen stößt, der sie sofort unter Feuer nimmt. Andere eilen zu Hilfe. Die Kolonne, 30 Mann, streckt die Waffen.

Die Batterie bei Skangal ist durch das plötzliche Aufhören des Feuers ihrer Infanterie offenbar mißtrauisch geworden und zieht auf dem Bohlenwege ab, dem auch wir folgen müssen. Der Wald lichtet sich vor uns. Wir sind bei der Mooransiedlung Skangal. Plötzlich bekommen wir von rechts aus dem Moor Feuer, scheinbar von einer Bolschewistenkolonne, die unsere Marschstraße zum Rückzug gewinnen will. Medemsche Leute schwärmen aus und vertreiben sie. Für sie gibt es keinen Rückzug mehr, denn der einzige Weg nach Riga ist durch uns gesperrt. Wir lassen sie hinter uns im Moor zurück. Werden sie uns doch folgen und uns in den Rücken fallen? Vielleicht. Es ist aber keine Zeit, sich mit ihnen abzugeben. Die Spitze weiß von alledem nichts, sie ist längst gleich östlich Skangal nach Nordosten abgebogen, in einem Tempo dem Feinde folgend, daß die Verbindungskette abzureißen droht.

So schnell geht es hinter dem weichenden Feinde auf dem Bohlenwege her, daß die Abstände zwischen den Verbindungsleuten, die den Kontakt zwischen Spitze und Gros aufrechterhalten sollen, sich bis zu 200 Metern erweitern. Eine eigentliche Ver-



Kavallerie auf dem Vormarsch nach Riga



Die letzte Rast bei Dsilne



Letzte Führerbesprechung vor Riga
(Auf die Karte weisend Major Fletcher; im Bilde links von ihm
Kommandeur Baron Manteuffel)



Zivilbevölkerung während des Vormarsches

bindung geht an den Wegbiegungen verloren; die Spitze arbeitet selbständig. Befehle sind keine nötig. Es gibt nur einen Gedanken: vorwärts, und jeden Widerstand im Entstehen brechen! Das ist auch der einzige Gedanke, den die Führung haben kann.

In tiefem Frieden liegt das Hochmoor da; Nebelschwaden lassen das junge Grün der Birken in unbestimmten Farben verschwimmen. Ein schwerer, mächtiger Duft liegt über der erwachenden Natur, berauschend und einschläfernd. Die ersten Stimmen regen sich, zuerst schüchtern, dann immer voller; das vielstimmige Frühlingskonzert des Waldes jubelt der aufgehenden Sonne entgegen. Und mit einemmal unmotiviert und störend Kanonendonner. Die feindliche Batterie ist vor uns in Stellung gegangen, gedeckt von Infanterie, und will uns den Weg sperren. Links und rechts um die Verbindungslinie schlagen die Granaten ein. Ein widerlich ätzender Geruch verbreitet sich, wohl Gasgeschosse.

Für einen Moment schweigt die Natur, erstaunt über diesen ungehörigen Lärm. Dann aber setzt das Konzert wieder von neuem ein. Was kümmert die Natur dieses kleinliche Gezänk der Menschen um Ideen. Die Natur scheint nur ärgerlich aufzuhorchen über diese Profanierung. Dann schreitet sie über die kleine Störung unbekümmert hinweg. Wir aber, wir und unsere Feinde, glauben die Welt in ein anderes Gleis zu bringen!

Um die feindliche Batterie haben sich mittlerweile zwei- bis dreihundert Mann Infanterie gesammelt. Die Geschütze protzen auf jeder günstigen Stelle ab und nehmen unsere Spitze und unser Gros unter heftiges Feuer. Im Vorstoßen gelangen wir in den Rayon der alten russischen Stellungen, meist angelegt an den Rändern der freien Hochmoorflächen, mitunter auch das Moor quer durchschneidend, breite Drahtfelder vor den Gräben. Das ungeheuer tiefe Liniensystem bietet dem Feinde ideale Deckung. Das Kriegskommissariat in Riga war nicht müßig gewesen: die günstigsten Gräben waren frisch verkleidet und genügten für langen Widerstand.

Der vor uns weichende Feind setzte sich nun in breiter Front in den Gräben zur Wehr; die Batterie dahinter im Dünengelände gut gedeckt. Jetzt begann die Sache ernst zu werden. Rannten wir uns vor diesen Stellungen fest, gaben wir dem Feinde Zeit, so brach der Fletchersche Plan zusammen. Unsere Leute schon stark angestrengt, eine durchmarschierte Nacht hinter sich. Das Schwärmen im Hochmoor mußte sie gänzlich auspumpen;

wie ein Kissen wich der Moorboden unter den Füßen. An ein Umgehen im Moorgelände war nicht zu denken, frontal kurz ausgeschwärmt mußte gegen das feindliche Maschinengewehr-, Schützen- und Artilleriefeuer vorgegangen werden. Der 2. Zug, der mittlerweile die Spitze übernommen hatte, löste seine Aufgabe. Die Medemschen Geschütze waren im Moment in Stellung und eröffneten, schon im Bereich der feindlichen Infanteriegeschosse, das Feuer. Im Duell mit der Bolschewistenbatterie behielten sie die Oberhand, konnten ihr Feuer zum Teil auf die Infanterie übertragen und gaben unserer Spitze die Möglichkeit, die feindlichen Stellungen so schnell, als das Gelände es erlaubte, anzulaufen. Der spärliche Kiefernwuchs gab notdürftige Deckung gegen Sicht. Dieses rücksichtslose Draufgehen unseres 2. Zuges, ungeachtet des Feuers, jagte dem Feind offenbar Schreck ein, denn bald konnten wir am Abnehmen des Feuers den Abbau drüben erkennen. Mit Hurra ging es drauf, und wir fanden die Stellungen geräumt vor. Uns hatte der Kampf nicht mehr als einen Verwundeten gekostet. Rücksichtslose Schnelligkeit hatte der Stoßtruppe schon häufig Verluste erspart.

Die Medemschen Geschütze protzten auf und donnerten über den Bohlenweg vorwärts. Im Gedränge wurde das Pferd eines Kornetts der 1. Schwadron von einem Geschützrad gefaßt, hingeschleudert, und das Geschütz fuhr dem Kornett mitten über den Leib. Man hielt ihn für tot. Aber fluchend stand er auf und bestieg wieder sein Pferd.

Nun setzte sich der Feind jeden halben Kilometer zur Wehr, um allemal auf dieselbe Art aus den Stellungen vertrieben zu werden. Siebenmal wiederholte sich dasselbe Spiel, bis die feindliche Infanterie es scheinbar satt hatte, da wir uns doch nicht aufhalten ließen.

Wir waren so wieder mehrere Kilometer vorgekommen; schon waren die Sanddünen jenseits des Tirulmoores zu sehen. Von hier waren es nicht mehr als acht Kilometer bis Dsilne, dem vorläufigen Ziel der Stoßtruppe.

Die feindliche Infanterie hatte die Batterie verlassen, offenbar um weiter nördlich neue Aufnahmestellungen zu beziehen. Die Batterie aber kämpfte allein weiter, fuhr zirka einen bis anderthalb Kilometer vor uns her, um uns bei jeder günstigen Gelegenheit unter Feuer zu nehmen. An der Biegung des Weges bei der Waldwächterei Zenne schoß der Feind sich ausgezeichnet ein. Die Geschosse schlugen dicht um den Schluß unserer Ar-

tillerie- und Gefährtkolonne ein; es wurde Befehl zum Trabfahren gegeben; wir retteten uns so vor dem Feuer, indem wir in scharfem Tempo auf den Feind zufuhren. Aber immer noch schlugen die Granaten dicht hinter dem letzten Gefährt ein.

Die „Panjes" packte eine sinnlose Panik, sie stürzten von ihren Wagen, verbargen ihre Köpfe in Erdlöcher, und trotzdem wir energisch handgreiflich wurden, um ihre Lebensgeister wieder aufzumuntern, blieben sie „für tot" liegen. Erst als sie merkten, daß die Kolonne sich fortbewegte und ihnen der Verlust ihrer Pferde drohte, da rafften sie ihren Mut zusammen und taumelten hinterdrein. Ein Gefährt mit Kutscher war von einem Volltreffer gefaßt worden und lag als Haufen von Fleisch und Trümmern am Wege.

Die Batterie hatte scheinbar einen Beobachter auf eine hohe Kiefer gesetzt, denn sie hatte unser Manöver erkannt und zog das Feuer 200 Meter vor. Die Granaten begannen um unsere Munitionswagen einzuschlagen. Gerade im rechten Moment erschienen von Mitau her unsere Bombenflieger vom Geschwader Sachsenberg, des Helden aus dem Westen. Sofort hatten sie die Lage erkannt, stießen wie Habichte abwechselnd bis zu den Wipfeln der Kiefern über der Batterie hinunter und belegten sie mit Bomben und M.-G.-Feuer. Nach kurzer Gegenwehr mit hohen Schrapnells gab die Batterie den Kampf auf und zog ab. Unsere Spitze sah sie im Dünenwalde in Karriere auf den Weg einbiegen und verschwinden. Es war ihr die Lust vergangen, ohne Infanteriedeckung Widerstand zu leisten.

Ohne Aufenthalt konnten wir weiter vorgehen. Der Wald vor uns lichtete sich, die Felderfläche von Dsilne-Pinkenhof lag vor uns. Kaum waren wir im Freien, empfing uns ein erbittertes Feuer aus einem Waldrande, der vor uns lag. Im Augenblick war die ganze Schwadron ausgeschwärmt, ein Geschütz und Medemsche Maschinengewehre gingen in Stellung, und im Laufschritt gingen wir frontal auf den Feind drauf. Das Artilleriefeuer auf 300 Meter und die anlaufende Infanterie brachen schnell den Widerstand: unser Weg nach Dsilne war frei!

Wie glatt der Vormarsch des Detachements Eulenburg und der Brigade Ballod sich entwickelte, zeigte uns das Artilleriefeuer nördlich und südlich des Babitsees. Wir aber waren nun zirka 8 Kilometer tief im Rücken des Feindes und schnitten ihm seinen Rückzug nach Riga ab.

In einer Viertelstunde waren wir in Dsilne; igelartig wurden in den hohen Dünen Maschinengewehre in Stellung gebracht, die Geschütze protzten in Deckung, Richtung St. Annen ab, die Mannschaften wurden der Sicht des Feindes entzogen.

Wir saßen nun als winzige Insel: 120 Mann Infanterie und eine Batterie, tief im Feindesland, schnitten seine Lebensader, die Chaussee St. Annen—Riga ab. Es war sicher zu erwarten, daß der Feind, sobald er die Lage erkannt, versuchen würde, uns fortzuräumen, denn unsere winzige Gruppe bedrohte ja den größten Teil des lettischen Sowjetheeres mit Vernichtung.

Schnurgerade führt die Chaussee Kalnezeem—St. Annen—Riga, die wir nun bei Dsilne besetzt hatten, von hier auf die ferne Silhouette der Kirche von St. Annen zu, 5 Kilometer von Dsilne. Nach Norden liegt das Wiesengelände des Babitsees frei, doch im Süden erstrecken sich parallel der Chaussee die Tirulsümpfe. Es gab für die vor Eulenburg weichenden Regimenter nur diesen 3 Kilometer breiten Landstreifen zwischen Babitsee und Tirul, den sie zum Rückzug benutzen konnten.

Bald zeigten sich auf der Chaussee von St. Annen her unübersehbare braune Massen, die Riga zustrebten. Tausende von Bolschewisten, endlose Fuhrwerksreihen bedeckten die breite Chaussee. Unser kleines Häuflein sollte es mit ihnen aufnehmen. Auf 300 Meter wurde die ahnungslose Kolonne herangelassen, dann ein vernichtender Feuerüberfall ausgeführt. Die vorderen brachen zusammen, die hinteren retteten sich in den Bruchwald zu beiden Seiten der Chaussee. Eine unbeschreibliche Panik! Im Moment, wo das Feuer begonnen hatte, stieß einer unserer Flieger auf uns herunter und eröffnete auf uns in Verkennung der Sachlage Bomben- und Maschinengewehrfeuer. Er durfte die 1. Schwadron ja nicht in Dsilne vermuten, denn wir waren um viele Stunden zu früh dorthin durchgebrochen. Um 12 Uhr mittags sollte die Landeswehr in Dsilne sammeln, und wir waren schon um 7 Uhr morgens dort.

Die feindlichen Kolonnen versuchten nun, zwischen Chaussee und Babitsee durchzubrechen, aber unser Maschinengewehr- und Geschützfeuer hinderte sie. Ein Teil streckte die Waffen, ein anderer, der größere, zog sich wieder in den Wald zurück und hat dann wohl später in den Wäldern den Durchgang nach Eckau gesucht. Noch am nächsten Tage hatten die Brigade Ballod und Detachement v. Malmede hier hart bei der Aufräumung des Hintergeländes zu kämpfen.

Die Einkesselung dieses Teils des Sowjetheeres war vollkommen gelungen, er schied für diesen Tag als Kampffaktor aus.

Wir erwarteten mit Ungeduld das Eintreffen weiterer Landeswehrabteilungen, aber Detachement Eulenburg schien noch weit entfernt, unsere 2. Schwadron, die als eine der Spitzen mit uns gemeinsam in Riga eindringen sollte, blieb auch aus. Unterdessen konnte der Feind die Lage erfassen und die Brücken vernichten; dann war alles verloren!

Die 1. Schwadron und Batterie Medem hatten ihre Aufgabe in einem Tempo gelöst, das selbst Fletcher nicht für möglich gehalten hatte. Aber was jetzt weiter tun? Hauptmann v. Medem und Leutnant Olbrich machten sorgenvolle Mienen. Unter den Freiwilligen fing es an zu gären: weiter auf Riga los; keine Minute verlieren; jede Minute Aufschub kann die sein, die dem Feind erlaubt die Brücken zu sprengen.

Die Schwadron war trotz ihrer völligen Uebermüdung nicht mehr zu halten, trotz der in den letzten 18 Stunden zurückgelegten 40 Kilometer, trotz des Schwärmens im Moor, trotz der schlaflosen Nacht. Selbst die vielen Dienstuntauglichen, die in einem regulären Heer niemals hätten Frontdienst tun dürfen, stimmten, obgleich sie mehr als ihr Letztes hergegeben hatten, in den Ruf ein.

Aber war das nicht Wahnsinn, was wir wollten? Eine lächerlich kleine, längst übermüdete Truppe, die viele Kilometer tief im Rücken eines zahlreichen Heeres saß, zwischen seinem Gros und seinen Reserven in Riga, wollte ins Herz des Feindes stoßen, ohne Verbindung mit den eigenen Truppen, ohne zu wissen, ob diese sich nicht festgerannt hatten und tagelang auf demselben Fleck würden ringen müssen.

War es möglich, die Brücken zu besetzen, wo doch noch das ganze Feindesheer südlich der Düna saß und um jeden Preis die winzige Gruppe auf den Brücken zu zermalmen suchen würde, unterstützt von den Reserven, die von der Rigaer Seite auf uns einschlagen würden! — Und wir, einsam ohne Verbindung, auf den Brücken allein, als ein Eiland, umbrandet von Süden und Norden von einem wütenden Meer. War das nicht Wahnsinn, das zu versuchen?

Plötzlich stößt ein Flieger auf Dsilne herab. Weiß flattert in der Luft ein Meldungsstreifen. Freiwillige stürzen hin, greifen ihn, stürzen mit ihm zum Frhrn. v. Medem und Leutnant

Olbrich: „Der Weg nach Riga frei!" Ein Schrei geht durch die Reihen: Los, um jeden Preis!

Ein schneidender Befehl: „Alles an die Gefährte! Aufsitzen!" Wie ein elektrischer Funke schlägt es ein. Jetzt gilt es!

Der Vormarschplan des Oberstabes war umgeworfen: kein Sammeln der Landeswehr mehr, kein gemeinsames Vorgehen: die 1. Schwadron und Batterie Medem wollen die Sache allein machen! Schwer ist dieser Entschluß den Führern gefallen. Das war Spielen mit dem Schicksal, wenn nicht die Vorsehung ebenso wollte, wie wir.

In scharfem Trabe fuhren wir auf Riga zu, die Reiter der Batterie als Spitze. Der Weg nach Riga war wohl frei gewesen, aber war er es noch? Jeden Augenblick konnten wir auf ausmarschierende Reserven stoßen, zehnfache, zwanzigfache Uebermacht.

Die Chaussee nach Riga war wohl frei, aber auf den Seitenwegen, auf 300 Meter und näher, strebten lange Feindeskolonnen parallel unserem Wege Riga zu. Sie erkannten uns nicht, hielten uns für ihresgleichen. Helme abnehmen! war der Befehl, damit wir unerkannt bleiben. Nicht schießen, sich nicht vor Riga in Kämpfe verwickeln!

Wir schlichen uns inmitten des rückziehenden Feindes nach Riga hinein! Links und rechts auf nächste Entfernung von einer Uebermacht umgeben.

Plötzlich geht ein Schrei durch unsere Kolonne: „Die Türme von Riga!" Von ferne, über Weidenbüschen, heben sich Rigas Kirchen gegen den Horizont ab, der nadelspitze St. Peter, der behäbige Dom, die Jakobikirche. Aber nur kurz können wir die Blicke hinwenden.

Wieder überfällt uns einer unserer Flieger mit Maschinengewehrgarben. Er versteht das Bild nicht: rings ungezählte Ketten von Bolschewisten, und mitten dazwischen, zum Greifen nahe von ihnen, Landeswehr. Er streicht nach Riga ab, wo ihn mörderisches Schrapnell- und Maschinengewehrfeuer empfängt. Der Feind ist in Riga auf der Hut; kann die Ueberraschung noch gelingen?

Einen Augenblick hält die Kolonne in einem Wäldchen; die Führer wollen sich über das Straßengewirr von Hagensberg unterrichten, den nächsten Weg zu den Brücken festlegen.

Da, in Karriere ein Reiter hinter uns her: Hans Manteuffel, unser Stoßtruppkommandeur, aus Dsilne uns auf schweiß-

triefendem Pferde nachjagend. In Dsilne beginnt die Landeswehr zu sammeln!

Gepackt von unserem rücksichtslosen Draufgehen, ruft er der 1. Schwadron zu: „Kinder, habt Ihr aber Tempo im Leibe!" Ein unartikuliertes Gebrüll von Freude, Begeisterung antwortet ihm.

Schnell ist die letzte Besprechung erledigt. Hans Manteuffel selbst übernimmt die Führung der reitenden Artilleristen der Spitze. In eine Staubwolke gehüllt, nehmen sie in Karriere Distanz zum Gros und vorwärts, vorwärts geht es gegen Riga!

In den ersten Häusern vor Riga hat sich ein Maschinengewehr eingenistet, nimmt unsere Spitze unter Feuer. Manteuffel führt seine paar Reiter in Kavallerieattacke gegen das Haus. Ein Wahnsinn! Aber es muß gehen und geht! Das Maschinengewehr hält nicht aus und verschwindet.

In Riga knattern noch immer Geschütze und Maschinengewehre gegen unsere Flieger. Wir können von Granaten schon erreicht werden. Aber in Riga weiß man anscheinend noch nichts von unserer Nähe; es ist zu schnell gegangen. Die Verbindungen sind beim Feinde wohl abgerissen, seine Führung tappt im Dunkeln, übersieht die Lage nicht mehr.

Fletchersche Kriegsführung und Manteuffels Draufgängertum ist zuviel für das Hirn der Bolschewistenhäuptlinge; aus jenen weht ein Geist, den diese nicht erfassen können.

Wir sind schon zwischen den ersten Häusern von Hagensberg. Der Befehl: „Absitzen!" läuft durch die Reihen. Jeden Augenblick können wir in Straßenkämpfe verwickelt sein. Dem 3. Zuge, unserem Zuge, unter Führung von Oberfeldmeister Sieslack, (am 6. Juli 1919 im Kampf gefallen), wird die Spitze gegeben, endlich, wir haben sie noch keinmal bei diesem Vormarsch gehabt. Hat Leutnant Olbrich uns für den entscheidenden Stoß geschont? Vielleicht.

Wir stürmen los, so schnell uns unsere Beine tragen. Minuten gewinnen, Sekunden gewinnen, denn die Brücken sind noch weit, der Feind hat Zeit, sie zu zerstören! Vier lange Kilometer sind noch bis dahin.

Vor uns laufen über die Straßen einzelne Bolschewisten, die Schutz in Häusern suchen. Ein paar Schüsse im Laufen gewechselt, sie liegen oder sind verschwunden. Aus Fenstern wird auf uns geschossen, wir achten nicht darauf, wir haben keine

Zeit. Wenn wir vorbeikommen, — ein paar Handgranaten in die Fenster, und weiter.

Die überraschten Bewohner Hagensbergs stürzen aus den Häusern, um die Befreier zu begrüßen. Sie achten nicht auf das Feuer. Erschüttert schluchzende Frauen, Männer, denen Tränen in den Bart rinnen. Sie suchen unsere Hände zu greifen und zu küssen, wir schütteln sie ab. Später!

Immer mehr Bolschewisten setzen sich zur Wehr, heftiger wird das Feuer. Zivilisten, Frauen werden getroffen. Ein Roter sucht sich in ein Haus zu retten, eine weißhaarige Frau sperrt ihm den Weg. Ein paar Schüsse, beide brechen zusammen. Wir erstarren eine Sekunde. Krieg! Das Bild wird durch grellere verjagt, taucht erst viel später in der Erinnerung wieder auf.

Im Laufschritt kommen wir in stetem Gefecht bis an den Peterpark. Ein Medemsches Geschütz, Leutnant Olbrich auf dem Rade, einige Freiwillige haben uns eingeholt.

Mit einem Male ertönt, von wem begonnen, warum, das weiß niemand zu sagen, das alte Schutz- und Trutzlied der 1. Schwadron: „Haltet aus im Sturmgebraus!" Im Feuern, im Vorwärtsstürmen ein rauher Chor, die Begleitung macht das Donnern der Geschütze über das Pflaster. Fast keine Melodie, nicht mehr als ein Krächzen und Stöhnen, aber für immer unvergeßlich.

Rechts, im Gartengelände, zeigt sich eine große Kette des Feindes. Maschinengewehre liegen im Augenblick in Stellung, die Spitze läuft auf, und der Feind ist zerstreut.

Eine Führung gibt es nicht mehr. Die Spitze arbeitet automatisch. Zu den Brücken ohne Aufenthalt! Keinen anderen Gedanken kann es mehr geben.

Da, vor uns über die Straße Schienenstränge, ein Blick nach links: der Bahnhof Sassenhof. Auf dem Bahnsteig, 300 Meter von uns, ein braunes Gewimmel, ein Zug, beladen mit Geschützen und Infanterie.

Schnell in Deckung eines Zaunes gesammelt, ein Medemsches Geschütz protzt ab, ein Feuerüberfall aus vielen Maschinengewehren und Gewehren, ein quellender Haufe von Toten und Verwundeten auf dem Bahnsteig, der Rest rettet sich durch die Fenster ins Bahnhofsgebäude. Der Zug setzt sich auf uns zu in Bewegung; unsere Spitze hat keine Zeit das Weitere abzuwarten, vor dem Zuge stürmt sie über das Gleis. Hinter ihr hört man Geschütz- und Maschinengewehrfeuer: der Zug ist im



Letzte Etappe im Trab:
Maschinengewehre auf der Kalnezeemschen Straße



Batterie Medem und Stoßtrupp 1. Schwadron im Kampf auf der Lübeckbrücke



Artillerie unterstützt den Vormarsch vom linken Dünaufer



Ein weiteres Geschütz bei den Brücken

Rücken der Spitze mitten durch unser Gros hindurchgefahren, auf 10 Meter haben sie ihn unter Feuer genommen, ein Blutbad unter den Roten auf den Plattformen angerichtet, aber das Geschütz hat die Lokomotive auf 30 Meter in der Eile nicht fassen können; der Zug rettet sich über die Brücke nach Norden.

Die Spitze stürmt vorwärts, entgegen kommt im gemütlichen Trab eine Offizierskutsche mit zwei Offizieren darin. Ein paar Schüsse, sie stürzen tot aus dem Wagen. Auf den Straßen die ganze Zeit über hastende Rote, die die Häuser besetzen und aus den Fenstern schießen. Längs den Wänden in Laufschritt herangearbeitet und vorbei, das Aufräumen der Nester muß das Gros besorgen.

Wieder rollt der Spitze ein großer Wagen entgegen. Leute in russischem Khaki drauf. Ein paar Schüsse, Pferde und Besatzung sind erledigt. Ein Mann mit einem Bauchschuß windet sich auf der Straße, wir stürmen vorbei, ein eisiger Schreck packt uns: ein Wagen der „Schnellen ärztlichen Hilfe!" Ein alter Sanitär wälzt sich in seinem Blut. Eine Straße toter Bolschewisten bezeichnet unseren Weg. Mancher will sich retten, indem er die Hände hebt. Pardon wird nicht gegeben! Eine kochende Wut hat uns gepackt, alles, was sich im Innern angesammelt hat, bricht hervor.

Da, vom hohen, weißen Gebäude, schon am Dünakai, Maschinengewehrfeuer auf uns, die gerade Straße entlang. Wenig Aussicht, lebend vorbeizukommen, nirgends Deckung! Aber es muß sein, es muß glücken! Es glückt! Wir laufen am Hause vorbei, sind an der Düna, ein Blick nach links: die Brücken stehen! Ein befreiender Schrei: „Die Brücken sind heil!" Schnell hin, schnell hinüber, bevor es zu spät ist!

Am Hagensberger Dampfbootsteg noch ein kurzes Duell mit einer Gruppe Bolschewisten, die sich in einem Dampfer zu retten sucht; einer fällt getroffen hinein, ein anderer, der über die Brücke aufs Seemannshaus zu läuft, wird von der Kugel erreicht. Ein Motorrad jagt von den Brücken heran, der Lenker fällt getroffen. Alles spielt sich in Sekunden ab; dann weiter zu den Brücken.

Drei Freiwillige des 3. Zuges sind den anderen voran, ihre Lungen haben mehr hergegeben. Der Zugführer folgt ihnen. Der Sieg, der Erfolg, die große Tat der Stoßtruppe ist greifbar nahegerückt, das Unwahrscheinliche scheint Wirklichkeit zu wer-

den! Noch kein geordneter Widerstand, nur Gruppen, die sich zur Wehr setzen. Vielleicht wird es bei den Brücken nicht anders sein!

Die drei Freiwilligen haben die Lübeckbrücke erreicht, stehen an allen Gliedern zitternd, mit wankenden Knien, keuchend da. Schwarz ist es vor den Augen. Schwer und pfeifend geht der Atem. Die letzte Kraft ist durch den Sturmlauf durch Hagensberg aus den Körpern herausgepumpt. Einige Augenblicke Atem schöpfen.

Da kommt Hans Manteuffel in Karriere angeritten: „Der 3. Zug als Spitze über die Brücke. Höchstes Tempo!"

Drei Mann und der Zugführer sind zur Stelle. Die anderen noch weit zurück, vom Niederkämpfen der feindlichen Nester aufgehalten. „Die drei Mann hinüber! Das jenseitige Brückenende halten, bis das Gros folgt!"

Die drei raffen ihre letzten Kräfte zusammen, stürmen über die Brücke los. Die Bretter klappern unter ihren schweren Tritten. Es ist kein Laufen mehr, ein schnelles Vorwärtstaumeln, die Beine bewegen sich automatisch, beherrschen lassen sie sich nicht mehr. Der Kopf dröhnt dumpf, das Gehör ist fast geschwunden durch das ununterbrochene Feuern in den Straßen. Staub- und pulvergeschwärzt sind die Gesichter, durchzogen von den hellen Bahnen der Schweißtropfen. Es gilt noch ein letztes Zusammenraffen, der Körper muß herhalten.

Plötzlich sehen die drei Freiwilligen im Vorwärtsstürmen auf dem jenseitigen Ufer eine feindliche Kolonne von etwa 80 Mann marschieren, Gewehr über, in tadelloser Marschordnung, — die Offiziersschule der Roten Armee Lettlands, wie sich später herausstellte; vom Schloß her kommend. Vielleicht auf die Brücke zustrebend? Dann ist Rigas Schicksal in Frage gestellt. Die drei Freiwilligen auf der Mitte der Brücke, und eine riesige Uebermacht ihnen auf der Brücke gegenüber, wo es kaum Deckung gibt!

Schon sind die ersten Glieder der Kolonne auf der Brücke.

Die drei Freiwilligen drücken sich hinter das Brückengebälk, ein paar geflüsterte Worte: einer der Freiwilligen hat eine M.-G.-Pistole mit; er wird als erster schießen, um durch das Rattern der Pistole ein Maschinengewehr vorzutäuschen. Vielleicht bricht dann Panik aus.

Er streicht seine Pistole an einem Brückenpfosten an, drückt ab, in wenigen Sekunden ist das kleine Magazin entleert. In wahnsinniger Spannung beobachten die zwei anderen den Er-

folg: die Kolonne stutzt einen Moment, dann setzt sie ihren Marsch auf die Freiwilligen zu fort. Sie hat wohl das Geräusch für Feuer eigener Flugzeugabwehr-M.-G.'s gehalten! Die M.-G.-Pistole schießt unsicher. Der Augenblick ist kritisch!

Jetzt reißen die beiden anderen Freiwilligen ihre Gewehre an die Backe und schießen mitten in die dichte Kolonne hinein. Zwei Leute brechen vorne zusammen, noch weitere haben die Geschosse getroffen. Es ist erreicht. Die Kolonne bricht in wilder Flucht zurück! Die Freiwilligen stürmen nach, um das Brückenende zu erreichen und zu besetzen. Aber die Schüsse haben die Uferbesatzung alarmiert, ein Maschinengewehr nimmt die drei Freiwilligen unter Feuer, die feindliche Kolonne hat sich in Marktbuden und altem Gemäuer gegenüber der Brücke festgesetzt. Ein Massenfeuer schlägt den Freiwilligen entgegen. Die Luft heult und pfeift von Geschossen, Splitter lösen sich von der Brücke, sausen durch die Luft, der Schmutz auf der Brücke tanzt von den Aufschlägen. Der eine der Freiwilligen blutet im Gesicht. Hat ein Geschoß ihn getroffen oder ein Splitter, — er weiß es nicht!

Es ist keine Zeit nachzudenken. Das Brückenende erreichen, sich hinwerfen hinter die toten Bolschewiken, aushalten, bis die anderen folgen, leben bleiben vor allem, um schießen zu können, den Feind nicht auf die Brücke lassen! Leben bleiben, denn wenn einer, wenn zwei von ihnen fallen, ist vielleicht alles umsonst gewesen!

Die drei schießen um sich wie Besessene! Die Gewehre beginnen zu glühen, Blasen bilden sich an den Händen! Die Sekunden werden zu Stunden; wie lange können sie es machen, in Minuten müssen sie in diesem Feuer weggewischt sein.

Ein Freiwilliger wirft einen Blick zurück auf die Brücke: eine feldgraue Masse wälzt sich in Sturmschritt heran; einer, der andere bricht zusammen, aber unaufhaltsam wälzt sich die Masse auf der dröhnenden Brücke heran.

Die drei haben es erwartet. Die längste Zeit in ihrem Leben haben sie gewartet; vielleicht nicht mehr als fünf Minuten! Aber eine Ewigkeit, die kein Ende nehmen wollte.

Wie in einem Freudentaumel schießen sie Schuß auf Schuß gegen die Roten, die 30 Meter von ihnen gedeckt in Marktbuden liegen.

Da, mit einem Male, als ob der Donner sie gerührt hätte! Die Sinne schwinden! Was war das? Sie blicken auf: dicht

hinter ihnen steht ein Medemsches Geschütz, das ins Infanteriefeuer hineingefahren ist, und dicht über die Köpfe der Freiwilligen hinweg auf die Marktbuden feuert. Rund ums rauchende Geschütz der 1. und 2. Zug, Medemsche Maschinengewehre. Die Erlösung ist da! Riga halb gewonnen. Zitternd stehen die Bespannungspferde hinter den Geschützen, blutend aus vielen Wunden. Unerhört! Das Geschütz ist auf 30 Meter ohne Deckung an feuernde Infanterie herangefahren! Aber nur so war Riga zu nehmen! Wenn jeder Freiwillige so handelte, dann war kein Widerstand zu stark.

Das Feuer des Geschützes, der Maschinengewehre und der 1. Schwadron vertreiben die Besatzung der Marktläden; Hans Manteuffel voran, stürmen der 2. und 3. Zug aufs Rigaer Pflaster, um schnell die Straßenausgänge zu besetzen und so einen kleinen Brückenkopf zu schaffen. Der 3. Zug als Verteidigung des Brückenkopfes, der 2. Zug unter Manteuffels Führung sofort weiter zur Zitadelle, wo die Geiseln gefangen gehalten werden. Kein Zweifel, daß nur ein sofortiger Vorstoß sie retten kann.

Die Verteidigung des nördlichen Brückenkopfes war so den 30 Mann des 3. Zuges übertragen. Eilig verteilten sie sich auf die Straßenmündungen, zu dreien, zu zweien, zu einem. Die Maschinengewehrgruppe des Oberfeldmeisters Mettig, begleitet vom Halbzugführer Michael von Nolcken, dem Schwager Manteuffels, erhält Befehl, den Damm der Eisenbahnbrücke zu besetzen. Kaum ist sie dort angelangt, so treten Verluste ein. Nolcken fällt, Oberfeldmeister Mettig tödlich verwundet, zwei Freiwillige verwundet. Die Truppe droht in kurzer Frist gänzlich aufgerieben zu werden. Als Verstärkung trifft rechtzeitig ein Teil der Stoßtrupp-Kavallerie-Eskadron ein, der im Galopp aus Dsilne gefolgt ist. Er wird am Eisenbahndamm eingesetzt und kann sich nur mit Mühe der andrängenden Bolschewisten erwehren. Das Südende der Brücke hält der 1. Zug, um zu verhindern, daß das rückziehende Gros des Feindes auf die Brücke gelangt.

Die Straßen wimmeln von Bolschewisten, wir sind in ständigem Feuerkampf. Hinter Straßenecken setzen sie sich fest, in Häusern. Für Sekunden springen sie vor, erscheinen in den Fenstern und feuern. Ueberall die Augen haben, Straße und Häuserzüge beobachten und schießen, auf der Straße stehend, ohne Deckung. Es fehlt schon die Energie, sich Deckung zu

schaffen. Kalk und Steine prasseln auf uns nieder von den getroffenen Wänden.

Wenige Minuten haben wir den Brückenkopf, da erscheint in rasendem Tempo, auf dem Kai vom Schlosse her, ein Automobil. Ein paar wohlgezielte Schüsse, die Bemannung klappt getroffen links und rechts aus dem Wagen. Der Chauffeur, unverletzt, bremst. Ein paar Freiwillige laufen heran: ein Auto mit Matrosenbemannung, eben mit Benzintanks vom Kriegskommissariat geschickt, um die Brücken in Brand zu setzen! Um Minuten sind wir zuvorgekommen und haben damit Rigas Schicksal entschieden. Irgendein zufälliger Aufenthalt von Minuten auf dem Vormarsch, und Riga wäre verloren!

Während wir in ständigem Feuerduell stehen, biegt von einer Seitenstraße ein Reiter in die Schwimmstraße ein. Ein Haltruf, Gewehre auf ihn gerichtet. Er ergibt sich: ein Offizier, der eben vom Kriegskommissariat nach — Olai geschickt wird, um eine völlig belanglose Verpflegungsangelegenheit zu ordnen! Also völlige Unkenntnis vieler Stellen des Kriegskommissariats über die Lage. Ein Freiwilliger und der Schwadronsarzt, der als Schütze sich eingereiht hatte — jeder Mann muß heran, an Verwundete kann nicht gedacht werden —, nahmen den Gaul und stellten ihn breit über die Schwimmstraße vor sich hin, feuerten nun beide über den Sattel weg.

Bisher hatten die Angriffe der Bolschewisten einen unorganisierten Charakter getragen, wohl zufällige Gruppen, die sich zur Tat aufrafften. Allmählich wandelte sich das Bild: es schien System in die Vorstöße zu kommen. Die feindliche Führung hatte ihre Truppe wieder in der Hand. Die Lage begann wieder bedenklich zu werden. Die Freiwilligen hatten ihr Letztes hergegeben, fast im Halbschlaf kämpften sie. Verluste hatten breite Lücken in den 3. Zug gerissen. Der Schwadronsführer Leutnant Olbrich war schon auf der Brücke gefallen. Der 2. Zug bei der Zitadelle, ohne Verbindung mit uns. Wurde die Besatzung auch nur einer Straße durch Kugeln weggeräumt — das war ja nur zu leicht —, so konnte der Feind im Moment auf der Brücke sein und nicht nur den 2. und 3. Zug von der Brücke abschneiden, sondern Riga uns unwiederbringlich entreißen. Auf das Leben jedes einzelnen Freiwilligen kommt es an. Es darf keiner mehr fallen.

Plötzlich geht die Nachricht von Mund zu Munde: Manteuffel tot! Manteuffel, der die Truppe zu dem gemacht hatte,

wie sie war, der eigentliche Eroberer von Riga, — er soll tot sein. Der Führer, dem die Truppe blind folgte. Und in diesem Moment, wo wir ihn so brauchten, mehr als je!

Schwer wurde der Eindruck überwunden; doch es mußte geschehen. Die Aufbietung der letzten Energie war ja nötig, damit das Gewonnene nicht wieder aus der Hand glitt.

Immer kritischer begann die Lage zu werden, es schien, als ob man den Bahndamm nicht mehr würde halten können, weil der Druck dort allzustark wurde. Aber gaben wir ihn auf, so lag von dort aus unser ganzer Brückenkopf, auch die Brücke, unter feindlichem Feuer. Wir konnten uns dann nur noch kurze Zeit auf der Brücke halten. Und doch schien der Moment nicht fern, wo unsere Linie dort eingedrückt werden würde. Die Zeit arbeitete gegen uns. Es war kein Zweifel, wir wurden allmählich aufgerieben, durch Tod und Ueberspannung. Zweifelhaft wurde es, ob die übrigen Abteilungen der Landeswehr noch rechtzeitig eintreffen würden, um unseren Erfolg ausnutzen zu können. Aber konnte der Landeswehr sich nicht Widerstand entgegenstellen, den sie nur in Stunden oder Tagen brechen konnte? Es waren ja drüben noch Tausende oder Zehntausende des Feindes.

Die letzten Kräfte, schon über das Mögliche hinaus, waren im Kampf an der Brücke hergegeben. Der Körper war am Ende seiner Spannkraft angelangt. Der Wille war machtlos geworden. Die Glieder, die Sinne begannen endgültig den Dienst zu versagen.

Immer wieder Blicke über die Brücke gesandt, immer wieder sie leer gefunden! Da, mit einem Male, ein paar graue Gestalten am Ende der Brücke, immer mehr, immer mehr, Geschütze, Protzen! Wir waren nicht im Stich gelassen, die Stoßtruppe, 2. Schwadron, 4. Schwadron, kam die schwerbedrängten Kameraden erlösen. Und wirklich, in Minuten sind sie diesseits, stürmen im Laufschritt zu den Straßenausgängen, lösen uns ab. Die Freiwilligen der 1. gehen ein paar Schritte abseits, sinken irgendwo zusammen. Eine kurze Rast nur, dann geht es vielleicht wieder. Denn noch ist ja nicht alles getan. Riga ist uns nicht mehr zu entreißen, dafür hat die 1. Schwadron Blut und letzte Kraft eingesetzt. Aber die Stadt säubern, im Zentralgefängnis die Gefangenen befreien, das bleibt noch zu tun.

Immer mehr strömen Feldgraue über die Brücke: Detachement Eulenburg, Eiserne Division, Freikorps. Immer noch tobt der Kampf am Brückenkopf, immer noch donnern Geschütze in die

Häuser am Kai, wo Maschinengewehre und Schützen sich von neuem festsetzen. Aber jetzt schwinden alle Sorgen.

Wie die 1. Schwadron und Batterie Medem als Eiland im wogenden Meer des Feindes die Brücke allein hielten, von Norden angegriffen, von Süden bedrängt, nicht viel mehr Boden besetzt hielten mitten in Feindesland, als die Brücke selbst und ein Stückchen Rigasches Kaipflaster, — da konnte ein verhängnisvolles Ende jeden Augenblick eintreten. Auf den einzelnen Freiwilligen, auf sein Leben und Ausharren war das Schicksal Rigas in diesen schweren anderthalb Stunden gestellt.

Nun waren die Früchte zu ernten, wohl unter Blutopfern noch, aber unentreißbar.

Riga war frei, die Heimat wieder gewonnen.

Hamilkar Baron Foelkersahm

Der 22. Mai 1919

Wenn jemand, der als Mitkämpfer den 22. Mai 1919 erlebt hat, sich rückschauend dessen zu erinnern sucht, was damals geschah, dann fällt es ihm wohl meist schwer, das ganze große Ereignis dieses Tages ins Gedächtnis zurückzurufen und den ganzen Tag nachzuerleben. So unsagbar schnell spielte sich alles ab, so ungeheuer war die Anspannung der Kraft, daß lange nicht alles, was getan wurde, wirklich mit vollem Bewußtsein erlebt, geschweige denn in der Erinnerung festgehalten werden konnte. Und so ist den meisten nicht mehr als eine zusammenhanglose Reihe von Einzelbildern im Gedächtnis geblieben, die, wie von grellem Blitzlicht erhellt, aus ungewissem Dämmer hervorleuchten. Ich will versuchen, einige solcher Bilder, wie sie vor meinen Augen stehen, mit kurzen Worten zu schildern.

Der 21. Mai, spät abends. Die erste Schwadron des Stoßtrupps, etwa 130 Mann stark, hat sich in einem Kiefernwalde bei Kalnezeem gelagert, 1½ Kilometer von der Kurländischen Aa, kaum 4 Kilometer vom Feinde entfernt. Die Abendsuppe aus der Feldküche ist verzehrt; die Offiziere mahnen zum Schlafengehen. Aber nach Schlafen ist niemandem zumut. Wir wissen alle, was uns morgen bevorsteht. In allen Kämpfen der beiden letzten Monate waren wir siegreich gewesen. Wir kannten unsere Feinde, wir wußten, was *wir* zu leisten vermochten. Wir glaubten an unsere Führer, wir glaubten an unsere gute und gerechte Sache. Aber so Ungeheueres, wie das, was der morgige

Tag forderte, war noch nie von uns verlangt worden. Morgen geht es nicht um Gewinn oder Verlust, um Sieg oder Niederlage — morgen geht's um Sein oder Nichtsein nicht nur unserer Truppe, sondern aller der Unsrigen in Riga, ja, um unsere ganze Heimat: morgen kann sie aus tiefster Not befreit sein, morgen können wir sie aber auch verlieren für immer.

Wer will bei solchen Gedanken von Schlaf hören? Viel schöner ist's, die stille, warme Frühlingsnacht durchzuwachen, bis frühes Morgengrauen uns zu blutigem Tagewerk ruft. Hier und da bilden sich Gruppen; manches ernste Wort wird gesprochen von dem, was uns morgen erwartet. Wachtfeuer lodern auf; immer mehr und mehr graue Gestalten im Stahlhelm sammeln sich um die Flammen. Immer lauter und lebhafter wird das Gespräch. Da — horch! Klang es nicht wie ganz fernes Stimmengewirr von der Seite des Feindes durch die Nacht? Alles lauscht gespannt. Und jetzt vernimmt man gar Musik und dazwischen wüsten Gesang. Die Bolschewiken feiern. Ahnungslos, daß wir in der Nähe sind. Auch wir vergessen alle Vorsicht. Immer höher schlagen die Flammen der Wachtfeuer empor, und helle Funkenschwärme steigen hinauf zum sternklaren Himmel, wenn jemand mit einer Stange in den Scheiterhaufen stößt. Und nun ertönt es von einem der Feuer her, erst zaghaft, dann immer lauter sich fortpflanzend von Gruppe zu Gruppe, zuletzt in brausendem, gewaltigem Chorgesang: „O Heimatland, auf der Begeisterung Schwingen steigt unser Lied empor zu Deiner Ehr'..." Wir haben die Helme abgenommen. Wohl noch nie hat unser Baltenlied so voll und stolz geklungen, wohl noch nie so jeden einzelnen im innersten Herzen ergriffen, wie damals an den Wachtfeuern bei Kalnezeem. Das ist es, wofür es morgen zu kämpfen, vielleicht zu sterben gilt; das ist die Aufgabe, an die wir morgen mit heiligem Stolz gehen dürfen: in unsere Hand ist's gegeben, dafür zu wirken, „daß uns dies Vätererbe nicht sterbe noch verderbe."

Noch manches Lied ist in jener Nacht gesungen worden, Ernstes und Heiteres, zuletzt das Reiterlied: „Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! Ins Feld, in die Freiheit gezogen!... Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!" Da sagte Graf Michael Reutern, einer der ältesten unter uns: „Nun ist's genug! Das war ein schönes Lied mit einem guten Schluß!" Am nächsten Tage traf ihn in Riga die tödliche Kugel.



Empfang der Truppe durch Zivilbevölkerung
nach der Eroberung Rigas



Von der Kompagnie Rahden eingebrachte Gefangene
bei Rodenpois am 25. Mai 1919



Musterung neuer Freiwilliger nach der Eroberung Rigas



Die Offiziere der Stoßtruppe
Sommer 1919

Die Wachtfeuer brennen langsam nieder. Da erscheint ein Offizier. „An die Gewehre!“ Schnell lösen sich die Gruppen auf. In kurzer Zeit steht alles in Reih und Glied, und zwanzig Minuten später setzt sich ein unabsehbar langer, grauer Zug auf der Landstraße gegen die Kalnezeemer Aa-Brücke in Bewegung. Dann und wann schnaubt ein Pferd, klirrt ein Waffenstück. Sonst lautlose Stille. Rechts und links tiefes Schweigen im Walde. Hoch über uns funkeln die Sterne, so still und friedlich, als gebe es nirgends in der Welt Kampf und Krieg. Und vor uns, im Osten, zwischen den Kiefernstämmen leuchtet das erste schwache Morgenrot am Himmel.

Zwölf Stunden später. Die helle Mittagssonne strahlt über Riga. Aber unheimlich menschenleer sind die Straßen der inneren Stadt. In furchtbarem Entsetzen hat sich alles in die Häuser geflüchtet vor dem Unglaublichen, das sich eben am Dünaufer abspielt. Ein Donnern und Knattern ist plötzlich losgegangen von Hagensberg her, dann ist ein kleines Häuflein in Stahlhelm und Feldgrau mit Hurra über die Lübeckbrücke gedrungen, hat eine Bolschewikenabteilung, die ihm entgegen marschierte, zurückgeworfen und das rechte Dünaufer gewonnen. Nach kurzem Gefecht ist kein lebender Feind mehr in der Nähe der Brücke. Die Straßenausgänge der Innenstadt werden von je ein bis zwei Mann besetzt; was übrigbleibt, teilt sich und stürmt teils zur Karlsstraße, teils zur Zitadelle, um die Gefangenen zu befreien, ehe es zu spät ist. Ein leichtes Geschütz und ein M.-G. der Batterie Medem, ein M.-G. des Stoßtrupps und 12 Freiwillige rücken am Dünaufer gegen die Nikolaistraße vor. Wo sind die übrigen? Niemand weiß es. Der Führer der ersten Schwadron, Leutnant Olbrich, liegt tot auf der Brücke, durch einen Kopfschuß niedergestreckt. Baron Hans Manteuffel, der Kommandeur des Stoßtrupps, führt uns selbst zur Zitadelle, strahlend heiter wie immer auch jetzt mitten im furchtbarsten Ernst der Gefahr. Alles steht auf dem Spiel. Dringen wir nicht in kürzester Zeit bis zur Zitadelle vor, so ist es um alle Unsrigen geschehen, die dort von den Bolschewiken gefangen gehalten werden, ja, vielleicht um ganz Riga. Und schon hat sich der Feind von der Lähmung des ersten Schreckens erholt. Von rechts und von vorne wird aus guter Deckung geschossen; unaufhörlich pfeifen die Kugeln über die Straße. Nun beginnt auch von links ein Maschinengewehr zu knattern. Das gilt uns! Schnell in die Bremerstraße eingebogen! Blutspuren führen in

ein Haus: ein Verwundeter hat sich auf der Flucht vor uns versteckt. Was kümmert's uns? Wir dringen vor, im Kugelregen, immer schießend, Straße für Straße. Schon sehen wir die Zitadelle vor uns. Ein einzelner bolschewistischer Reiter kommt uns entgegen. Manteuffel gibt Befehl, nicht auf ihn zu schießen: der Reiter will sich wohl ergeben. Das sind die letzten Worte des Kommandeurs. Lautlos bricht er zusammen, von einer Kugel aus einer Querstraße zu Tode getroffen. Einen Augenblick stehen wir erstarrt. Da tragen ein paar Freiwillige den blutenden Leichnam ins nächste Haus. „Vorwärts!" Hauptmann Medem, der sich uns an der Brücke angeschlossen, übernimmt das Kommando. Ein paar Sprünge, und mit Hurra dringen wir in die enge Straße zwischen den Gebäuden der Zitadelle ein. Aber — was ist das? Vielstimmiges Hurra antwortet uns. Und nun sehen wir: oben, an den Gitterfenstern des Gefängnisgebäudes drängt es sich Kopf an Kopf; jubelnd, lachend, weinend rütteln sie an den Eisengittern: die Gefangenen — gerettet! Gerettet? Wir lassen sie in dem Glauben. Die enge Straße sperren wir nach beiden Seiten durch das Geschütz und die beiden Maschinengewehre. Es vergeht noch eine lange Zeit voll banger Ungewißheit. Wir schießen, die Munition wird knapp. Die Gefangenen verlangen danach, hinausgelassen zu werden. Hauptmann Medems Gesicht ist sehr ernst. Da erscheint plötzlich ein Panzerauto und fährt geradeswegs auf uns zu. Ganz nah lassen wir es herankommen. Da erkennen wir das Zeichen des Eisernen Kreuzes darauf. Gott sei Lob und Dank! Ein deutsches Auto; jetzt erhalten wir Nachricht von der Brücke, von unseren Kameraden. Die innere Stadt ist ganz in der Hand der Landeswehr.

Und bald ziehen sie Zug für Zug heran, die Kameraden, die wir, noch weit von Riga, hinter uns gelassen haben, die Gesichter schwarz von Staub und Pulverdampf, und erzählen von manchem Kampf, der sich hinter unserem Rücken abgespielt hat. Aber hier und da fehlt einer, und in die Freude mischt sich die Trauer um die Besten, die ihre Treue mit dem Tode besiegelt haben, vor allem um den unvergeßlichen Kommandeur.

Hans Manteuffel ruht nun schon lange in der Erde seiner kurischen Heimat. Aber was er uns in der Zeit gegeben hat, als wir durch ihn wieder Kraft fanden und den lebendigen Glauben an eine Sache, die verloren schien, das lebt in uns fort und soll, will's Gott, nicht auslöschen, solange es in unserer Heimat noch Männer gibt. „Immer und ewig siegt der

Begeisterte über den, welcher nicht begeistert ist.“ Nicht mit Worten hat er uns das gelehrt, sondern allein durch die Tat.

Harald Becker

Die Befreiung der Gefangenen in der Zitadelle

Aus dem Kapitel „Riga Himmelfahrt“ in: „Meine Sendung in Finnland und im Baltikum“ von General Graf v. d. Goltz (Mk. 4.— Hln.), mit Erlaubnis des Verlages K. F. Köhler, Leipzig

... Mindestens 15 Kilometer waren wir vor, so rasend schnell ging alles; und so hart und unbeugsam jagte ein Entschluß den anderen, daß sich in der Erinnerung schwer die Geschehnisse aneinanderknüpfen lassen. Jeder aber, der dabei war, wird nie vergessen das Gefühl der Entspannung, das er hatte, als um 12 Uhr mittags die Brücke von Riga unser war.

Dann zogen wir aus, 12 Stoßtruppleute, ein Geschütz und zwei Maschinengewehre, um die Zitadelle von Riga, die Hauptgefängnisse zu erstürmen. Das Leben schien ausgestorben in den Straßen, vor Schreck über das Höllenkonzert, das sich eben wie aus der Erde herausgehoben an der Brücke abgespielt hatte. Aber schon fingen die ersten Kugeln wieder an zu pfeifen, heimtückisch aus Fenstern und Ecken. Hier holte die tödliche Kugel den Tapfersten, Baron Hans Manteuffel, Führer des Stoßtrupps, und dann standen wir vor der Zitadelle. Ein Schrei wie aus Hunderten von Menschenkehlen erschallte, an allen Gitterstäben des Gefängnisses rüttelten Menschen, schrien wie im Wahnsinn vor Freude, daß das Unglaubliche geschehen war: die Rettung. Wir schoben ein Geschütz nach vorn, zwei Maschinengewehre nach hinten. War die Brückenwache an der Düna schon eine Insel, wir, nunmehr selbst ohne Verbindung mit unseren Kameraden an der Brücke, waren eine Klippe nur noch im Häusermeer von Riga. So standen wir zwei Stunden und konnten nicht vor- und nicht rückwärts. An die kleinen Fenster des vierstöckigen Gefängnisses preßten sich die Gefangenen und schrien und weinten, es war ein ohrenbetäubender Lärm. Frauen kamen angelaufen zu uns, trotz der Kugeln, die über die Straßen pfiffen: „Mein Mann sitzt im Gefängnis, retten Sie ihn!“ Herzzerreißende Szenen spielten sich ab. Für uns hieß es kaltes Blut und ruhige Nerven bewahren, denn was konnte der nächste

Augenblick bringen? Das Gefängnis zu öffnen, dazu hatten wir zu wenig Leute, wir hatten ja die Insassen an den Fenstern vor uns, ihnen konnte nichts geschehen. Hundert Schritte davon lag ein anderes Gefängnis, in dem die Geiseln, meistens Frauen und junge Mädchen, schmachteten. Hier waren sogar die Fenster von außen mit Brettern vernagelt, damit nicht einmal das Auge der Gefangenen die Verbindung mit der Außenwelt finden konnte.

Dieses Gefängnis mußte geöffnet werden. Vier Mann gingen wir vor, der erste Handgranaten-Angriff gegen die Tür mißlang. Da krachte aus dem Parterrefenster ein Schuß, wir mußten zurück und blieben drei Mann nur noch an der Mauer hingedrängt, um zu horchen, ob die Hunde von Wächtern drinnen mit dem Abmorden ihrer Opfer begännen. Wie aus einer anderen Welt her tönten leise hinter den Bretterfenstern flehende Frauenstimmen an unser Ohr, und dann schlugen wir die Tür ein mit Handgranate und Beil, rissen die Füllungen auseinander, sprangen hinein in das Gefängnis, ein ehemaliges Kloster, mit vorgehaltenem Revolver. Kein Bolschewik war mehr zu sehen, sie waren durch die rückwärtigen Türen geflohen. Aber vor uns öffnete sich die Pforte zu der zum Gefangenenlazarett eingerichteten ehemaligen Klosterkirche; geführt von einer jungen Krankenschwester kamen die kranken Gefangenen mit einem Erlösungsschrei. Es war ein Anblick, der den Herzschlag stocken ließ, ein Eindruck, der uns stumm machte, scheu vor der Heiligkeit dieses fassungslosen Zusammenbruchs von Qualen befreiter Menschen. Nie wird aus meiner Erinnerung schwinden das Bild der jungen, lieblichen, von ihrer Freude beherrschten Schwester, die so beruhigend und mütterlich fast ihre unsagbar elenden Patienten herausführte in das Licht, den Befreiern entgegen. Und dann gingen wir in die Gefängnisflügel, die Zellen zu öffnen. Auf einen hallenartigen Gang mündeten die ehemaligen Klosterzellen in zwei Etagen. Da strömten sie heraus, alte Frauen und junge Mädchen, wankende Greise, wie aus dem Grabe herausgerissen. Erschütternde Szenen spielten sich ab, Nervenzusammenbrüche furchtbarster Art. Eine Ekstase hatte diese Menschen gefaßt, die nur zu erklären ist, wenn man weiß, was es heißt, drei Monate und mehr in den Händen der Bolschewiken unschuldig zu schmachten, nur weil man Pastor oder adelig ist oder Bourgeois überhaupt. Kornett M., der mir das Gefängnis aufgebrochen hatte, versuchte beruhigende Worte zu sprechen; ich stand stumm

in einer Ecke, Tränen in den Augen. Blitzartig zog der Vormarsch an mir vorüber. Das war es, für das wir mit ungeheurer Energie den letzten Hauch aus Roß und Mann herausgepeitscht hatten, daß sie es fast zu übermenschlichen Kräften bringen konnten, für diesen Augenblick.

Wie sich die Wogen der Erregung gelegt hatten, klang spontan aus der sich umschlungen haltenden Menge heraus, zurückhaltend erst, dann immer lauter, das alte Lied: „Lobet den Herrn", und in den Zellen, die noch nicht geöffnet waren, pflanzte es sich fort. Mir war es, als ob mächtiger Fugengesang das Gefängnis durchbrauste, als ob ein gewaltiges Orchester, von Meisterhand geleitet, das Höchste gab im Aufwärtswollen. Wie ein einziges Orgelbrausen, das aus dieser elenden Welt sich hochhebt, so klang dieses „Lobet den Herrn" in meine Seele. Gott siegt doch! Auch über die blöde Vertiertheit der Bolschewikenmenschen...

Hauptmann Walter Eberhard Frh. von Medem

Aus dem Abteilungsbefehl Nr. 62

Riga, den 28. Mai 1919.

Oberstab. Befehl vom 25. Mai 1919, Nr. 101.

Soldaten der Landeswehr! Nach kühnem Durchstoß durch die Feindfront an der Aa, nach anstrengendem Marsche, nach mehrfachen Marschgefechten habt Ihr in erbittertem Häuserkampf die Hauptstadt Eures Heimatlandes den Roten entrissen! Alle Truppen wetteiferten! Jeder wollte der Erste sein, der das heißersehnte Ziel erreicht. Neben der Abteilung Medem, die durch kühnes Zufassen die Sprengung der Brücke hinderte und so den Eingang in die Stadt öffnete, waren es Teile des Stoßtrupps, die als erste die Stadt betraten, die Ihr Euch in schwerem Kampf erobert habt. Schön war der Erfolg, aber mit schweren Opfern, mit dem Blut der Besten erkauft. Den Führer der 1. Schwadron des Stoßtrupps, Leutnant Olbrich, traf das tödliche Blei, als er als Erster seiner stürmenden Truppe den Fuß auf das rechte Dünaufer setzte. Unser geliebter Stoßtruppführer, Baron Hans Manteuffel, fiel, als er, der an der Spitze seines Stoßtrupps denselben von Sieg zu Sieg geführt hatte, die Tore der Zitadelle öffnete. Er starb den Heldentod an dem bisher größten Waffentage der Landeswehr. Mit stolzer Wehmut werden wir seiner gedenken und aller der Braven, die mit ihm gefallen sind. Viel mußte ich Euch zumuten. Aber ich kenne den Geist,

der Euch beseelt und Euch Kraft verleiht, den Geist, der uns stark macht und uns in den Stand setzt, auch einer zehnfachen Uebermacht die Stirn zu bieten. Wie Euch der Dank der befreiten Rigenser, des gesamten Heimatlandes, ja, der ganzen zivilisierten Welt gewiß ist, so dankt Euch auch Euer Führer. Euch und unserer braven Schwestertruppe, der Fliegerabteilung 455, die uns auf dem Vormarsch so treulich begleitete und so tatkräftig unterstützt hat. Großes ist getan, noch Großes steht bevor. Noch dürfen wir das Schwert nicht in die Scheide stecken. Es gilt die ganze Heimat von der roten Pest zu befreien und die Seuche so gründlich auszurotten, daß ein Rückfall unmöglich wird. Nach dem, was Ihr geleistet habt, von der Windau bis nach Riga, bin ich gewiß, daß wir unser Ziel erreichen. Unsere gute Sache wird siegen!

gez. Fletcher.
Der Oberbefehlshaber.

Patrouille in Lettgallen

Minenwerfer der Komp. v. Rahden

Den 25. Oktober 1919

Die Offizierspatrouille, bestehend aus dem Führer, Rittmeister B., dem Feldmeister G. und mir, hatte eben das Dorf Stjeki verlassen. Wir gingen im Gänsemarsch mit einigen Schritten Abstand, alle drei nach allen Seiten scharf auslugend, denn wir befanden uns bereits in dem 8 Kilometer breiten Zwischengelände zwischen Landeswehr- und Bolschewistenfront. Die unvermeidliche kurze Pfeife zwischen den Zähnen, in der Hand „den" Knotenstock, den er zu all seinen häufigen Patrouillen mitnahm, so steht der Rittmeister mir lebhaft in der Erinnerung. Es hatte seine Bewandtnis mit dem Stock und noch mehr mit dem unter dem Waffenrock versteckten kurzen Dolch, die er beide zu Patrouillen und Kampfhandlungen stets bei sich trug, denn er glaubte nur dann an den Erfolg, wenn er sie bei sich hatte. Es kam vor, daß er von einer bereits unternommenen Patrouille umkehrte, um den vergessenen Dolch zu holen. Und alle seine Patrouillen glückten. Die Mannschaften hielten ihn für einen „Teufelskerl", und das war er, eine treffendere Bezeichnung gibt es nicht. Wenn er eine Patrouille unternahm, so freute sich alles und wollte mitgehen, denn ohne Zusammenstoß mit dem Feinde ging es dann sicherlich nicht ab. Es wurde eben so lange gegangen, bis man irgendwo auf die Roten stieß. Als die Landeswehr diesen Frontabschnitt übernahm, betrachteten die Roten das 8 Kilometer breite Zwischengelände als ihr Requisitionsgebiet. „Das wollen wir ihnen schon legen", hatte der Rittmeister damals gesagt, „wir müssen so weit kommen, daß die Roten es gar nicht wagen, aus ihrem Drahtverhau hervorzukriechen. Dann haben wir außerdem die Panjes des Zwischengeländes zu Freunden". Und das wurde tatsächlich erreicht. Aeußerst selten fanden noch Ueberfälle der Roten statt, und zwar nur auf die ihrer Front nahegelegenen Dörfer, weiter wagten sie sich nicht, und die Dorfbewohner des Zwischengeländes unterstützten uns mit Rat und Tat, begrüßten und bewirteten uns jedesmal freudig, ja sie riefen uns zu Hilfe und warnten uns.

Von dem Dorfe Stjeki führte eine schnurgerade Landstraße nach dem etwa 5 Kilometer weiter gelegenen Dorfe Rudsjaty, das von den Roten besetzt war und den Brückenkopf des Flusses Uscha bildete. Rudsjaty war hoch gelegen und beherrschte die Umgegend. Kein Wald, keine Senkung schützte von Stjeki an vor Sicht. Der Rittmeister blieb stehen und suchte durch sein Glas das Gelände sorgfältig ab, besonders die Dörfer. Die anderen folgten stumm seinem Beispiel, gesprochen wurde nur das Notwendigste. Worte waren verpönt. Dann sprang der Rittmeister rechts über den Graben und ging querfeldein in der Richtung auf eine Baumgruppe, die rechts von Rudsjaty im Herbstnebel matt sichtbar war. Dörfer und Gehöfte wurden umgangen und eingehend beobachtet.

Endlich war die Baumgruppe erreicht. Unterwegs war nichts Verdächtiges angetroffen worden, trotzdem wurde immer wieder auch das Gelände im Rücken der Patrouille beobachtet. Die Möglichkeit, daß einem durch eine im Zwischengelände unentdeckt gebliebene größere feindliche Patrouille der Rückzug abgeschnitten wurde, bestand ja immer. In der Nähe der Baumgruppe befand sich ein Gehöft; der Bauer erschien in der Tür und winkte uns stumm mit komischen Gebärden höchsten Schreckens, wir sollten fortgehen.

„Was will der Kerl?", fragte der Rittmeister, der außer einigen mühsam erlernten Flüchen kein Wort russisch konnte. Der Bauer wurde befragt, und es erwies sich, daß er bloß Angst vor der Rache der Roten hatte, falls von ihnen festgestellt werden sollte, daß eine Landeswehrpatrouille bei ihm gewesen sei. Ihm wurde bedeutet, er solle sich beruhigen; achselzuckend und unverständliche, nicht gerade wohlmeinende Worte murmelnd, verzog er sich.

Nun wandte sich der Rittmeister der Front zu, die Pfeife verschwand in der Tasche.

„Nicht rauchen," knurrte er über die Schulter. „Sie bleiben hier", wandte er sich dann an den Feldmeister, „und beobachten vor allem das Hintergelände."

Vorsichtig gingen wir weiter bis zu den am weitesten feindwärts stehenden Bäumen. Da lag links vor uns Rudsjaty von leichten Nebeln verhangen, kaum 1 Kilometer entfernt. Man hörte Geräusche von drüben: Hämmern, sogar einzelne Stimmlaute. Die Aufgabe der Patrouille war, den Standort der Posten festzustellen. Der Posten bei Rudsjaty war von früheren Patrouillen



Stoßtruppkavallerie



Artillerie geht in Stellung



Maschinengewehr-Stellung



Minenwerfer „fertig zum Feuern“

her längst bekannt. Er stand noch an derselben Stelle, wovon wir uns überzeugen konnten. Deutlich sah man durch das Glas seinen Kopf aus dem Schützengraben ragen. Nie sah er in die Richtung der Baumgruppe, bei der wir standen, sondern lediglich in die Richtung der großen Landstraße Rudsjaty—Stjeki.

„Da muß noch ein zweiter weiter rechts stehen," flüsterte der Rittmeister mir zu. Gerade gegenüber unserer Baumgruppe befand sich auf Seiten der Roten ein von ihnen besetztes Gehöft, Salatz, in dem ohne Zweifel ein Posten stehen mußte, doch einzelne Bäume und ein Hügel benahmen uns dorthin die Sicht. Zwischen der feindlichen Front und der Baumgruppe, etwa 150 Meter von uns entfernt, stand auf freiem Felde eine elende kleine Bauernhütte mit einem Nebengebäude. Auf diese wies der Rittmeister: „Von dort aus hat man gute Sicht, da müssen wir hin!" Wie wir am hellichten Tage, vor den Augen der feindlichen Posten, ohne jede Deckung dorthin gelangen sollten, war mir unverständlich. Doch für den Rittmeister gab es keine Schwierigkeiten. „Wir gehen einzeln, Karabiner auf dem Rücken, Kolben nach oben. Wenn die „verdächtigen Gesichter" uns dann auch sehen, so halten sie uns für Panjes. Nie werden sie annehmen, daß wir Weiße sind, dazu sind sie doch viel zu dämlich!" Und gemächlich trat er aus der Baumgruppe hervor und schlenderte langsam auf die Hütte zu. Nach einer Weile folgte ich ebenso. Das Unerhörte glückte, kein Schuß fiel, wir blieben unbemerkt. Regungslos standen wir nun an der feindzugekehrten Seite der Hütte. Die Bauernfamilie brachte sich innen fast um vor Angst, weil sie glaubte, sofort würden feindliche Granaten ihr Anwesen gänzlich zerstören. Des Jammerns war kein Ende. Eifrig suchten unsere Gläser — die Sicht war vorzüglich, alles greifbar nah. Zwei Unterstände fielen sofort auf, doch schienen sie nur für den Notfall gebaut zu sein, da während der halben Stunde unserer Beobachtung niemand aus- noch einging. Nur der Posten war nicht zu finden, und vorhanden mußte er doch sein. Ein Wagen fuhr in Begleitung mehrerer Soldaten drüben aus dem Gehöft, dann erschien ein Soldat hinter einer Hausecke mit einem Eimer und goß ihn in weitem Bogen aus. Nur der Posten fehlte.

„Da steckt der Schuft, der verdächtige," sagte endlich der Rittmeister mit breitem Grinsen, ohne das Glas abzusetzen. „Sehen Sie das zweite Haus von links mit dem ungleichmäßigen Strohdach, am rechten Ende — die Spitze, die wie ein Strohbündel

aussieht, das ist seine Mütze. Da, da, jetzt dreht er sich her. Sehen Sie?"

Tatsächlich, das war er, durch ein Loch im Giebel des Strohdaches hatte er seinen Kopf gesteckt. Hätte er sich nicht bewegt, so wäre er noch lange unentdeckt geblieben. Dazwischen tauchte das vermeintliche Strohbündel auch ganz in der Dachluke unter. Damit war das letzte Glied der Vorbereitungen für die große Patrouille der nächsten Nacht gefügt. Noch einmal wurde der Aktionsplan durchgesprochen. Der Durchbruch sollte ca. 2 Kilometer weiter links erfolgen, weil dort den feindlichen Stellungen ein Sumpf vorlag, aus dem sie schwerlich einen Angriff erwarten konnten, dann sollte von der Durchbruchsstelle der 3 Kilometer lange Brückenkopf bis Rudsjaty aufgerollt werden.

Nichtsahnend stand der Bolschewistenposten auf dem Boden des Hauses und wandte seinen Kopf nach allen Seiten.

„Morgen brauchst du nicht mehr Posten schieben, du Oller," murmelte der Rittmeister.

*

Am Abend des gleichen Tages saßen wir beim Schein einer kläglichen Petroleumlampe in einer kümmerlichen Panjebude, in der wir einquartiert waren, zu beiden Seiten eines weißgescheuerten rohen Tisches und rauchten schweigend unsere Pfeifen. Die gelieferten Chesterfield-Zigaretten schmeckten uns nicht. Jeder überdachte noch einmal die Einzelheiten des Planes und der Vorbereitungen. Immer wieder blickte der eine den andern an, als wollte er etwas sagen, doch jedesmal wurde es unterdrückt: es lohnte sich nicht, Möglichkeiten zu erwägen, die den andern ebenso tausendmal beschäftigten. Draußen wurden Schritte hörbar, darauf klopfte es an die Tür. Es erschienen zwei Herren aus dem Bataillonsstabe, die Kornetts v. G. und A.

„Aha, die Herren vom Stabe interessieren sich," rief Rittmeister B. belustigt. Das Wort „Stab" hatte in seiner Betonung stets einen ironischen Beigeschmack von Etappe. Die Karten wurden ausgebreitet, der Plan entwickelt. Die beiden Herren waren begeistert, der Rittmeister hatte sie in seiner großzügigen, draufgängerischen Art mitgerissen.

„Wie stark wird denn ihre Patrouille sein?" erkundigte sich einer der Herren.

„Eine Gruppe, ein leichtes, ein schweres M.-G."

„Weiter nichts?"

„Weiter nichts."

Einige Augenblicke erstaunt-ungläubigen Schweigens. Dann lachten die Stäbler laut, weil sie meinten, sie würden plump zum besten gehalten. Und wir lachten noch lauter, weil jene das annahmen.

Lange dauerte es, bis sie von der Wahrheit überzeugt waren.

„Zu gerne würde ich so eine Patrouille mitmachen," sagte plötzlich Kornett A.

„Aber bitte, meine Herren, kommen Sie mit. Um 2 Uhr nachts antreten hier auf dem Hof."

Kornett v. G. hatte einige Bedenken wegen der bevorstehenden schlaflosen Nacht, aber A. wollte auf jeden Fall mit, da willigte auch er ein.

„Also abgemacht, um 2 Uhr!"

„Abgemacht, auf Wiedersehen!"

„Nur eins, meine Herren, ist Bedingung: Sie müssen sich meinen Anordnungen fügen und sich nicht einmischen," rief der Rittmeister B. ihnen nach.

„Jawohl!" Die Tür fiel ins Schloß. —

„Die Schlachtenbummler!" —

*

Den 26. Oktober, 2 Uhr nachts.

Stockfinstere sternlose Herbstnacht umgab die auf der Dorfstraße von Dabor angetretenen Landeswehrleute. Weder der Vordermann, noch der Nebenmann war zu sehen; alle schwiegen, nur das Anschlagen an die Waffen tönte metallisch stumpf durch die Finsternis. Eine fiebrig freudige Erregung bemächtigte sich eines jeden.

Zum letzten Mal wurden die Waffen durchgesehen, Patronenbänder und Handgranaten verteilt, die Gewehre geladen und gesichert, die M.-G.'s und die Stege, die zum Uebergang über die bis zum Rande mit Wasser gefüllten Sumpfgräben dienen sollten, auf einem Wagen verstaut. Der Rittmeister kam. „Stillgestanden!" Ein Ruck, der im Dunkeln besonders hart klang. „Augen — rechts!"

Ich erstattete Meldung.

„Danke schön. Augen gerade — aus! Rechts — um! — Rechts schwenkt — ohne Tritt — marsch!"

Die kleine Kolonne von 18 Mann einschließlich Offiziere setzte sich in Bewegung, begleitet von dem saugenden Geräusch der sich aus dem aufgeweichten Lehmboden lösenden Stiefel und dem Knarren des Wagens.

„Was, Sie gehen ohne Mäntel?" fragte der Kornett v. G. den Rittmeister, der weit voraus die Spitze führte.

„Selbstverständlich, alle gehen Patrouille ohne Mäntel, die behindern nur."

„Aber es ist doch hündisch kalt! Bei so einem naßkalten Nebel." Er hatte seinen Pelzkragen aufgeschlagen.

„Sie werden schon schwitzen, Sie eingewickeltes Kaninchen," lachte der Rittmeister. Solche Brutalitäten mußte man sich schon von ihm gefallen lassen, denn sie waren scherzhaft gutmütig vorgebracht.

Wir waren durch die vielen Patrouillen trainiert und gingen trotz des grundlosen, ausgefahrenen Lehmweges einen guten Schritt. Die untrainierten Herren vom Stabe dagegen hatten es nicht leicht, bald blieben sie zurück, aber der Rittmeister feuerte sie mit geheimer Schadenfreude an.

„Meine Herren, das geht nicht," flüsterte er ihnen zu. „Offiziere müssen immer vorne vor und nur auf dem Rückzuge hinten nach sein."

Bald schwitzten sie wie die Bären. Um Schritt zu halten, mußten sie sich von Zeit zu Zeit in Trab setzen.

Schon vor dem Dorfe Stjeki wurde diesmal rechts abgebogen. Es konnte sich im Dorfe doch ein Spion finden, der die Roten von unserem Kommen benachrichtigte. Der Weg wurde immer schlimmer, stellenweise ging es durch Wasser. Kornett v. G. schimpfte, er hatte halbhohe Schuhe mit Reitgamaschen an. Natürlich waren die längst mit Wasser vollgeschöpft. Der Wagen polterte durch alle Gräben hinterdrein. Es war vollkommen windstill, und durch die neblige Luft hörte man die Dorfhunde von nah und von weit her anschlagen. Plötzlich ein Rufen von hinten. „Was ist da los? Seid doch hier still, verdammte Kerle!" polterte der Rittmeister.

Die Kolonne hielt. Es stellte sich heraus, daß die Deichsel des Wagens gebrochen war.

Kostbare Zeit verging mit vergeblichem Suchen einer Deichsel in dem nächsten Gehöft und Reparaturversuchen. Eines war klar: noch vor Anbruch der Helligkeit mußte der Durchbruch geglückt, d. h. der Stacheldraht durchschnitten sein, sonst konnten

wir wieder umkehren. Hindernisse zum ersten Mal! Sollte das eine Vorbedeutung haben? Soldaten neigen zum Aberglauben.

Der Rittmeister entschloß sich, den Wagen liegen zu lassen, um nicht noch mehr Zeit zu verlieren. Die M.-G.'s und die Stege mußten getragen werden. Das geschah, aber nur langsam kamen wir vorwärts. Der Uhrzeiger rückte bedenklich vor, und noch war der zu passierende Sumpf nicht erreicht. Es wurde womöglich noch dunkler. Jedes laute Wort war verboten. Seinen Vordermann in der Reihe sah man nicht, man hörte ihn nur. Der Rittmeister wollte das Tempo noch ein wenig beschleunigen, und dadurch kam es, daß ein Mann plötzlich keinen Hintermann mehr hatte. Wo waren die Abgetrennten geblieben? Wieder Aufenthalt. Die Spannung stieg: werden wir zur Zeit kommen? Endlich waren sie durch leise Pfiffe gefunden, sie hatten nicht zu rufen gewagt. Der Sumpf kam, die Stege funktionierten glänzend. Nun waren wir nicht mehr weit. „Seitengewehre, Handgranaten festhalten, damit sie nicht klappern," gab der Rittmeister leise durch.

Das Ziel, ein kleiner Hügel, ca. 100 Meter vor dem feindlichen Posten, war erreicht. Noch war es dunkel. Drüben stand, wie wir von früheren Patrouillen her wußten, eine Scheune, an deren linkem Ende sich ein von einer roten Feldwache besetzter Unterstand befand. Ungefähr auf halbem Wege zwischen dem Hügel und der Scheune lief der Stacheldraht. Annähernd 1 Kilometer weiter rechts lag ein größeres vom Feinde besetztes Dorf jenseits des Uschaflusses. Von dort war also nur Flankenfeuer zu befürchten.

Die beiden M.-G.'s wurden auf dem Hügel aufgebaut, das leichte gegen den Unterstand gerichtet, für den Fall, daß das Ausheben der roten Feldwache mißglücken sollte, das schwere M.-G. sollte das Dorf rechts unter Feuer nehmen. Das Kommando auf dem Hügel erhielt ich. Zu sehen war in dem Moment noch nichts. Jedes Geräusch mußte vermieden werden, der leiseste Laut konnte uns verraten. Der Rittmeister gab die letzten Anordnungen:

„Wenn Durchbruch geglückt, unverzüglich folgen."

Dann verschwand er mit einigen Mann in der Dunkelheit, um den Stacheldraht zu zerschneiden. Während ein Mann schnitt, mußten zwei den Draht halten und die Enden vorsichtig auseinander biegen, damit sie nicht klirrten.

Minuten allerhöchster Spannung vergingen auf dem Hügel, die Dämmerung hatte begonnen, so daß die Gegenstände der näheren Umgebung schon alle zu erkennen waren. Atemlose Stille. Da — ein Knacken der Drahtschere. Verdammt, wie laut man das hörte! Und dann — mir setzte der Herzschlag aus — jemand hustete laut und vernehmlich. Wer war der Tölpel, der in diesem Moment durch eine Unvorsichtigkeit das Unternehmen zum Scheitern bringen konnte? Nun waren wir verraten! Atemlos erwarteten wir den Alarmschuß von drüben — doch nichts erfolgte. Ein freudiges Verstehen huschte über unsere Gesichter: das war der Bolschewistenposten gewesen! Jetzt hörte man ihn auch gehen.

Plötzlich tauchte der Rittmeister aus dem Dunkel auf: „Fertig! Es kann losgehen!" und verschwand wieder.

Es bestand der Plan, von beiden Seiten um die Scheune herumzugehen, den Posten zu entwaffnen und dann den Unterstand, womöglich ohne Schuß, auszuheben. Es wurde heller, man unterschied vom Hügel die Konturen der Scheune, auch das Dorf rechts erschien im Nebel. Wieder verstrichen Minuten des Wartens.

Plötzlich von drüben mehrere Stimmen, ein Schuß und der Knall zweier krepierender Handgranaten, dann wieder Stimmen, aus denen sich Rittmeister B.'s lautes Fluchen deutlich hervorhob. Ein Meldegänger kam zu mir gelaufen: „Befehl vom Rittmeister, das Dorf rechts sofort unter Feuer nehmen!" Das mußte ein Mißverständnis sein, denn dort regte sich nichts und nach alter militärischer Regel soll man ohne Ziel nicht schießen. Also ich schoß nicht. Da kamen auch schon die ersten Gefangenen an und zugleich ein zweiter Befehl: „Sofort nachrücken!" Ein Mann wurde mit den Gefangenen zum zerbrochenen Wagen geschickt. — Niemand war verwundet, die Handgranaten hatten gegen die Tür des Unterstandes geworfen werden müssen, weil die Feldwache sich scheinbar nicht ergeben wollte. Es war ein Glück, daß ich mit dem M.-G. nicht geschossen hatte, denn trotz der Handgranaten waren die Roten unbegreiflicherweise nicht alarmiert worden. Inzwischen wurde es ganz hell, aber ein dichter Nebel machte eine Sicht nur auf 100 Meter möglich, was für uns außerordentlich günstig war. Es wurde ausgeschwärmt, an beide Enden der Schwarmlinie kam je ein M.-G.

Dann ging es vorwärts hinter dem feindlichen Stacheldraht mit der Front auf Rudsjaty. Ein Posten, der mit dem Rücken

zu uns stand, bemerkte uns erst, als wir schon nahe an ihn herangekommen waren. Nie vergesse ich den Ausdruck des Staunens in seinem Gesicht und die Gebärde des Schreckens, mit der er das zum Schutz gegen die Nässe über den Kopf geschlagene Bresenttuch und sein Gewehr fallen ließ, um die Hände zu erheben. Im nächsten Gehöft wurden 12 Mann aus der Stube geholt, die sich kampflos ergaben, sie mußten ihre Gewehre an einem großen Stein im Hof zerschlagen, was sie mit wahrer Wonne taten. „Jetzt ist dieser Krieg für uns zu Ende!" sagte einer, jedes Wort mit einem Schlag begleitend. Die Gefangenen waren uns lästig, denn sie erforderten Begleitmannschaften, die wir nicht missen konnten, unser Häuflein war zu klein. Von den Gefangenen hatten wir erfahren, daß im nächsten Gehöft, Salatz, der Kommissar einquartiert war. Also schnell, der mußte gegriffen werden.

Die Schwarmlinie näherte sich Salatz. Auf dem Hof stand ein angespannter Bauernwagen. Plötzlich sah ich den Kornett A. aus der Schwarmlinie vorspringen und auf ein Fenster schießen, aus dem sich durch die Scheibe hindurch ein Flintenlauf herausschob. Beide Schüsse erfolgten fast gleichzeitig, dann aus dem Fenster noch ein zweiter. Kornett A. wollte scheinbar hinter dem Wagen Deckung nehmen, aber er fiel hin. Im selben Augenblick warf auch schon unser Feldmeister G. eine Handgranate in das Fenster, die Explosion war so gewaltig, daß die Scheiben nach allen Seiten herausflogen. Der Kommissar mußte erledigt sein, das schien festzustehen. Doch weit gefehlt, der Raum, in dem die Handgranate explodierte, erwies sich als leer, offenbar war der Kommissar zur Gartenseite durch ein Fenster entwischt. Das Feuergefecht dauerte nur kurze Zeit, ein roter Sanitär ergab sich, einen Mann fanden wir tot auf der Landstraße, ob es der Kommissar war, ließ sich in der Eile nicht feststellen. Rudsjaty war aber jetzt alarmiert. Im Schützengraben sah man einige Rote in der Richtung auf Rudsjaty verschwinden. Es galt den verwundeten Kornett A. umgehend abzutransportieren. Er wurde von dem Sanitär verbunden und auf dem im Hof befindlichen Wagen auf Stroh gebettet. Kornett v. G. erbot sich, ihn zu begleiten. Die Wunde sah anfänglich so harmlos aus, daß sogar Witze darüber gemacht wurden. Selbst A. versuchte zu lächeln, kein Schmerzenslaut kam über seine Lippen und doch war er zu Tode getroffen. Im Lazarett erlag er später dieser Verwundung. Ehre seinem Andenken!

Rechts von Salatz befand sich eine Brücke über die Uscha. Nun bestand die Gefahr, daß die Roten von dort aus Zuzug erhielten. Daher entschloß sich der Rittmeister, das schwere M.=G. unter meinem Kommando bei Salatz zu lassen, um die Brücke unter Feuer nehmen zu können. Selbst wollte er mit der Infanteriegruppe und dem leichten M.=G. Rudsjaty nehmen. Inzwischen hatte ein starkes Schneetreiben eingesetzt. Große nasse Flocken fielen in dichten Massen vom Himmel und zerschmolzen sofort. Alle Mann der M.=G.=Mannschaft und ich, bis auf einen, der die Gefangenen zu bewachen hatte, standen auf Posten, und unsere Blicke suchten die dichten Schneewirbel zu durchdringen. Nach allen Seiten mußte beobachtet werden. Das M.=G. war gegen die Brücke in Stellung gebracht. Bei dem höchstens 1 Kilometer entfernten Rudsjaty war ein lebhaftes Feuergefecht im Gange, aus dem man unser leichtes M.=G. heraushören konnte. Zu sehen war nichts. Verirrte Kugeln summten über uns weg. Wieder lange Minuten der Spannung und des Wartens. Meine Unruhe stieg, als über eine Stunde um war. Da hatte etwas nicht geklappt. Eben wollte ich das Kommando dem M.=G.=Führer übergeben, um mich von der Gefechtslage zu überzeugen, als im Schneegestöber ein Schatten erschien, der ständig wuchs und merkwürdige Formen annahm; schließlich erkannte man einen Mann mit einem Pferd, dann noch einen und noch einen. Das konnten doch nicht die Unsrigen sein. Aber doch — sie waren's! 13 Beutepferde — die Freude war groß! Das Gutshaus Rudsjaty war von den Roten geräumt worden, die Pferde hatten sie zurückgelassen. Wir hatten weiter keine Verluste. Die feindlichen Stellungen wurden verlassen. Die Beute und die Gefangenen voran, zogen wir wieder auf der Landstraße nach Stjeki, der Wagen mit der zerbrochenen Deichsel war inzwischen repariert worden und nahm unser M.=G. auf. Im Nebel hinter uns prasselte noch stundenlang das Infanterie= und M.=G.=Feuer, und als wir schon bei Stjeki waren, griff noch eine Batterie ein. „Die ollen Dusel werden wohl noch tagelang ihre eigenen Stellungen beschießen," lachte der Rittmeister.

Arnold Boettcher

Nitzgal

(11. November 1919)

Zwei Wochen schon lebten wir in der Erde, in den Unterständen, die von der Düna bis Bruhwer, der Stellung der



Gewehrreinigen



Goggel-Moggel



Bahntransport



Ein Unterstand in Lettgallen

1. Schwadron des Stoßtrupps, verstreut waren. Wir alle hatten unser neues Heim liebgewonnen und hätten mit keiner Panjehütte der Welt mehr getauscht. Und so war der November herangekommen. Es schneite eintönig. Weiß lag das Land.

Täglich ging im Morgengrauen eine aus zwei Mann bestehende Patrouille bis nach Zargrad. Niemals stieß sie auf einen Feind. Als die Letten Ende Oktober das Vorfeld geräumt hatten, waren die Feinde nicht nachgestoßen. Sie hatten sich weiter südlich befestigt. Ihre Linien waren etwa 15 Kilometer von den unseren entfernt. An dem Abschnitt unserer Schwadron trieben sie nicht einmal Patrouillen vor. Es wäre auch schwer gewesen, denn vor unserer Stellung breitete sich das Gelände klar und übersichtlich aus. Die anderen Formationen wurden mehr beunruhigt. Ihre Stellungen gingen mitten durch den halbgefrorenen Sumpf und dünnen Birkenwald. Unbemerkt konnte man sich ihnen nähern. So wurde die 6. Schwadron mehr als einmal angegriffen.

Vor der Front unserer Schwadron aber verhielten sich die Feinde passiv. Desto kühner waren unsere Patrouillen. Sie streiften bis hinter Zargrad, allerdings ohne etwas auszurichten. Wir hatten Ruhe.

Nicht aber unser Zugführer, der Fähnrich v. F. Er mußte irgendeinen großen Plan schmieden, denn er verbrachte ganze Nächte auf Patrouillengängen weit vorn. Und wir fingen an zu ahnen, daß ein Unternehmen — ein großes Unternehmen — damit zusammenhänge. Tag für Tag gingen der Fähnrich und unser Schwadronsarzt auf weite Patrouillen. Nach Serguntowo. Hart an die feindlichen Stellungen heran.

Der 10. November brachte uns Klarheit. Der Befehl war kurz und knapp. Die Schwadron sollte sich bereit halten. Dreißig Mann wurden ausgesondert, um die Stellung während der großen Operation besetzt zu halten. Alle anderen sollten mit. Der ganze Stoßtrupp sollte sich daran beteiligen. Wir sollten in Nacht und Nebel an die Feinde herangehen, uns durch die Stellungen hindurchschleichen, eine Batterie umgehen und sie dann erobern. Die Hauptaufgabe — den Sturm auf die Haubitzbatterie — hatte die 1. Schwadron. Gleichzeitig mit dem Angriff auf die Geschütze sollte bei der Station Nitzgal die Bahn gesprengt werden. Eine Sprengabteilung kam mit uns. Dann sollte im Hetztempo der Rückmarsch zu unserer Stellung angetreten werden.

Es herrschte freudige Erregung. Eilig bereiteten wir alles vor. Prüften die Gewehre, füllten Munition auf. Wir bekamen an diesem Tage extra gute und viele Verpflegung: Fleisch und Rauchwurst. Das Abendessen um den kleinen Tisch verlief einsilbig. Und sehr früh gingen wir schlafen.

Um zwölf Uhr wurde die krachende Tür aufgerissen. Eiseskälte strömte herein. „Essen holen," brüllte eine Stimme. Verschlafen rappelten wir uns auf und zogen uns, verschlafen und über das ganze Unternehmen, den Stab und unser verfehltes Leben fluchend, langsam an. Aber die heiße Suppe belebte uns schnell. Halb angezogen um den Tisch herum sitzend, löffelten wir sie aus. Dann machten wir uns fertig. Es war Zeit. Um ein Uhr sollte die Schwadron auf der Landstraße antreten. Eilig zogen wir die Mäntel an, schnallten um und zogen die wollenen Kopfschoner um die Ohren. Dann knallten wir die Tür hinter uns zu und gingen in die eiskalte Nacht hinaus. Der dunkle, warme Unterstand blieb zurück. Wir gingen schweigend. Der Schnee knirschte unter den Schritten. Am schwarzen Himmel funkelten klar und kalt die Sterne.

Die Landstraße war erreicht. Dunkle Silhouetten von Pferden und Menschen. Leises Sprechen. Weiterhin Umrisse einer Wagenkolonne. Die Pferde schnoben in der Kälte. Wir gingen ins Bauernhaus, in dem die Leute vom schweren Maschinengewehr lagen. Brechend voll war die erleuchtete Stube. In Mänteln, das Gewehr zwischen den Knien, saß man umher und wartete. Endlos schlich die Nacht. Dann mußten wir hinaus. In langer Reihe standen die inzwischen angekommenen requirierten Bauernwagen auf der weißglitzernden Straße hinter dem Stacheldraht. Ueberall dunkle Gestalten. In Gruppen, einzeln. Der ganze Stoßtrupp war versammelt. Sogar ein Zug Artilleristen. Sie sollten mitkommen, um die erbeuteten Geschütze und Protzen sofort zu bespannen, oder, wenn es nötig wäre, umzudrehen und zu feuern.

Dann ging es los. Die Gruppe R. erhielt den Auftrag, vorauszufahren und aufzuklären. Die Wagen verschwanden in der Dunkelheit. Nach einiger Zeit das Kommando: Erste Schwadron ... an die Wagen! ...

Wir sprangen auf. Die vierte Gruppe bildete die Spitze. In endloser Reihe folgten die anderen. Langsam ging es los. Der Schnee knirschte unter den Rädern. Wir fuhren durch die neutrale Zone. Wir saßen schweigend, die Karabiner über die

Knie gelegt. Eiskalte Nacht. Ich fror trotz des Mantels und der Handschuhe furchtbar. Hochragender Wald schob sich zusammen. Mächtig und schwarz. Die Sterne glitzerten durch die regungslosen schneebeladenen Wipfel.

Durch Zargrad fuhren wir. Hütten rechts und links, Ruinen. Kein Mensch und kein Licht. Schwarze Fensterhöhlen. Und wieder Schneeland im gespenstischen Licht.

Die Kälte war zu furchtbar. Wir sprangen ab und gingen neben den Wagen her. Die Füße waren wie abgestorben und gefühllos. Erst beim Gehen begannen sie zu schmerzen wie von tausend Nadelstichen. Die Hände tief in die Taschen vergraben, den Karabiner am Riemen, gingen wir schweigend vorwärts.

Wieder eine Anhöhe. Glitzernde Bäume. Endlose Schneeweite. — Aber dort auf der Landstraße — vor uns — da standen Gestalten. Die Pferde hielten. Wie Schatten glitten wir von den Wagen und in den schneeverwehten Graben. Wie Katzen, schweigend, gebückt, krochen wir lautlos heran. Immer näher. Die Gestalten standen regungslos. Unsere Sicherungen knackten. Wir schoben die Gewehre vor. Lagen tief in den Schnee gewühlt am Grabenrande. Waren es feindliche Vorposten, so mußten sie möglichst ohne Geräusch unschädlich gemacht werden. Eine so günstige Gelegenheit für das große Unternehmen konnte nicht so bald wiederkommen. Da klang eine bekannte Stimme. Wir sprangen auf. „Hier Gruppe R. — wer da?"

„Erste Schwadron, Spitze!"

Lachend krochen wir aus dem Graben und gingen den Kameraden entgegen. Leise und hastig berichtete R. Sie wären noch auf keinen Feind gestoßen. In den Gesinden, die noch etwa 500 Meter weiter lägen, sei noch alles ruhig. Kein Licht und kein Mensch zu sehen.

Rechts wurden die Umrisse von Häusern sichtbar. Ein verschneiter Weg trennte sich ab. Wir hielten. Posten wurden ausgestellt. Dann gingen wir zu den Häusern. Dumpfe Schläge gegen Fenster und Türen. Innen wurde es lebendig. Licht flackerte auf. Ein Bauer erschien auf der Schwelle. Wir strömten hinein. Wir sollten hier auf die anderen Schwadronen warten, die ein wenig später ausgefahren waren.

Dicht, ganz dicht beisammen saßen wir erstarrt und erfroren auf den Bänken. Ein Kienspan leuchtete schwach. Immer mehr füllte sich das Zimmer. Warm war es... so warm... Kragen wurden geöffnet, Handschuhe abgezogen.

Wir saßen und rauchten. Gesprochen wurde nicht viel. Die Erwartung hatte uns gepackt. Verängstigt standen die Bauern in einer Ecke.

Der Rittmeister ging unruhig auf und ab.

Dann kam Fähnrich v. F. herein. Ein Wink. Und wieder schritten wir hinaus in die Nacht. Die Wagen blieben hier zurück. In tiefster Stille mußte der Marsch durch die feindlichen Stellungen vor sich gehen.

Wieder waren wir auf der Landstraße. In dunklen Haufen, kaum erkennbar, standen die anderen Schwadronen. Leise Kommandos wurden weitergegeben. Die schwarze Kolonne setzte sich in Marsch. Dann wieder Halt und flüsternde Beratung. Lang zogen sich die Schwadronen auseinander. Eine dünne Verbindung wurde hergestellt. Dann verließen wir die Straße und gingen ins Schneefeld hinein. Ich war einer der Verbindungsleute zwischen der Spitze und der ersten Schwadron. Der Vordermann war kaum zu sehen. Kaum erkennbar als dunkle Silhouette in der Finsternis. Hinter mir auf weite Entfernung nichts. Dann folgte der nächste Verbindungsmann. Dann wieder einer und noch mehrere. Hinterher folgte das Gros.

Gräßlich war der Marsch. Noch dunkler war es als zuvor. Der Himmel hatte sich bewölkt. — Ich war ganz allein. Ich hatte nur das eine Gefühl: Wenn du hier die Verbindung verlierst, bist du selbst verloren. Mitten zwischen Feinden. Und ich rannte weiter durch den Schnee, bis die schwarze Gestalt wieder undeutlich sichtbar wurde.

Stunde auf Stunde. Nichts zu sehen. Dann und wann Halt. Irgendwo war die Verbindung abgerissen. Langes Warten. Stehen in der eisigen Kälte.

Da schlugen Schüsse durch die Dunkelheit. Ein Maschinengewehr ratterte. Und dann wieder Schweigen. Müdes Stampfen durch den tiefen Schnee. Es war wohl nur das gewohnheitsmäßige Postenschießen der Feinde.

Erstes, frühestes Morgengrauen. Noch alles schwarz und tot. Aber Umrisse werden erkennbar. Waldecken. Weiße Felder. Kein Haus und kein Weg. Nur Schnee. Allmählich sieht man klarer. Die schwarze Gruppe der Leute an der Spitze. Die auseinandergezogene Linie der Verbindung. Und hinten die dunklen Haufen des Gros.

Dann war wieder die Verbindung mit der Spitze abgebrochen. Ich ging aufs Geratewohl vorwärts. Das Gros konnte nicht

weiter. Die Lage war nicht die beste. In abgehackten Pausen polterten hier und dort Maschinengewehre. Wir waren dicht vor den feindlichen Stellungen.

Ich lief. Immer hastiger. Der eisige Morgennebel war grau und undurchsichtig. Dann mußte ich abbiegen. Ich konnte sie nicht finden. Ich war froh, wenn ich noch auf die Schwadronen stieß. Und ganz allein im Sumpf, zwischen den Stellungen, ohne Karte. —

Von weitem rief mich jemand an: v. R., der kleine Rittmeister. Er hatte die Spitze gefunden, das heißt, versprengte Verbindungsleute. Wir hasteten zurück. Gräben, ein Bohlenweg. Und dort gingen Leute vor uns, in hastigem Schritt. Das Ende der Kolonne, die 6. Schwadron. Ich stürmte vorüber. Endlich hatte ich meine Schwadron erreicht. In langer Linie marschierte alles auf dem Knüppeldamm.

Die Ordnung war wiederhergestellt. Ein schwieriger Teil des Unternehmens war gelungen. Der Bohlenweg war erreicht. Er führte gerade durch die Stellungen des Feindes. Um sie zu umgehen, mußten wir durch Wald und Sumpf hindurch. Der Knüppeldamm selbst war stark besetzt.

Wir marschierten in langer Kolonne. Rechts und links verschneiter Sumpf, dünner, verkrüppelter Moorwald. Ein grauer, kalter Morgen. Wir froren nicht. Glühend heiß waren wir von dem schweren sechsstündigen Marsch. Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Die Hauptarbeit, das Durchschleichen der Front, stand uns noch bevor. Aber wir waren alle guter Stimmung. Wir spürten keine Müdigkeit. Die Erwartung peitschte uns. Hastig und schweigend gingen wir im Schleichmarsch auf dem Bohlenweg.

Dann verspürte ich nagenden Hunger. Mühsam holte ich aus dem Brotbeutel hinten am Koppel ein Stück Brot. Steinhart war es gefroren. Ich biß mir daran fast die Zähne entzwei. Es schmeckte nach Eis und war feucht und klitschig. Aber es war doch immerhin etwas.

Dann ging es vom Bohlenweg ab ins Dickicht hinein. Eine dünne Schlangenlinie wand sich durch das leise knisternde Unterholz. Behutsames Vortasten — Umsehen — Weitergehen. Immer halb gebückt. Die elenden entlaubten Bäume boten kaum Schutz.

Immer weiter durch den Sumpf, durch gefrorenes Röhricht, Grasbüschel. Fähnrich v. F. immer voran. Er war der einzige, der den Weg wußte — nein, nicht wußte, nur ahnte, mit

dem Instinkt des Jägers. Der Kommandeur, der mit uns ging, war nur Schlachtenbummler. Ebenso alle anderen Offiziere. Man war dem Fähnrich auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Eine falsch verfolgte Fährte, eine versäumte Wendung — und wir liefen rettungslos den feindlichen Maschinengewehren vor den Lauf. Sehr erbaulich war das Gefühl nicht. Und würde er sie auch finden, diese vielleicht zweihundert Meter breite Lücke in der bolschewistischen Maschinengewehrstellung, dieses Stückchen Sumpf, durch das 160 Mann bei hellem Tage durchkriechen mußten? Es schien nicht so. Wieder begann in allernächster Nähe dumpfes Maschinengewehrfeuer. Wir warfen uns in den Schnee, nahmen die Gewehre von der Schulter und warteten.

Warteten lange Minuten. Nichts zu sehen als graues Gestrüpp, weißer Schnee und regungslos kauernde Gestalten. Wir atmeten kaum. Unausgesetzt feuerte das Maschinengewehr. Rollend und unregelmäßig arbeitete es. Dem Ton nach ein Maxim.

Wir lagen regungslos. Teufel — alle Teufel, wenn sie uns gesehen hätten! Man hätte das Leben von uns 160 um ebensoviele Zigaretten haben können.

Und dann das Scheußlichste. Man sah nichts! Keine drei Meter weit. Man hörte nur das Gepolter und ahnte die unmittelbare Nähe der Feinde.

Dann wurde es still. Noch ein paar Sekunden lagen wir. Vielleicht war es Stille vor dem Sturm. Aber nein. Es wurde so ruhig, wie zuvor. Langsam richteten wir uns auf, und der Kriechmarsch begann von neuem. Hinein in einen zugefrorenen Graben ging es. Langsam, Mann für Mann. Wir krampften uns in Grasbüschel, in Wurzeln am Grabenrande fest und schoben uns auf dem glatten Eise vorwärts. Hier und da brach einer ein. Das Eis trug schlecht. Wir krochen und glitschten. Der Fähnrich voran, dann die Spitze, zu der ich gehörte. Hinterher schweigend Mann an Mann. Wir waren in der Höhe der feindlichen Maschinengewehre.

Langsam — glitschen — kriechen, auf allen Vieren kriechen, krampfhaftes Festhalten — platzendes Eis, hervorsprudelndes Wasser — kriechen — fallen — da schlug es wieder los. Das Maschinengewehr. Wie rasend. Und die Kugeln pfiffen und zischten über unsere Köpfe.

Wieder atemloses Horchen, auf dem Eise kniend... Entdeckt! ... in dieser Situation...

Das Maschinengewehr ratterte weiter. Unablässig pfiff es. Ob sie uns gesehen hatten? Oder nur das Wogen des Schilfes im Sumpf?

Fähnrich v. F. blieb ruhig. Und wir warteten. Wieder wurde es still. Wieder krochen wir weiter im gefrorenen Graben. Dann nach links hinauf und in den Wald. Hier wurde gehalten. Erschöpft warfen wir uns hin. Langsam krochen die anderen hinterher. Die Schwadronen verteilten sich im Walde. Wir lagen matt ausgestreckt im Schnee und spürten nichts von der Kälte. Mann an Mann. Leichte Maschinengewehre und Munitionskisten standen im Schnee umher. Am Grabenrande unter schneebedeckten Bäumen saß der Kommandeur. In einem Pelz und den Karabiner auf den Knien. Vor ihm stand der Fähnrich und erklärte. Aufmerksam hörten wir alle zu.

Das Durchschleichen war gelungen. Wir waren etwa zwei Kilometer hinter den Stellungen. Jetzt mußten wir noch weiter, immer durch Wald und Sumpf, um hinter die Geschütze zu kommen. Noch etwa 10 Kilometer. Uns war es gleichgültig. Auf zehn Kilometer mehr oder weniger kam es nicht mehr an. Wir verspürten keine Müdigkeit. Uns erfüllte die zitternde Erwartung des Jägers, der auf edles Wild pürscht.

Wonnevoll waren die paar Minuten der Ruhe. Der Fähnrich war mit Hanno B. vorausgeschlichen, um zu erkunden, ob der Knüppeldamm, den wir kreuzen mußten, frei sei. Bis er zurückkam, hatten wir Ruhe.

Die Patrouille kam zurück. Alles in Ordnung. Wieder begann der Gänsemarsch, das Schleichen. Aber es war leichter als zuvor, denn der Wald war hoch und ohne viel Unterholz.

Der Bohlenweg war nahezu erreicht. Da tönte Lärm. Scharfe Rufe. Wir stürzten vor, zum Fähnrich. Auf dem Knüppeldamm stand ein Wagen, und vor dem Fähnrich ein Kerl in hoher schwarzer Pelzmütze, mit einem roten Stern auf der Brust und einem umgehängten Offizierssäbel. Er hatte sich ergeben, nachdem ihn der Fähnrich auf dem Knüppeldamm überrascht hatte. Sofort wurde er entwaffnet.

Es war ein Kerl mit einem abstoßend roten und widerlichen Gesicht. Der Typus eines ausgebrochenen Sträflings. Er wurde der Obhut des dritten Zuges übergeben. Stumpf ging er mit.

Weiter ging es. Uns schien es, als gingen wir beständig im Kreise durch den Wald. Mehr als einmal glaubten wir fest, daß wir uns rettungslos verirrt hatten. Aber der Fähnrich

ging ruhig und bestimmt. Er schien seiner Sache sicher zu sein. Ab und zu ein kurzer Halt, ein Blick auf den Kompaß, und es ging weiter.

Wieder Halt. Der Wald war hier dichter als zuvor. Drei oder vier schmale Schneisen führten ins Dickicht. Hier trennten sich die anderen Schwadronen. Sie sollten unbemerkt an die feindlichen rückwärtigen Stellungen herangehen, aber erst angreifen, wenn sie das Feuer der vorgehenden ersten Schwadron, die die Geschütze stürmen sollte, hörten. Dann sollte der Kampf auf der ganzen Linie entbrennen.

Wir warteten, bis die langen grauen Reihen sich geteilt hatten und im Walde verschwunden waren.

Dann setzten wir uns in Marsch. Fähnrich v. F. sah auf die Uhr. Eine halbe Stunde noch, dann waren wir da. Leise wurde die Nachricht von Mann zu Mann weitergegeben. Die Mienen erhellten sich. Also kam es doch zum Kampf. Unsere Mühe und der verfluchte Marsch waren doch nicht umsonst gewesen. Schneller, hastiger bewegte sich der Zug durch den schweigenden Winterwald.

Wieder kamen uns zwei Menschen entgegen. In Pelzmützen und schwarzen Röcken. Ohne einen Laut wurden sie festgenommen.

Wieder begann das Schleichen. Eine endlos scheinende Schneise. Dichter Wald und Gestrüpp zu beiden Seiten. Jetzt wurden wir doch allmählich müde. Zwölf Stunden dauerte schon der Marsch, dazu etwa die Hälfte des Weges mit Munitionskisten. Die Leute vom Maschinengewehr konnten nicht mehr alles allein tragen.

Endlich Halt. Der letzte Halt. Vor uns schimmerte durch die Bäume kahle Schneefläche. Der Wald hörte dort auf, und noch weiter vorne lagen die Stellungen. Der erste und dritte Zug verschwanden rechts und links im Dickicht. Der Kommandeur und der Fähnrich blieben bei uns.

Die Offiziere standen und berieten. Wir traten hinter das Gesträuch, in Gruppen gesammelt, machten uns fertig. Setzten die Mützen fester, schnallten das Koppel enger, sahen nach dem Verschluß der weißüberzogenen Karabiner.

Ich dachte nur immer das eine: wann geht's los... wann geht's los.. schneller.. schneller...

Man mußte wohl warten, bis die anderen Schwadronen ihre Ausgangspunkte erreicht hatten.



Schützengraben vor Lievenhof
September 1919



Batterie Siewert beschießt das Dorf Russina
5. Januar 1920



Der Wintervormarsch in Lettgallen



Auf Posten an der Sinjuchafront

Da — eine Bewegung. Der Fähnrich winkte hastig. Die Offiziere verschwanden, sie hatten sich hingeworfen. Wir fuhren nieder. Sahen angestrengt durch das Gestrüpp. Lauernd wie Katzen.

Da knirschten Schritte. Näher. Zwei Männer kamen heran. In russischen Mützen und Mänteln. Die Gewehre umgehängt. Immer näher. Dreißig Schritt, zwanzig —

Die Aeste knackten unter ihren Schritten. Sie blieben stehen. Und plötzlich drehten sie um und rannten davon. Hinter uns war jemand hochgefahren. Mit einem Satz sprang er aus dem Dickicht und stürzte ihnen nach. Wir sprangen auf und rissen die Gewehre hoch. Aber schon waren sie verschwunden.

Und da kam der eine auch schon zurück. Vor ihm ging waffenlos mit erhobenen Händen einer der Feinde, zitternd und mit kreidebleichem Gesicht. Der andere war entkommen.

Nun gab es kein Zögern mehr. In wenigen Minuten konnte der Entflohene alles verraten haben.

Wie der Blitz spielte sich dann alles Weitere ab.

„— Zweiter Zug — folgen —!"

Los ging es. In hastigem Laufen an den Waldrand. Die Karabiner klirrten, die Patronenkisten der Maschinengewehrleute klapperten gegen die Seitengewehre.

Der Wald hörte auf. Weiße Fläche senkte sich zu einem vereisten Bach. Jenseits stieg es wieder an. Hier und da Gesinde. Wir schwärmten aus. In großen Abständen. Rannten vorwärts. Der Kommandeur, der seinen Mantel abgeworfen hatte, und der Fähnrich voran. In wildem Rennen die schneeverwehte Fläche hinunter.

Noch immer Schweigen.

Wir waren am Bach. Die vierte Gruppe voran. Sprangen aufs Eis. Hanno B. schlug lang hin, raffte sich auf. Hinüber. Keuchend klommen wir am anderen Ufer empor. Noch immer alles still. Nur das Gesinde oben am weißen Abhang — und die graue dahinstürmende Schützenkette.

Wir kletterten wie die Katzen. Rutschten zurück, krochen im stiebenden Schnee wieder hoch. Das Gesinde war erreicht. Wir sprangen über den Zaun, stürmten rechts und links von den Scheunen wieder übers Schneefeld.

Da ein Ruf: „Hinwerfen!" Wir stürzten in einen Graben, bis an den Hals in den Schnee. Der Fähnrich stand im Schutze des Hauses und beobachtete. Schreiend liefen die aufgeregten

Bauersleute ins Haus. Vor uns wieder Schneefläche, die sich langsam senkte. Vereinzelte Gesinde.

Und noch immer alles totenstill.

Ich blickte mich um. Ich sah eigentlich nur noch unsere Gruppe beisammen. Alle kauerten im Schnee. Die anderen waren teils mehr rechts, zum ersten Zug hin, die anderen mehr links.

Wieder der Wink.

Das Rennen begann von neuem. Wir jagten über die Ebene.

Und da — mit einem Schlage begann das Feuern. Es kam aus den Gesinden vor uns. Es pfiff und gellte uns um die Ohren. Wir bückten uns ein wenig, aber rannten noch toller. Immer toller wurde der Hagel. Das grelle, helle, zwitschernde Knallen eines ganz nahe feuernden Maschinengewehrs.

Weiter, weiter!

Ein Drahtzaun. Hinüber, unten durch. Einer blieb hängen. Der Mantel wurde zerfetzt... weiter, weiter...

Immer toller das Feuer, immer rasender, da aus den Gesinden heraus. Wir hörten es kaum. Wir stürmten wie in einem Wettrennen ums Leben.

Weiße Fläche. Gesinde, von denen her es knatterte und knallte. Ein Bahndamm. Und da — in Deckung der hohen Böschung, in Feuerstellung — zwei Geschütze. Protzen daneben.

Wir sahen es. Und dann gab es kein Halten mehr. Wir verdoppelten die Anstrengung, keuchend, schwer atmend liefen wir, aber noch schneller. Ich hörte kein Pfeifen und Knattern mehr. Ich sah nur noch die zwei Geschütze! In wildem Rennen sah ich mich um. v. M. und ich stürmten voran. Die Ordnung löste sich auf. Ein langgezogenes wildes Hurra.

Links von uns eine Mulde. Mit einem gemauerten Tunnel führte der Bahndamm darüber weg. Und da am Damm die Haubitzen...

Hurra — a — a —

Und dann sahen wir die Feinde. Vorn, rechts und links von uns liefen sie in wilder Flucht über die Schneefelder. Man konnte sie nicht zählen. Wie graue Feldmäuse hasteten sie durch das eintönige Weiß. Hier und da krachten auch schon auf unserer Seite Schüsse.

Ich feuerte nicht. Was wollten wir mit den Kerlen? Die Batterie wollten wir haben! Schneller... zweihundert Schritt noch... Das Feuer der Feinde wurde schwächer. Waren wir in Deckung gekommen, oder hatten sie die Gesinde geräumt?...

Ganz gleich... Die Batterie! Da sah ich unter mir einen Mann in der verschneiten Mulde, wie er dem Tunnel zuhastete. Ich blieb stehen, feuerte, setzte ab — gerade noch früh genug, um erkennen zu können, daß der Mann im Tunnel verschwand...

Und dann waren wir an den Geschützen. Ich klatschte mit der Hand auf eines der grauen Rohre — unser bist du, mein Freund.

Die anderen kamen heran, fast atemlos. M. und ich klommen mühsam die hohe, steile Bahnböschung hinan. Mit dem Gewehr als Stütze und mit den Händen in schneeverwehtes Gestrüpp greifend, ging es. Und dann waren wir oben.

Da liefen die Feinde. Querfeldein durch die Schneewüste. Hier einer, da einer. Wie die Wahnsinnigen.

Wir beide warfen uns hart nebeneinander auf die Geleise. Schuß auf Schuß krachte aus den glühenden Gewehren. Die dunkeln Gestalten boten auf dem weißen Hintergrunde ein gutes Ziel.

Auf dem Bahndamm erkannte ich nun auch meinen Mann von vorhin. Jetzt hagelten unsere Kugeln auf ihn nieder. Wieder brach er zusammen. Halb sitzend lag er im Schnee. Und da zog er etwas aus dem Gurt. Ein schwacher Knall hallte deutlich erkennbar durch die dröhnenden Schläge unserer Gewehre, zu uns herüber. Er sank zusammen.

Wir wandten uns anderen Zielen zu. Ueberall, wenn auch in weiterer Entfernung, liefen sie noch. Unsere Gewehre mußten herausfeuern, was sie hergeben konnten.

Dann stürzten wir den Bahndamm hinunter, um das Gesinde rechts zu erreichen. An dem toten Feinde vorüber, der sich selbst erschossen hatte. Er war blutüberströmt. Ueberall Schußwunden.

Das feindliche Feuer war noch stärker geworden. Im Dorfe gegenüber hatten sie sich verschanzt und leisteten erbitterten Widerstand. Mehrere von den Unsern lagen und standen in Deckung des Hauses und eines dünnen Lattenzaunes und feuerten verzweifelt. Wir hasteten den Berg zum Gesinde hinan. Die Kugeln pfiffen noch toller. Die Feinde mußten mit Maxims feuern. Für Gewehrfeuer hagelte es zu dicht. Wir keuchten heran. Es pfiff und gellte uns um die Ohren. Eine Kugel schlug dumpf in die gefrorene Erde unter meinen Füßen. Schnee und Sand spritzte auf.

Und dann waren wir in Deckung. Rannten ebenfalls an den Zaun und feuerten in rasender Hast, so schnell, wie nur immer die rauchenden Verschlüsse sich aufreißen und zuschlagen ließen. Schuß auf Schuß knallte heraus. Hinter dem Zaun stehend, kaum in Deckung, stützten wir die Gewehre auf die Zaunbretter und feuerten fast ohne abzusetzen. Immer ins andere Gesinde hinein, in die Fenster, in die Scheunen, auf die kribbelnden Gestalten. Aber es half nichts. Das Geknatter der Feinde wurde eher immer stärker. Ihre Kugeln klatschten in einem ununterbrochenen Hagelschauer in Zaun und Hauswand. Ein wahres Wunder war es, daß niemand von uns verwundet wurde. Aber wir fühlten uns auch scheußlich. Sechs Mann waren wir und konnten gegen die Massenwirkung der feindlichen Maschinengewehre nichts ausrichten. Wütend brüllten und winkten wir nach rechts und links und nach hinten nach einem von unseren Maschinengewehren. Aber der Teufel konnte wissen, wo sie steckten. Und wir konnten, bis sie endlich herangekommen waren, längst zusammengeschossen sein.

Herrgott noch eins ... Schuß — Schuß ... wieder ein Rahmen ... Verbissen standen wir hinter dem Zaun und zielten und feuerten und feuerten ... wieder ein Rahmen. Halbleer waren die Patronentaschen. Und dann fingen auch die versandeten und pulververschleimten Gewehre an zu versagen. Immer schwerer drehte sich der Verschluß herum. In rasender Wut schlugen wir mit den Seitengewehren und Steinen auf die Kammerstengel, bis sie sich auf- oder zudrehten.

Herrgott — nur ein Maschinengewehr, nur eine einzige von diesen so viel gelästerten Spritzen — und wir waren gerettet ...

— „Das Maxim," brüllte v. M. mit einem Male. Er hatte es erspäht. Da lag es hinterm Zaun, in Deckung des feindlichen Gesindes, und ließ Gurt auf Gurt durchrasseln. Kaum zu sehen in seiner Deckung.

— Gebt es ihm!

— Immer feste!

Von neuem feuerten wir; mit Erbitterung und kaltblütig zielend. Immer in das graue Gesinde, fünfhundert Meter etwa entfernt von uns, von dem es herüberknatterte und heranpfiff.

Schuß auf Schuß ... Die Gewehre glühten, unsere Ohren wurden vom ewigen Krachen taub und gefühllos. Wir arbeiteten

wie die Maschinen: feuern, Kammern aufgerissen, zugeschlagen, wieder angelegt — krach — krach — ohne Ende.

Und da verstummte das feindliche Feuer mit einem Male. Wir hatten die Maschinengewehrmannschaft zusammengeschossen. Sie war geflohen und hatte das blutgefleckte Maximgewehr zurückgelassen.

Das Gefecht flaute ab. Die Feinde waren in wilder Flucht zersprengt. Allmählich kam Ordnung in unsere vollständig aufgelösten einzelnen Gruppen. Der Führer des ersten Zuges ging heran und befahl uns, die Verbindung nach rechts aufzunehmen. Ab und zu ratterten noch Maschinengewehre in abgehackter Folge. Langsam gingen wir nach rechts, zur Linie des Bahndammes. Dort lag die Station Nitzgal. Hier und da flüchteten noch vereinzelte Gestalten über den Schnee. Schüsse krachten hinter ihnen her. Die Dämmerung brach allmählich herein. Ueber drei Stunden hatte der Kampf gedauert.

Der Rückmarsch begann. Mit gesenkten Köpfen in einem dichten Haufen gingen die Gefangenen. In Gruppen, ohne Ordnung, marschierten wir. Hinter uns her wurden Pferde getrieben, die zur Batterie gehörten. Dann kamen die eroberten Geschütze.

Noch ein kurzer Halt an einem Gesinde. Wir kamen fast um vor Hunger. Brot, Butter und Milch, in riesigen Laiben und ganzen Kannen, brachten die zu Tode erschrockenen Bewohner heran. Wie die Raubtiere fielen wir darüber her. Wir tranken in wilder Gier, daß die Milch auf Kragen und Mantel tropfte.

Durch den Flecken Nowoje ging es durch. Dicht gedrängt standen die Menschen vor den Häusern und sahen ängstlich auf unseren hastigen Vorbeimarsch. Infanterie, einzeln, mit umgehängten Gewehren, mit offnen, halbleeren Patronentaschen, Mannschaften mit Kugelspritzen und Kisten. Pferde, Wagen, Geschütze, Haufen von Gefangenen, Protzen, wieder verstreut hastende Infanteristen. Im Eilmarsch gingen wir. Ich bemitleidete die Menschen. Ihre Hoffnung auf Befreiung war vergeblich. Wir mußten wieder in unsere Stellungen zurück. In wenigen Tagen konnte die Rote Armee wieder ihre geräumten Stellungen beziehen.

Die Landstraße von Dünaburg nach Kreuzburg war erreicht. Jetzt ging es geradeswegs zu unseren Stellungen zurück. Die Dämmerung sank unmerklich. In langer Reihe zog sich die Stoßtruppe dahin.

Rekko Maurach

Feldwache

Ein klarer stiller Winterabend. Eisig kalt ist es. Ich stehe auf Posten auf der Feldwache. Blutrot geht die Sonne jenseits der Düna unter. Lange blaue Schatten auf dem rosigen Schnee. Die bereiften Bäume und Sträucher glitzern. Mir zu Füßen die gefrorene Düna. Weiter nach oben, zu den Bolschewiken hin, eine offene Stelle. Mit dem Glase erkennt man darauf Hunderten von Punkten, die sich durcheinander bewegen. Enten. Drüben fällt ab und zu in der Ferne ein Schuß. Rollendes Echo.

Allmählich versinkt die Sonne. Die Kälte macht sich bemerkbar. Der Schnee unter den Füßen knirscht. Ein Blick auf die Uhr — es ist Zeit, nach Hause zu gehen. Steifgefroren klettere ich den steilen Abhang hinunter und gehe ins Häuschen. Gemütlich sitzen die Kameraden da und scherzen mit den beiden Mädchen. Allgemeiner Aufbruch. In bester Stimmung wird der Heimweg angetreten. Am Bahndamm trennen wir uns von denen der ersten Gruppe. Vor uns liegt Bruwer. Davor der Stacheldraht — eine lange Linie, in der Ferne verschwindend. Vorne empfängt uns der Posten freudestrahlend — Kantinenwaren sind angekommen. Und dazu noch die nächste Nacht postenfrei! Schnell ins Haus. Alles steht um den Tisch herum, wo die Herrlichkeiten ausgepackt und verteilt werden. Kondensierte Milch, Marmelade, Zucker, Zigaretten.

Ein gemütlicher Abend. Eine Gruppe sitzt am Tisch und spielt Karten. Wir liegen auf den Pritschen, ausgezogen und lesen. Neben jedem brennt auf dem umgestülpten Stahlhelm ein Lichtstummel. Zigaretten im Munde. Neben jedem eine Dose kondensierter Milch. Und dazu das herrliche Gefühl, daß man die nächste Nacht durchschlafen kann. Was braucht man mehr, um vollkommen glücklich zu sein?! Anton Lenz †

Der letzte Vormarsch

Es war ein grau-nebliger Januartag des Jahres 1920, als die letzte Etappe des Vormarsches nach Rußland begann. Trotz der Kälte lag soviel Feuchtigkeit in der Luft, daß wir kaum zehn Schritt weit sehen konnten. Die nasse Atmosphäre saugte sich in die Kleider ein, und kleine Eiskristallchen bedeckten unsere Mäntel und Karabiner. Es war kein richtiges Vormarschwetter, wie wir es gewohnt waren, mit klirrendem Frost und sternklarer

Nacht. Wir waren froh, daß wir bei unserer Kolonne waren, keiner hatte Lust, sich in den klebrigen Schnee zu werfen, zu laden, zu zielen, abzudrücken und dann doch nicht zu treffen.

Vor uns lag die X-Schwadron im Gefecht. Scharf und abgerissen klang das Feuer durch den Nebel zu uns herüber, und weil wir nichts sahen, so unterschätzten wir die Entfernung, in der das Gefecht stattfand. — Dann und wann sang eine Kugel über uns hinweg, und wir hörten von links das abgehackte Bellen und Krachen unserer Panzerzuggeschütze. — Langsam und wortlos gingen wir auf der glitschrigen Landstraße, und nur manchmal stieß jemand einen derben Fluch aus, wenn er ausglitt und hinzufallen drohte.

Ein paar dunkle Punkte tauchten aus dem Nebel auf, es waren drei tote Soldaten, alle drei waren Chinesen. Scheußlich sahen die Kerls aus, mit ihren fahlen mongolischen Gesichtern und den schwarzen Haaren. Ihre Schlitzaugen waren halb offen, und so sahen sie noch falscher aus, als sie in Wirklichkeit waren.

Ein Meldereiter trat aus dem Nebel und fragte nach dem Begleitgeschütz. Wir hielten, — das Geschütz fuhr vor und protzte ab. Wir standen alle herum, den Kragen hoch aufgeschlagen, den Karabiner mit dem Lauf nach unten, die Hände in den Taschen vergraben, sahen zu, wie das Geschütz feuerte, und hörten, wie das Geschoß irgendwo in den Nebel hineinheulte. Dann ging es wieder langsam weiter. Das Gefecht brach ab, die X-Schwadron ging vor. Im Dorf lagen wieder ein paar Chinesen und ein paar Rotgardisten. Das Geschütz hatte gut geschossen und gut getroffen, und der Russe war wohl baß erstaunt, daß sein Feind schon fast hinter seinem Rücken mit Artillerie vorging.

Da kam das Kommando: „Z-Schwadron fährt vor!" — Wir hatten also die Spitze und das bis zum letzten Tage des Vormarsches. Gleichzeitig wurde die Marschrichtung geändert. Wir gaben den direkten Kurs auf die Kreisstadt auf und wendeten uns scharf nach Osten, um tief in den Rücken der feindlichen Truppen einzuschneiden und die Kreisstadt in großem Bogen zu umgehen.

Es waren die letzten Tage in unserem großen Kriege und so abenteuerreich, daß sie sich unausmerzlich in unsere Gemüter einprägten.

In dieser letzten Zeit hielt uns nur die deutsche Kameradschaft zusammen, denn — das wußte ein jeder — wir waren verloren, wenn wir auseinanderliefen. — Zerschlissen und zerlumpt das feldgraue Zeug; verhungert und müde — so zogen wir im Januar 1920 nach Rußland hinein und warteten auf das wirkliche Ende des Weltkrieges.

Nun fuhren wir durch tiefen Schnee, ohne Weg und Steg, durch dick und dünn unserem Ziele entgegen. Vor uns mußten drei Schlitten Spitze fahren, und in kleinem Abstande folgte die Kolonne unserer Schwadron. So durchbrachen wir, drei — vierhundert Mann, die Front der roten Nord-Westarmee und, vertrauend auf unser früheres Glück, stießen wir bis zur Bahnlinie vor, die von Rositten nach Moskau führte.

Wir hatten es uns gemütlich gemacht und lagen zugedeckt, mitten im Stroh und Heu vergraben, in den niedrigen Bauernschlitten, die nur wenig einsanken und mehr über den Schnee wegglitten. Meist döften und träumten wir vor uns hin, denn wenn es vorne losginge, würden wir schon durch ein paar Schüsse aufwachen. Es war kälter geworden; der Nebel fiel, alles mit Rauhreif bedeckend, und die Sonne leuchtete matt als eine rote Kugel durch eine Dunstschicht hervor. Der Wald war weiß, und der Weg war weiß, die Pferde weiß bereift, und auf unseren Kragen und Mänteln hatte sich der Atem in weißen Kristallen niedergelegt.

Langsam trabten unsere ausgemergelten Pferdchen dahin. Langsam zog die Winterlandschaft an uns vorüber. Ab und zu sahen wir in der Ferne einen Bauernhof oder ein Dorf, dann wieder bewaldete Hügel, die sich nur schwach von der weißen Schneefläche abhoben. Hin und wieder fuhren wir durch einen Morast oder durch Jungwald. Manchmal schwankte und schaukelte unser Schlitten, wenn die Kufen in eine Grube oder über einen verschneiten Stubben fuhren. Vor uns fuhr ein Teil unserer Schwadron und hinter uns sahen wir, wie eine endlose Reihe von Schlitten sich durch den Wald schlängelte.

Es mochte so gegen Mittag gewesen sein, als unser Schlitten mit einem Ruck hielt. Gleichzeitig fielen vorne ein paar Schüsse.

Im Nu waren wir auf, sprangen in den Schnee und liefen nach vorne, einen Patronenrahmen ins Gewehr schiebend. Unsere ersten Schlitten waren bis an den Waldrand herangefahren. Wir sahen auf Felder mit hohem Gestrüpp, an denen unsere drei



Maschinengewehr-Nest in Sljadewo



Schützenstellung



Patrouille im lettgallischen Birkenwald



Ausbau der Stellungen bei Rosenowo

Spitzenschlitten hielten, kreuz und quer standen sie, klar zur Flucht übers Feld. Auf einer Anhöhe befanden sich einige Bauernhäuser, zwischen denen man ein dunkles Gefährt erkennen konnte. Unsere Spitze — etwa acht Mann — lag in schlechter Deckung hinter Sträuchern und in einem Graben. Deutlich konnten wir sehen, wie die schwarzen Gestalten im Schnee anbackten, zielten und schossen, gebückt vorliefen und sich wieder in den Schnee warfen. Dann standen sie auf und gingen, das Gewehr in der Hand, auf die Häuser zu. Wir folgten in Reihe, die M.-G.-Schlitten begleiteten uns. Oben auf der Anhöhe trafen wir mit unserer Spitze zusammen. Vor einem Bauernhause stand ein Wagen mit zwei russischen Soldaten daneben, die ihre Gewehre weit fortgeworfen hatten. — Es sei Kommissargepäck, das sie in das Dorf so und so bringen müßten. — Das war richtige Kriegsbeute, und schon stießen ein paar Seitengewehre in die Koffer, daß die Deckel lossprangen. Eine Tasche mit Toilettensachen, ein paar Schächtelchen fielen heraus, — einer bückte sich danach, öffnete eines, eine weiße Puderwolke stob umher.

*

. . . Nach kurzer Zeit fuhr dann auch unser Schlitten an, und die Kolonne setzte sich wieder in Bewegung. Das Wetter hatte sich verschlechtert, — grau und tief hingen die Wolken herunter und die Landschaft wurde öde und traurig. — Wir fuhren über einen See. Eine weiße Fläche, soweit man sehen konnte, und nur die schwarze Schlange, die darüber zog und die an mancher Stelle einige Lücken hatte, wenn ein Gaul schon gar zu müde war und nicht mehr recht Verbindung halten konnte. Bald war die Abwechslung vom Mittag vergessen und die allbekannte Müdigkeit und Mattigkeit befiel einen. — Nie habe ich auf diesen weglosen Fahrten richtig schlafen können, und nur ein halbwacher Traumzustand ließ die Zeit schneller verstreichen. Kaum ein Wort wurde gesprochen. Leise knarrte das Lederzeug, oder die Eisenhaken der Deichseln quietschten in ihren Oesen, — und manchmal hörte man einen Schnalzton des Panje, der sein müdes Pferd aufmunterte. Hin und wieder sah man auf und erblickte immer dasselbe Bild: weiße Hügel und Wald, Fläche mit Büschen, in der Ferne ein Dorf oder ein Gehöft. — Die Dämmerung brach allmählich herein, und nun wurde es noch trauriger und trüber, wie am Tage. — Einmal hörte ich, wie N. neben mir sagte:

— „Die Kolonne ist wiedermal abgerissen. Wo die Panjes wohl stecken mögen? — — Ko—lon—ne ab—ge—rissen!! Langsam fah—ren!“ — brüllte er mit gezogenem Tone nach vorne.

— „Wird wohl wieder ein Gaul schlapp gemacht haben.“

Wir saßen in unseren Schlitten und fingen wieder an zu dösen, denn müde, hungrig und durchfroren waren wir und doch zu faul, um aufzustehen und uns warm zu laufen, — lieber sich gar nicht rühren, obschon das Kreuz schmerzte und die Beine uns abtaubten. — Vor uns fuhr ein Teil unserer Schwadron, und hinter uns hatten wir noch einen Schlitten, dann war die Kolonne abgerissen und irgendwo zurückgeblieben. Schadet nichts, wird uns schon wieder einholen; — abermals brüllte jemand:

— „Ko—lon—ne ab—ge—rissen, lang—sam fah—ren, wei—ter—ge—ben!!“ —

Wir aber trabten ruhig weiter ... Wer mochte wissen, wie lange, wie weit wir noch zu fahren hatten. Wir sehnten uns schon sehr nach dem warmen russischen Ofen, nach einer Tasse heißen Tee, nach einem Bündel Stroh, wo man sich hinwerfen konnte, um das Wachsein zu vergessen, — und vor allem danach, das Koppel loszumachen und den Mantel auszuziehen, denn die Patronen und das Seitengewehr fingen gegen Abend immer an zu drücken; auch krabbelte es hier und da, daß man keine Ruhe fand, — kurz, das ewige Fahren war einem langweilig geworden.

Gegen fünf Uhr nachmittags brach die Dunkelheit herein: wir fuhren wieder einmal durch Jungwald, als unsere abgerissene Kolonne uns einholte. Es muß aber nur ein Teil gewesen sein, denn im Dämmerlicht zählten wir ca. 10 Schlitten. So ging es weiter, und wir befanden uns nun in der Mitte der Kolonne.

Ein jeder wartete auf das Ende der Fahrt. Langsam fiel bei so manchen der Kopf vornüber, und immer erwachte man in dem Moment, wenn man durch die Erschlaffung der Muskeln aus dem Schlitten zu fallen drohte.

Wie wir längere Zeit so gefahren waren und es fast Nacht geworden war, kam Sch. vom hinteren Schlitten zu uns herangelaufen, wie wir das so manchmal taten, um den steifen und kalten Beinen etwas Bewegung zu machen. Er setzte sich auf unseren Schlitten, wie wir das häufig machten, wenn wir uns auf den langen Märschen gegenseitig besuchten.

— „Hört mal," sagte er zu uns, „die da hinter uns im Schlitten sprechen nur russisch, wir haben es ganz deutlich gehört."

— „Wird wohl unser Koch und Schuster sein!" — sagte W. Denn wir hatten so manchen Russen unter unseren Fahrern, die wir irgendwo früher erbeutet und die sich als ganz brauchbare Kerls erwiesen hatten.

— „Nein," sagte Sch., „manchmal sprechen sie weder deutsch, noch russisch. Weiß der Teufel, was da hinten los ist!" —

Da kam der andere Mann vom Schlitten hinten zu uns herangelaufen.

— „Dahinten stimmt was nicht?" sagte er, „das ist nicht unsere Kolonne. Die sprechen kein Wort deutsch." —

Sollte wirklich eine Bolschewikenkolonne sich uns angeschlossen haben, in der Meinung, wir gehörten zu ihnen, weil wir schon so weit im Rücken waren? — Denkbar wäre es immerhin. Nun konnte die Sache interessant werden.

Fast stockdunkle Nacht, mitten im Walde, — hinter uns zehn Bolschewikenschlitten. — Wir wickelten uns aus unseren Decken und sprangen hinaus, — au — verflucht, die Beine waren steif geworden. Wir liefen vor zum nächsten Schlitten.

— „Herrschaften!" sagte W. leise, „hinter uns scheint eine Bolschewikenkolonne zu fahren!" —

— „Ach, red keinen Blödsinn! — ist ja ausgeschlossen!" —

— „Doch, doch," sagte er, „die Leute sprechen nur russisch!" —

Sch. lief zum nächsten Schlitten und alarmierte, dann weiter vor zum Kornett. — Der sprang von seinem Gefährt und ließ die Kolonne im Schritt an sich vorüberfahren ... wir taten das gleiche ... und standen links und rechts von unserer vorüberfahrenden Kolonne im Schnee ... alle nahmen ihre Pistolen heraus ... der Panje hatte sich ins Heu vergraben und sich so klein, als nur möglich gemacht ... unser Schlitten kam langsam heran ... tausend Gedanken und Möglichkeiten jagten einem durch den Kopf ... wir versuchten die Finsternis zu durchbohren ... unser Schlitten fuhr vorüber ... im Schritt näherte sich unser letztes Pferd ... sollten wirklich in vier—fünf Meter Entfernung Rotgardisten sein? ... so nahe hatten wir sie selten gehabt ... unser Schlitten war vorbei ... langsam näherte sich der erste fremde ... unsere Herzen klopften, es zuckte in den Fingerspitzen ... wir schoben die Hebel unserer Pistolen auf „Feuer" ... was werden wir erleben? ... rot? oder weiß? ... Eine

Taschenlampe blitzte auf ... und wir sahen in die Schlitzaugen eines Chinesen ...

— „Ruki wwerch (Hände hoch). Kolonne ha—alt!" — brüllten alle gleichzeitig. Ein paar Kugeln zertrümmerten der gelben Fratze den Schädel. Wir machten einen Höllenlärm und rannten mit vorgestreckten Pistolen an die anderen Schlitten. Ein paar versuchten zu wenden, — aber schon waren unsere ersten Leute auch herbei, keiner wagte zu muckſen. Es waren nur einige Sekunden vergangen, da stand die ganze Kolonne, und die Rotgardisten saßen steif mit erhobenen Händen in ihren Gefährten. Der Ueberfall war ihnen zu plötzlich gekommen, sie hatten auch nicht die geringste Gegenmaßnahme ergriffen. Wir hatten sofort alle Schlitten umstellt, und etliche Pistolen und Gewehre waren auf jeden gerichtet. Mehrere Taschenlampen leuchteten. Die Leute mußten mit erhobenen Händen aussteigen, dann wurden sie einzeln untersucht.

Sie schienen relativ unschuldig zu sein und wurden, zu zweit aufgestellt, in die Mitte der Kolonne genommen, — vorne zwei Mann, hinten zwei Mann mit entsichertem Karabiner, — und das Ganze machte sich wieder auf den Marsch.

*

Jemand wollte wissen, daß wir nun nicht mehr weit zu gehen hätten, daß wir bald am Ziele unseres heutigen Tages seien. Wir stapften durch den Schnee, denn die meisten gingen jetzt zu Fuß, weil wir gottsjämmerlich froren und uns warm laufen wollten. Nach einiger Zeit kamen wir aus dem Walde heraus und hatten wieder weite Flächen vor uns; aus der Ferne blinkten kleine Lichterchen zu uns herüber. So ging es noch eine geraume Weile, bis wir ein größeres Dorf erreichten. Wir wurden auf die einzelnen Häuser verteilt und waren froh, als wir in die einfache russische Bauernstube traten. Wir kannten sie ja schon zur Genüge, diese primitiven Zimmer, wo jung und alt, Männlein und Weiblein, Schweine und Hühner, Katzen und Hunde zusammen hausten. Nun kamen wir Soldaten auch noch hinein. Die Leute waren es aber schon so gewöhnt und wir auch. Die jungen Schönen des Hauses wurden irgendwo am weitesten verstaut, dann kam die Alte, und als besonderer Schutz zwischen uns und der Weiblichkeit lag der Herr des Hauses. Es waren wohl paradiesische Zustände einerseits und andererseits war es wieder verdammt ungemütlich.

Im großen russischen Ofen aber prasselte ein lustiges Feuer, einige Töpfe mit heißem Wasser für Tee standen davor, Wärme war für uns das Angenehmste. Unser Gepäck wurde hereingebracht, der große Tisch zur Seite geschoben, und der Bauer mußte Stroh herbeischaffen. So gut es ging, richteten wir uns zum Schlafen ein. Auf das Stroh wurden Zeltbahnen gelegt, der Tornister auseinandergeklappt, ein paar Wäschestücke darauf gelegt und als Kopfkissen benutzt; mit Mantel und Decke deckten wir uns zu. So schliefen wir nun schon seit Monaten und hatten fast vergessen, daß im Laufe der Weltgeschichte ein Bett erfunden worden war, mit reiner, schöner Wäsche, in dem man sich ausstrecken und das weiße, glatte Leinen am Körper fühlen konnte, — oh, wie wonniglich mußte das sein. So aber klebten die alten, verschwitzten Sachen an einem, und die Miteinwohner ergingen sich darin mit wahrem Vergnügen, aber nicht für uns. So sehr wir uns auch rein hielten, wir konnten uns vor diesen Tieren nicht schützen, denn immer kamen wir in die von den Bolschewiken verseuchten Quartiere. Der Flecktyphus herrschte stark.

Nun waren wir also in unserem Quartier und ruhten uns aus. Einige saßen vor dem Ofen und sahen dem Prasseln und Knacken der Stubben zu, — ein paar andere saßen am Tisch, über dem kläglich eine Petroleumlampe brannte. Sie flickten an ihrem Zeug oder reinigten ihre Gewehre und Pistolen; unser Gruppenführer machte sich am M.-G. zu schaffen, putzte und ölte es, kam doch im entscheidenden Moment alles drauf an, daß die Dinger gut arbeiteten. Die Maschinengewehre waren unsere gefürchtetste Waffe; — wir waren ja alle zu Fuß und M.-G.-Schützen und hießen nur Schwadron.

Draußen kam unser Küchenschlitten vorgefahren; wir holten uns die fade Suppe, die keiner recht mochte, und doch aßen wir sie, weil es das einzige war, das wir erhielten, sonst konnten wir uns in diesem ausgehungerten Lande nichts erstehen. Ein paar Löffel Suppe, ein Stück Brot mit „Affenfett“, ein Trinkbecher mit Tee dazu, — das war unser Abendbrot. Wir waren froh, wenn das erledigt war, drehten uns eine Zigarette und setzten uns wieder an den Ofen. —

Um 9 Uhr mußte ich wieder hinaus und den Posten ablösen. Mir war es recht so, denn auf die Art hatte ich wenigstens für den Rest der Nacht Ruhe, kam noch in ein warmes Quartier zurück und konnte mich wieder erwärmen. Ich takelte

mich also an, steckte mir zwei Handgranaten ins Koppel und ging hinaus. Ich mußte durch einen Garten gehen, dann ein Stück übers Feld zu einer halbzerfallenen Heuscheune, die auf einer kleinen Anhöhe stand. Ich kam zur Scheune, wo unser Posten an einer Ecke lehnte.

— „Kommst du schon?" fragte er. „Die Zeit ist mir schnell vergangen."

— „Gibt's hier was Neues zu sehen?" fragte ich ihn.

— „Ach nee, gar nichts, es ist alles ruhig. Jener schwarze Busch dort," er deutete in die Landschaft hinaus, „ist ein Busch und sonst nichts weiter; und dort das undefinierbare schwarze Ding bewegt sich auch nicht, es tut nur so als ob, wenn man genau hinsieht. Am Waldrande ist auch alles ruhig, von dort kommt niemand, werden sich hüten, durch den tiefen Schnee zu stapfen. — Nur da hinten scheint eine Straße zu sein," hier wies er mit der Hand nach Nordosten, „denn man hört ganz in der Ferne Geschrei und Hundegebell, werden wohl Bolschewikenkolonnen sein, die da losziehen. — Dann noch eins; siehst du, hier längs der Wand habe ich einen Weg — bis zur Ecke vor — eingetrampelt, ab und zu geh auch dort hinüber, und dort an jenem Heuschober steht der Posten vom zweiten Zuge."

Er nahm sich die Leuchtpistole vom Halse und gab sie mir, ich hängte sie mir um.

— „Gibt's noch Tee?" fragte er.

— „Ja," entgegnete ich, „und irgendeine Drecksuppe auch."

— „Gut Nacht!"

— „Gut Nacht!"

Ich war allein. Ich vergrub meine Hände in die Taschen und ließ die Leuchtpatronen abwechselnd durch die Finger gleiten. Ganz langsam, Schritt für Schritt, um den Weg einzutrampeln, ging ich bis zur Ecke der Scheune vor. Zeit hatte ich nun in Hülle und Fülle.

Es war so märchenhaft still da draußen, manchmal meinte man die Stille zu hören. Ich konnte gut sehen, denn der Mond stand hinter den Wolken. Irgendwo in der Ferne kläffte ein Köter, wie so häufig, das gehörte schon zur Postenstimmung in den Nächten da draußen; ganz weit, am Horizont, sah ich das Flimmern einer feindlichen Leuchtrakete, und ab und zu vernahm ich das Geschrei und Geschimpf der zurückflutenden roten Horden. — Da war der Busch, — da der schwarze Fleck und dort der Wald-

rand, — ich ließ meine Blicke über die weiße Fläche gleiten bis zum Heuschober, und langsam ging ich wieder zurück.

*

Am anderen Tage in aller Frühe marschierten wir nach kurzer Schlittenfahrt zu Fuß weiter. Es war noch dunkel, ein Hundewetter — ein richtiges Schneetreiben, große, dicke Flocken bliesen uns entgegen, klebten am Mantel und wehten uns hinter den Kragen. Wir gingen durch ein Wäldchen; als wir es durchquert hatten, glaubten wir ein großes weißes Gebäude zu erkennen — einen Krug. Unsere Kolonne hielt, unser Zug ging allein weiter.

Durch einen Juden über den Weg unterrichtet, traten wir wieder hinaus, — stockfinstere Nacht, Schnee und Wind blies uns entgegen. Wir vergruben unsere Gesichter hinter den aufgeklappten Kragen und marschierten weiter durch den Wald; in einigem Abstande folgte unsere Kolonne. Schon nach kurzer Zeit hatten wir wieder eine freie Fläche vor uns. Da war der See und dort das Bauernhaus. Im Hause war Licht, wir hielten, die Angaben des Juden stimmten. — Drüben auf der anderen Seite lag das Gut, in dem sich ein Lazarett befand, und dann weiter das Dorf, wo dreihundert Sappeure stehen sollten. Das Eis war stark, wir konnten direkt hinübergehen. In Reihe, einer hinter dem anderen, marschierten wir über den zugefrorenen See. Glatt und weiß lag die Fläche vor uns, — die Morgendämmerung schien allmählich heraufzuschleichen, und drüben unter hohen, alten Bäumen lag ein großes Haus — das Gutsgebäude. Als wir fast auf der anderen Seite waren, kam uns ein Mann entgegen, es war ein Bauer, der aus dem Dorfe kam. Die Sappeure rüsteten sich gerade zum Aufbruch und spannten an, im Gute selbst sei kein Militär, nur einige Sanitäter und Schwestern. — Eine Gruppe schwenkte ab zum Gut. Wir gingen mit mächtigen Schritten weiter, denn die Kerls sollten uns doch nicht, wie so häufig, entwischen, — auf der Straße wurde ein leichter Laufschritt angeschlagen. Die ganze Schwadron war nun beisammen. Vor uns hatten wir eine kleine Anhöhe, hinter der das Dorf liegen mußte. Der zweite Zug setzte sich in Reihe und schwenkte nach rechts ab, der dritte nach links, wir gingen geradeaus. „Nicht schießen, wir wollen sie so schnappen!" wurde leise durchgegeben. Langsam wurde es Morgen, und als wir die Anhöhe erreicht hatten, sahen wir ein stattliches Dorf, vereinzelte Lichter, und mehrere Schorn-

steine qualmen. Links von uns zog eine schwarze Schlange durch den Schnee und rechts von uns. Sobald wir die ersten Häuser erreicht hatten, hängten wir unsere Gewehre um und nahmen unsere Pistolen heraus. Gleich am zweiten Hause stand ein Schlitten mit Pferd, unsere ersten Leute waren schon vorbei, da kam ein Rotgardist mit einem Gewehr in der Hand heraus.

— „Ruki wwerch!" (Hände hoch) riefen zwei von uns und hielten ihm die Pistole vor.

— „Towarischtsch, ja sche krassny! (Genosse, ich bin doch ein Roter!) meinte der naive Kerl und wollte es gar nicht fassen, daß wir keine Roten waren, — der Kerl hob noch immer nicht seine Hände und umklammerte sein Gewehr.

— „Na tebje, krassny!" (Da hast du was, Roter) — B. sprang auf ihn zu, riß ihm das Gewehr aus der Hand und stieß ihn in den Schnee, dann holte B. weit aus und schlug das Gewehr gegen einen Zaunpfosten, daß es in hundert Splitter ging. Ein paar Mann schwenkten ab in das Haus, wir gingen weiter. Auf der Dorfstraße standen Schlitten, teils beladen mit Sachen, teils nur mit Stroh und Heu angefüllt. — Da ... das M.-G. des zweiten Zuges fing an zu arbeiten, und auch im Dorfe ratterte ein Maschinengewehr. Es zwitscherte wiedermal in der Luft ... und ruckweise, gebückt, sprangen wir von Haus zu Haus. Hier ein größeres Gebäude, das Haus des Starosta (Dorfältesten), — innen war Licht, und wir erblickten durch die Fenster Rotgardisten. Die Tür wurde aufgerissen, wir drangen in den Vorraum, weiter die Tür zum Zimmer geöffnet und gerufen:

— „Ruki wwerch. Won po odnomu!" (Hände hoch. Einzeln heraustreten), und sechs oder sieben Bolschewiken mußten Spalier gehen durch eine Reihe kleiner schwarzer Läufe. Wehe allen, wenn auch nur einer gemuckst hätte. Draußen war das ganze Dorf lebendig geworden, — mehrere M.-G. knatterten, — das Ueberrumpelungsgefecht war in vollem Gange. Wir hatten also das Haus des Starosta mit Mann und Maus geschnappt und wir waren so sechs Mann im Vorraum mit vorgestreckten Pistolen, — nun war wohl der letzte Rote mit erhobenen Händen an uns vorbei ... da fällt im Zimmer ein Schuß ...

— „Der Kommissar schießt ... er wehrt sich ... Handgranate rein!"



Im Stabsquartier
(Sitzend von links: Kommandeur Graf Beissel, der Befehlshaber Oberstleutnant Alexander, Kommandeur Barth, Kommandeur Baron Hahn; stehend hinter dem Befehlshaber Stabschef Baron Rahden)



Abschiedsparade für Oberstleutnant Alexander in Pikowo 30. März 1920



Soldatenheim in Rosenowo



Der Stab des 13. Tuckumschen Infanterieregiments
(In der Mitte Oberstleutnant Kalej)

Wir stürzen aus dem Vorraum heraus und schlagen die Tür hinter uns zu.

— „Handgranate rein!"

L. steht dicht neben dem Fenster, zieht seine Granate ab, zählt, tritt vor und wirft. Die Fensterscheibe klirrt, und von innen fällt ein Schuß. L. krümmt sich leicht nach vorne und schwankt in unsere Arme. Die Lampe im Zimmer wird umgeworfen... innen fällt wieder ein Schuß, ein zweiter... ein dritter... die Granate krepiert nicht...

— „Wo ist Rittmeister S.?" wird gerufen, „wo ist Rittmeister S.??"

Innen fallen wieder ein — zwei Schüsse.

Rittmeister S. ist im Hause eingesperrt.

Es krachen wieder zwei Schüsse.

Rittmeister S. ist im Vorraum und schießt ums Leben...

Und abermals knallen dumpf zwei Schüsse.

Wir können nichts machen, weder eine Granate hineinwerfen, noch mit einem M.-G. hineinschießen, wir hätten den Rittmeister mit töten können.

Und wieder zwei Schüsse... drei... vier...

Da — ein lauter Karabinerschuß, die Tür springt auf und im Rahmen erscheint der Kommissar, in beiden Händen je einen Revolver haltend. Noch ein Karabinerschuß... er stürzt über die Schwelle und fällt vornüber auf das Gesicht.

Aus dem Vorraum tritt Rittmeister S., mit dem Gewehr in der Hand unverletzt heraus.

Inzwischen war es Tag geworden, und das ganze Dorf wurde gesäubert. Ueberallhin hatten sich unsere Leute verteilt und zogen die Bolschewiken einzeln aus den Häusern heraus.

Es kam der Befehl zum Sammeln. Wir sollten nun bis zur Bahnlinie, die nach Moskau führte, weitermarschieren; damit hatten wir unser letztes Ziel erreicht.

*

Rechts und links vom Gutshause erstreckte sich ein schöner Park mit hohen, alten Bäumen, und vielleicht in zweihundert Meter Entfernung lag die Bahnlinie nach Moskau, von der wir ein großes Stück übersehen konnten. — Nun lagen wir an der Schlagader des zurückflutenden russischen Heeres, — waren zwei Tage vor dem festgesetzten Termin hier eingetroffen und konnten noch allerhand erleben.

Wir bezogen Stellung im Park, und was an Maschinengewehren vorhanden war, wurde herangeschleift, sogar die schweren M.-G. bauten sich ein. Nun hieß es, so schnell wie möglich den Bahndamm zerstören. Sprengstoff hatten wir keinen, — eine Patrouille, die danach zum lettischen Panzerzug geschickt wurde, war auf Nimmerwiedersehen verschwunden, — sie hatte wohl auch ein trauriges Schicksal getroffen. — Wir versuchten es mit unseren Handgranaten, zehn Stück wurden unter einen Schienenstoß gelegt und dann abgezogen. Wir warteten angestrengt, aber keine einzige ging los, sie waren alle mit der Zeit feucht geworden. Wir versuchten sie loszuschießen, auch darauf wollten sie nicht reagieren, sie blieben, wo sie waren und krepierten nicht, — die Schiene blieb heil. Wir liefen zum Gut in die Schmiede, holten große Vorschlaghämmer und Eisenstangen, und wieder gings hinunter zum Bahndamm. Da hörten wir das Pusten einer Lokomotive. Es half nichts, die mußte durch und wir zurück zu den alten Bäumen. — Mit halber Fahrt kam ein Zug vorbei, bestehend aus drei oder vier Plattformwagen, die vollgepfropft mit Bolschewikenmilitär waren. Es sollte nicht geschossen werden, nur das schwere Maschinengewehr durfte versuchen, die Lokomotive zum Halten zu bringen. Es fing an — ganz allein, gleichzeitig ging ein Knallen und Knattern vom Zuge her auf uns los. Das war der Anstoß für alle anderen; alles, was nur ein Gewehr hatte, schoß auf die Plattformwagen, und unsere zwölf M.-G. eröffneten einen wahren Feuerzauber hinunter zum Bahndamm. Es war der letzte Feuerzauber, den wir veranstalteten und vielleicht der erste, der so blutig war, wie dieser. Unsere M.-G. müssen furchtbar auf den Plattformen gewütet haben, — aber die Lokomotive war nicht zum Halten zu bringen, sie beschleunigte nur ihr Tempo und fuhr durch.

Wir liefen hinunter zum Damm. Einen Augenblick zuckte ich zusammen, als ich die roten Tropfen im Schnee erblickte, die sich zu roten Strichen zusammensetzten und zwischen den Schienen weiter fortführten. — Wir durften aber keine Zeit verlieren und mußten uns an die Arbeit machen; unsere Kolonisten, mordsstarke Kerls, hieben mit den Vorschlaghämmern gegen die Muttern und Schrauben, bis sie abgeschlagen waren. Es war eine verzweifelte Arbeit. Als wir die eine Schiene von der anderen gelöst hatten, stand sie noch immer und rührte sich nicht, denn mit so und sovielen Nägeln war sie an den Schwellen ange-

schlagen; nur schnell, schnell weiter, jeden Augenblick konnte ein neuer Zug kommen. Da hörten wir schon, wie sich eine Lokomotive uns näherte; mit fiebernder Hast wurde daraufl osgeschlagen, es half nichts, schon sahen wir hinter den Bäumen den Rauch aufsteigen, — wir mußten zurück und liefen, was unsere Beine hergaben, das Stück bis zum schützenden Park. Der Schnee war tief, bis übers Knie brachen wir ein, und die Lokomotive fauchte heran. Noch einen kleinen Abhang hinauf, und wir verschwanden hinter Bäumen und Büschen, wühlten uns, so schnell es ging, eine Höhlung in den Schnee, um wenigstens gegen Sicht gedeckt zu sein. — Der Zug kam näher, es war ein Panzerzug, auf dem mit großen roten Lettern geschrieben stand: „Bronewik Trozki." —, und auf ihn sollten wir nicht schießen. Nur mit einem Auge versuchten wir über den Schnee weg zu schielen. Das Herz schlug schneller, ein Panzerzug — in zweihundert Meter Entfernung, — der flößte uns doch etwas Respekt ein. Da kam er, langsam, wie ein Mensch geht, herangefahren. Vorne hatte er zwei gewöhnliche Plattformwagen mit Schienen und Schwellen und sonstigem Reparaturzeug, es folgten zwei Geschützwagen, die bis zu den Schienen hinunter gepanzert waren. Von unserer Erhöhung aus konnten wir hineinsehen und gerade die Geschützläufe erkennen. Langsam fuhr er weiter. Ein völlig gepanzerter Wagen, der in zwei Reihen schmale Schießscharten hatte, hinter jeder von denen ein M.-G. stehen mochte. Dann kam die Lokomotive ganz in Panzerplatten eingehüllt, jedes Rad, das Gestänge, die Zylinder, alles war geschützt, und dadurch hatte sie die Form einer Lokomotive verloren. Hinter der Lokomotive fuhr wieder ein gepanzerter M.-G.-Wagen, zwei Geschützwagen folgten, und den Schluß bildeten zwei gewöhnliche Plattformwagen. Der Zug fuhr ganz langsam vor. Als er unsere Höhe erreicht hatte, stieg ein Mann aus und ging zu den ersten Wagen nach vorne. Alle Achtung, der mußte Courage haben, — wo sie doch alle unser Schießen gehört haben mußten und er nun den blutbespritzten Damm sah. Er ging aber ruhig neben dem Wagen und untersuchte das Gleis, ob sie noch durchkämen. Der Zug fuhr weiter, wir aber schwiegen, gegen diese Panzerplatten hätten wir doch nichts machen können. Wir mußten ihn also durchlassen, so sehr uns das Herz schmerzte. Als der Zug das Gut passiert hatte, stieg der Mann ein, die Lokomotive nahm schnellere Fahrt an, und bald war er hinter den Bäumen des Parkes verschwunden.

Es war doch ein eigenartiges Gefühl, dieses ungeheuere eiserne Ding an uns vorbeifahren zu sehen. Wir wagten uns aus unseren Verstecken heraus und gingen abermals zum Bahndamm hinunter. Der Zug war außer Sichtweite. Wieder nahmen wir die Hämmer zur Hand und schlugen auf die Schienennägel ein, die wir erst mit den Händen aus dem Schnee schaufeln mußten; wir schlugen sie aber nur krumm und nicht heraus und kochten dabei vor Anstrengung und arbeiteten, als ob uns der Leibhaftige im Nacken säße. Wir wußten ja genau, daß es eine vergebliche Arbeit war, — trotzdem konnten wir hoffen, daß sich noch so mancher Zug in der Falle befand, dessen einziger Ausgang hier in unseren Händen lag. Da hörten wir wieder kurz abgerissenes Pfeifen und das Stampfen und Pusten einer Lokomotive. Verdammt, — wir mußten abermals unsere Position aufgeben und uns in unsere Verstecke zurückziehen. Wir liefen das Stück bis zum Park hinauf, der Zug kam näher. Diesmal war es „Bronewik Lenin" — wieder ein Panzerzug. Langsam, nicht schneller, wie ein Mensch geht, fuhr er an uns vorüber. Wir schossen nicht, sondern lagen mit den Nasen im Schnee und schielten zu ihm hinunter. Er fuhr durch und dampfte glücklich wieder in sein rotes Paradies hinein.

*

Dann zogen wir uns auf das Dorf zurück, wo wir unser letztes Gefecht gehabt hatten, uns löste die Y-Schwadron ab. Wir erhielten Quartier in der Mühle von Pokumina, lagen hier sechs Tage und erholten uns vom letzten Vormarsch. Weit und breit war vom Feinde nichts mehr zu sehen, und nur zur eigenen Beruhigung stellten wir Posten aus. Es wurde nun so kalt, wie es nur in Rußland kalt werden kann, so daß es der Posten kaum länger als eine Stunde aushalten konnte. Bei jedem Tritt knirschte der Schnee, und wenn die Tür aufging, wurde die warme Luft in Dampf verwandelt und wirbelte in der Tür herum. — Wir waren froh, wenn wir abgelöst wurden, und uns faßte ein gelindes Grauen, wenn wir wieder hinaus mußten.

Einmal mußte ich um zwei Uhr nachts hinaus und Pendelposten zum nahen Dorf hinüberschieben. Das Gewehr hatte ich mir um den Hals gehängt, vorne im Koppel zwei Handgranaten, die Leuchtpistole baumelte mir an der Seite, den Kragen hatte ich hoch aufgeschlagen und die Hände in die Aermel des Pelzes geschoben, — so trat ich langsam zu meiner nächtlichen Wan-

derung an. — Ich war ganz allein draußen in der Natur, in der stillen, frostigen Nacht, und ging dem Nachbardorfe zu, das ich in einiger Entfernung erkennen konnte. Trotz meiner Filzstiefel klirrte und knirschte der Schnee unter mir, und am Himmel stand der volle Mond, der sein fahles Licht überallhin verbreitete, so daß ich kilometerweit sehen konnte.

Als ich eine kurze Strecke gegangen war, wendete ich mich um, und da sah ich unsere Mühle in geradezu märchenhafter Schönheit dastehen; still und geheimnisvoll war sie in das Winterbild eingefügt, zur Seite die alten, hohen, schneebedeckten Bäume des Parkes; am Fuße der Mühle lag unser Häuschen, fast zugedeckt von den gewaltigen Schneemassen, und dann, soweit ich sehen konnte, leicht gewellte Hügel, rein und weiß erglänzend.

Ich ging weiter, der Schnee glitzerte, und das Mondlicht brach sich vieltausendmal auf den kleinen eisigen Kristallen und blinkte grün und rot, blau und violett zu mir herauf. — Ich ging wie auf Scherben von Glas, und es klirrte unter jedem meiner Tritte. — Ich näherte mich dem Dorfe und erkannte die weißen Dächer, die schon von ferne leuchteten; nirgends ein Licht, nirgends ein rauchender Schornstein, überall schlafende Nacht. Ich kehrte um und ging langsam den Weg zurück.

Keinen Laut vernahm ich in dieser Winternacht. — Oder doch? — — War das nicht eben ein Köter, der zum Mond hinaufheulte? — Deutlich glaubte ich den langen, klagenden Ton zu hören. Ich stand ganz still, hörte nur das Schlagen meines Herzens und lauschte.

— Da wieder — zwei, drei waren es, die ihr Klagelied gen Himmel erhoben.

— Aber Hunde? — In dieser eisigen Nacht? — draußen?...

— Wieder vernahm ich die langen, gezogenen Töne...

— Wölfe waren es, die das Lied des nordischen Winters sangen.

— „Geht hin vors Dorf, — da liegen ein paar Tote, und macht euch ein Festessen in dieser schweren Zeit."

Ich näherte mich der Mühle... Da?... war das nicht eben ein schwarzer Schatten, der da zwischen den Sträuchern vorüberhuschte?...

— Ruhig Blut, — 's ist ja doch nur ein Mondgespinst!

— Da wieder... ein, zwei, drei schwarze Schatten glitten über den Schnee...

— Sollen das etwa auch?...

— „Ach, geht doch vors Dorf, da habt ihr ja Fressen genug, wir haben jetzt Frieden gemacht!"...

Ruhig ging ich das letzte Stück weiter.

Meine Zeit war um, ich ging in das Haus und weckte meine Ablösung.

Gerhard Pawlowsky

Unruhige Nacht

Am Nachmittag ist ein Bauer gekommen, vom feindlichen Gebiet her atemlos: heute Abend um acht Uhr wird der Feind angreifen. Er hat seine Artillerie näher herangebracht, zwei Geschütze, Verstärkungen zusammengezogen. Befehl, die von uns und von der Nachbarkompagnie besetzten Dörfer zurückzunehmen. —

Solche Bauernnachrichten sind in den meisten Fällen unzuverlässig. Sie können stimmen, sie können nicht stimmen. In diesem Falle gebietet die militärische Vorsicht anzunehmen, daß die Nachricht stimmt. —

Vorkehrungen, Alarmbereitschaft. Die M.-G.'s werden in Stellung gebracht. —

Es ist genau acht Uhr.

Ein Aufblitzen ferne hinter dem dunklen Walde, dem ein zweites, etwas links vom ersten folgt. Also mit den zwei Geschützen hat es seine Richtigkeit, mit der angesagten Zeit auch. So wird es mit dem bevorstehenden Angriff wohl auch seine Richtigkeit haben.

Jetzt, da, links von uns, wo die Nachbarkompagnie liegt, drüben, jenseits des Flusses, über dem Dorf, einen Kilometer von uns entfernt, am dunklen Nachthimmel ein grelles Aufleuchten, einmal, noch einmal. Schrapnells.

Solche ersten Schüsse sind wie das Stimmen der Instrumente vor dem Konzert. — So, da ist nun auch der Ton zu der Musik. Abschuß, Sausen, Krepieren. Das nächste Mal will ich die Sekunden zählen. — Du machst dich eigentlich lächerlich, lieber Schall, wie du hinter dem Licht zurückbleibst. Wenn die Sache vorüber, der Vorfall längst erledigt ist, dann erst kommst du an und machst Lärm. Du willst uns hinterher Schrecken einjagen. Die alte Geschichte vom Blitz und vom Donner. Der Blitz ist die Gefahr, aber der Donner macht die Angst.

Uebrigens möchte ich im Kampfe alles andere eher missen als den Lärm. Welch prachtvolles Getöse! — Ein stilles Gefecht, ein unhörbarer Tod — entsetzlich! Welches starken Mannes Nerven könnten das ertragen: die lautlose Gefahr? — Kanonendonner hat immer etwas Berauschendes. Das Getöse betäubt auf eine wohltuende, stärkende Art. Man wird heroisch, wenn es kracht. Krach machen bedeutet, sich Mut machen. Welch ein Genuß, laut zu kommandieren! Und wenn nichts mehr hilft, dann hilft noch das Hurra! Laut! laut!

Wahrhaftig, dies ist ein Hurra, und zwar ein feindliches. Was geht dort bei den Nachbarn vor? Den ersten Schüssen der Artillerie ist eine kurze Beschießung gefolgt. Dann schwieg sie. Und jetzt das Hurra-Geschrei. Also es scheint, der Feind stürmt. Frechheit! Ueberraschenderweise wird es plötzlich vollkommen still. Kommandorufe, Stimmen. Das Aufblitzen einzelner Gewehrschüsse. Infanteriefeuer. Zwei M.-G.'s setzen ein. Das Gefecht ist im Gange.

Im Dunkel der Winternacht, in der die Massen der Wälder und die Umrisse der Dörfer sich schwarz, unbestimmt und ohne jede Einzelheit von den schneebedeckten Flächen der Felder abheben, ist von dem Kampfe, der sich dort in unsrer Nachbarschaft abspielt, nichts zu sehen als eine Funkenkette kleiner Blitze. Es ist die feindliche Schützenlinie.

Um so mehr ist zu hören. Die Unsern, die wir nicht sehen, antworten. Die einzelnen Schüsse gehen bald in ein ununterbrochenes Geknatter über. Die Luft hat nicht Raum genug für die Ueberzahl der Schallwellen, die sich drängen, stoßen, aufeinanderprallen. Ein Rasseln, Reiben, Kreischen. Ein Kessel überhitzt, kocht über, schäumt. In den Wäldern rauschen die erregten Geister des Widerhalls. Und die Geister des Hasses schreien einander ins Gesicht.

„Ich hasse dich — schreien sie. Du mußt vernichtet werden. Ich schicke dir den Tod, tausend Tode. Giftige Schlangen lasse ich los auf dich, ihr Zischen ist kurz, ihr Zahn scharf, ihr Biß schnell. Der Tod hat viele Engel. Sie pfeifen dir ein Lied. Nach dem sollst du tanzen. Ja, tanze nur, laufe, springe. Du läufst mir nicht davon, du entspringst mir nicht. Ich rufe dir ein Halt zu. Eine Schlinge werfe ich dir nach. Ueber Kimme und Korn halte ich dich fest. Ich mache meinen Finger krumm, ich winke dir. Da wirfst du die Arme hoch und fällst. Nun liegst du still und stehst nicht mehr auf."

Das Gefecht flaut ab. Einzelne Schüsse noch, wie Zuspätgekommene, die etwas Versäumtes nachzuholen eilen. Durcheinanderrufen vieler Stimmen. Und als alles stillgeworden ist, bleibt noch ein Laut nach, ein seltsamer, langgezogener: irgendwo im Schnee, in der Nacht, hingefallen, liegengelassen, stöhnt ein Verwundeter. —

Gespräch am Apparat: Was war bei euch los?

— Ueberfall. Eins unserer M.-G.'s wurde überrumpelt, ging verloren. Wir haben es zurückgenommen. Der Angriff ist abgeschlagen.

— Habt ihr Verluste?

— Einen Verwundeten.

— Der Feind?

— Hat mehrere Tote zurückgelassen.

Alles bleibt in Stellung.

Fern hinter dem dunklen Walde ein Aufblitzen, dem ein zweites etwas links vom ersten folgt. — Gilt nun der nächste Angriff uns? —

Herbert von Hoerner

Rjabyje, d. 5. 2. 20.

Aus der Kompagniezeitung „Die Leuchtpistole", 2. Jahrg., Nr. 2.

Kameraden . . .

Von Gertrud von den Brincken

Die einen hier — und die andern dort,
und wer weiß, wo im Leben die dritten . . .
Und die Toten sind tot und die Zeit geht fort
mit ewig gleichmütigen Schritten.

Der eine darbt — und der andere schafft,
bis die Hände den Acker bezwangen.
Und des dritten Wunde blutet und klafft,
als hätt' er sie heute empfangen.

Und der eine ward matt — und der andre wuchs,
und der dritte verirrte im Wandern, —
den einen erweckt's und den zweiten zerschlug's —
und keiner fragt nach dem andern . . .

* * *

Aber einmal, einmal in jedem Jahr
ersteigt aus bleiernen Särgen
der Tag, der allen einst Schicksal war
weit hinter den Alltagsbergen.

Der eine von hier, und der andre von da,
und wer weiß von wie fernher der dritte,
— wie einst an den Ufern der grünen Aa
hallen wieder im Gleichklang die Schritte.

Und sie wissen wieder, warum und wem
ihres Daseins Blüte gegeben.
Wie einst vor den Feuern von Kalnezeem
sind sie wieder ein Stamm und ein Leben.

Und sie fühlen das Kreuz an der linken Seit'
Das eiserne Kreuz der Balten,
— nicht die Lübeck-Brücke nur galt's im Streit,
viel mehr gilt's zu stürmen und halten!

Und sie fühlen das Kreuz, und sie fühlen „wir!"
Und die Feuer von Kalnezeem brennen
in den Augen, die unter dem grauen Visier
des Alltags sich Brüder nennen.

— Weiß keiner vom andern, wo gestern er war,
ob er aufwärts stieg oder nieder —
aber einmal, einmal in jedem Jahr
erkennt ihre Seele sich wieder!

Die Kampfformationen der Baltischen Landeswehr

Oberstab.

Oberbefehl: ab Mitte Nov. 18 dt. Major Scheibert,
ab Ende Dez. 18 dt. Hauptmann i. Generalstab v. Boeckmann,
ab 26. 1. 19 dt. Hauptmann Dormagen,
ab 6. 2. 19 Befehlshaber dt. Major Fletcher,
ab 12. 7. 19 Chef d. B. L.-W. engl. Oberst Alexander,
gleichzeitig Befehlshaber russ. Kapitän z. See Baron Taube.
Chef des Oberstabes:
ab Mitte Nov. 18 dt. Hauptmann Dietrich (bis Ende Dez. 18),
ab Mitte Febr. 19 dt. Hauptmann i. Generalstabe Burggraf zu Dohna,
ab 12. 7. 19 Major Baron Rahden,
Rittmeister Dannehl.
Adjutant: ab 6. 2. 19 dt. Leutnant Engelmann,
ab 12. 7. 19 Rittmeister Graf Keyserling.

I. Stoßtruppe.

(Gegründet 17. 11. 18. in Riga).

Führer: ab 17. 11. 18 Rittmeister Bohm,
6. 1. 19 Kommandeur Hans Baron Manteuffel † 22. 5. 19,
ab 22. 5. 19 Kommandeur Heinrich Baron Manteuffel,
ab 7. 1. 20 Kommandeur Dankmar Graf Beissel-Gymnich,
ab 21. 3. 20 Rittmeister Otto Eckert.
Stabschef: Rittmeister Tom Girgensohn,
ab 15. 9. 19 Rittmeister Wolf von Damnitz,
ab 7. 1. 20 Rittmeister Otto Eckert.
Adjutant: Kornett Otto Eckert,
ab 22. 2. 19 Kornett Nikolas von Grote,
ab 21. 3. 19 Fähnrich Werner Sticinski.

1. Schwadron (gegr. Nov. 18 in Riga).

Führer: dt. Leutnant Friedrich Hoffmann,
ab April 19 Rittmeister Alois Olbrich,
ab 22. 5. 19 Rittmeister Otto Eckert,
ab 7. 1. 20 Rittmeister Harry von Brümmer,
ab März 20 Rittmeister Joachim von Minckwitz.

2. Schwadron (gegr. Jan. 19 in Mitau).

Führer: dt. Leutnant von Unruh †,
ab 19. 4. 19 dt. Leutnant Freiherr von Esebeck,
ab 31. 5. 19 Rittmeister Harry Waeber.

3. Schwadron (Kavallerie) (gegr. Jan. 19 in Frauenburg).

Führer: dt. Leutnant von Arnswaldt,
ab Mai 19 dt. Leutnant von Below,
ab August 19 Kornett Hans-Jürgen von Ramm.

4. Schwadron (Masch.-Gew.), (gegr. Jan. 19 in Berghof).
Führer: Rittmeister Jarre,
ab Juli 19 Rittmeister Goswin Moltrecht.

5. Schwadron (gegr. April 19 in Tuckum).
Führer: Rittmeister Max Fels,
ab Juli 19 Rittmeister Dankmar Graf Beissel-Gymnich,
ab 7. 1. 20 Kornett Kläbe.

6. Schwadron (gegr. Mai 19 in Riga).
Führer: Rittmeister Wolf von Damnitz,
ab September 19 Rittmeister Wilhelm Blessig.

Stoßtrupp-Batterie (gegr. Nov. 18 in Riga).
Führer: russ. Oberleutnant Pfeil, † 18. 2. 19,
ab 18. 2. 19 Rittmeister Ehmcke,
ab August 19 Kornett Heinrich von Knorre.

Minenwerfer-Abteilung (gegr. März 19 in Tuckum).
Führer: Kornett Gert Graf Keyserling.
(Die 1., 2., 5. und 6. Schwadron waren Infanterieformationen.)

II. Deutschbaltisches Kampfbataillon.

(Neuformiert aus den drei „Rigaschen Kompagnien" — siehe unten — am 25. 1. 19 in Libau.)
Führer: dt. Hauptmann Malmede,
ab 11. 7. 19 Kommandeur Barth.
Stab, Abteilung I a: Rittmeister d. Stabe Esp,
ab 11. 7. 19 Stabschef Rittmeister Lilje,
ab Januar 20 Rittmeister Baron Seefeld.
Adjutant: dt. Leutnant Jakobson,
ab 15. 7. 19 Kornett Brieger.

1. Kompagnie.
Führer: dt. Hauptmann Zimmermann,
ab 25. 3. 19 Rittmeister Springer,
ab 15. 7. 19 Rittmeister Peitan.

2. Kompagnie.
Führer: dt. Leutnant Wimmer, † 25. 2. 19,
ab 26. 2. 19 Rittmeister Springer,
ab 25. 3. 19 Hauptmann Zimmermann,
ab Juni 19 Rittmeister Hans Anders, † 21. 6. 19,
ab 23. 6. 19 Rittmeister Aidnik,
ab Januar 20 Rittmeister Hoffmann.

3. Kompagnie.
Führer: Rittmeister Krüger,
ab Juni 19 dt. Leutnant von zur Hausen,
ab 15. 7. 19 Rittmeister Sadikow.

Maschinengewehrkompagnie.
Führer: Rittmeister Francke,
ab 15. 7. 19 Rittmeister Henko.

Minenwerferabteilung (gegr. März 19).
Führer: Rittmeister Kaeding.

2. Deutschbaltische Batterie (gegr. 16. 12. 18 in Riga).
(bis Januar 19 „Baltische Haubitzbatterie")
Führer: russ. Stabskapitän Zinnius, † 31. 12. 18,
ab 31. 12. 18 Rittmeister Barth,
ab 15. 7. 19 Rittmeister Bierich.

*

Die im Januar 1919 zum 2. deutschbaltischen Bataillon umformierte, im November 1918 in Riga gegründete „Rigasche Landeswehr" bestand aus drei Infanteriekompagnien und einer Maschinengewehrabteilung. Ihre Führer waren:
1. Kompagnie: russ. Oberst Bornhaupt,
2. Kompagnie: russ. Oberst Baron Dellingshausen,
3. Kompagnie: russ. Oberst Konopak,
Offiziers-Maschinengewehr-Abt.: russ. Stabsrittmeister Degner.

*

Nach der Einnahme Rigas war das Bataillon Malmede in ein Regiment umformiert worden und zählte 6 Infanteriekompagnien und verschiedene Spezialformationen. Im Juli 1919 schieden jedoch beim Abzug der Reichsdeutschen aus der Landeswehr drei Kompagnien und einige weitere Formationen wieder aus, und es verblieb wieder ein Bataillon.

III. Deutsch-Baltisches Bataillon.

(Formiert Febr. 19 an der Windau-Front).
Kommandeur: pr. Rittm. Botho-Wendt Graf zu Eulenburg,
ab April 19 pr. Rittmeister v. Jena,
ab 17. 7. 19 Kommandeur Carl Baron Hahn.
Stabschef: pr. Obltnt. Kramer,
ab Juli 19 Rittmeister Joachim Baron Hahn.
Adjutant: pr. Ltnt. Graf v. Döhnhoff,
ab 17. 7. 19 Kornett Leo Boettcher,
ab Oktober 19 Kornett Hans Baron Grotthuß.

1. Kompagnie (Komp. Rahden), (gegr. 29. 11. 18 in Mitau).
Führer: pr. Ltnt. Wolfert Baron Rahden,
ab 17. 7. 19 pr. Ltnt. Splettstößer,
ab 5. 1. 20 Kornett Cecil Baron Hahn.

2. Kompagnie (Komp. Kleist), (gegr. Jan. 19 in Libau).
Führer: russ. Oberstleutnant Georg Baron Kleist,
ab 17. 7. 19 russ. Rittm. Arnold Baron Vietinghoff,
ab 17. 2. 20 Kornett Wolf Sellheim.

3. Kompagnie (Komp. Roscher), (gegr. Jan. 19 in Libau).
(Gehörte anfangs zum reichsdeutschen Bataillon Tönniges und tritt erst im Juli 1919 unter den Befehl der Landeswehr.)

Führer: pr. Leutnant Roscher,
ab 17. 7. 19 Rittmeister Th. Kaull.

Minenwerferabteilung (gegr. 17. 5. 19 in Kasuppen).
Führer: Kornett Arnold Boettcher,
ab 24. 5. 19 Rittmeister Binckau.

Kavallerieabteilung Hahn (gegr. Ende Dez. 18 in Mitau); anfangs zur Komp. Rahden gehörig).
Führer: Rittmeister Carl Baron Hahn,
ab 17. 7. 19 Rittmeister J. Weber,
ab Sept. 19 Rittmeister H. Baron Grotthuß,
ab Okt. 19 Rittmeister v. Villebois,
ab Nov. 19 Rittmeister H. Baron Grotthuß.

3. Deutschbalt. Batterie (Batt. Siewert), (gegr. Dez. 18 in Riga).
Führer: Kapitän Schmidt,
ab 3. 1. 19 Kapitän Siewert.

Auch das 3. Bataillon war nach der Einnahme Rigas vorübergehend in ein Regiment umformiert worden, das aus den 2 Bataillonen Rahden und Kleist bestand.

IV. Selbständige Formationen.

Kavallerieabteilung Engelhardt (gegr. Dez. 18 in Riga).
Führer: Major Baron Engelhardt.

Kavallerieabteilung Drachenfels (gegr. Dez. 18 in Riga).
Führer: russ. Oberstleutnant Baron Drachenfels,
ab März 19 Rittmeister Volck,
(wurde im Juli 19 dem 2. Bataillon zugeteilt).

Streifabteilung Kurland (Kavallerie), (gegr. Jan. 19 in Riga).
Führer: Rittmeister Goldfeld (verweigerte am 6. 3. 19 dem Oberbefehlshaber den Gehorsam, worauf die Abteilung auseinanderfiel).

Kavallerieabteilung Pohly
(bestand im Febr. und März 19, ging dann in der Stoßtruppe auf).

Pionierabteilung Stromberg.
Führer: Major Baron Stromberg,
ab Nov. 19 Rittmeister Baron Seefeld,
(wurde im Nov. 19 dem 2. Bataillon zugeteilt).

Fliegerstaffel (gegr. Mai 19 in Riga).
Führer: dt. Leutnant Schäfer.

*

Außer diesen Kampfformationen bestand noch eine ganze Anzahl von Etappenformationen, wie Wirtschaftskompagnien, Trainkolonnen, Sanitätsformationen u. a., die hier im einzelnen nicht aufgeführt werden können.

Die Rangbezeichnungen in der B. L. W.

Die Baltische Landeswehr besaß nicht von Anfang an eigene Rangbezeichnungen. Geführt wurde sie von deutschen und russischen Offizieren, deren Rangbezeichnungen noch längere Zeit in der B. L. W. gebraucht wurden. Im Laufe der ersten Monate wurden dann sukzessive in den einzelnen Truppenteilen die neuen Rangbezeichnungen der B. L. W. eingeführt, wobei sich in weitem Maße Rangbezeichnung und Dienststellung deckten. Die Bezeichnungen waren folgende:

Offiziere:

Befehlshaber	(vier Sterne)	— Führer der ganzen Truppe
Kommandeur	(drei „)	— Detachementführer
Major	(drei „)	
Rittmeister	(zwei „)	— meist Kompanieführer
Kornett	(ein „)	— meist Zugführer
Fähnrich	(ohne „)	

Unteroffiziere:

Wachtmeister	(breiter Streifen)	— Feldwebel
Oberfeldmeister	(3 schmale „)	
Feldmeister	(2 „ „)	— meist Gruppenführer
Gefreiter	(1 „ „)	

Mannschaften: Freiwilliger.

*

Die Baltische Landeswehr trug deutsche Uniformen. Die Unteroffiziere und Manschaften hatten feldgraue Achselklappen mit blauweißem Saum, die Offiziere silberne blaudurchwirkte Achselklappen. Die Stoßtruppe trug an Kragen und Ärmelaufschlägen weiße, das 2. Detachement gelbe, das 3. Detachement blaue Biesen. Die feldgraue Mütze hatte eine hellblaues Band und eine blau-silberne Kokarde. Die Stoßtruppe trug an der Mütze außerdem das schwarze Kreuz des Deutschen Ordens auf weißem Grunde.

Die Regimentsfarben der Truppe waren blau und weiß.

Totenliste der Baltischen Landeswehr

A. Im Gefecht gefallen, ihren Wunden erlegen, ermordet, vermißt.

Name u. Dienstgrad:	Geboren:	Datum und Ort des Todes:
		Stoßtruppe.
		Stab.
Hans Baron Manteuffel-Szoege, Kommandeur d. Stoßtruppe.	1894	† 22. V. 19, Riga
		1. Schwadron.
Egon v. Kieseritzky	1898	† 26. XII. 18, Ramotzky
Adolf Musinowicz	1895	† „ „
Bernhard Münx, Feldm.	1897	gfg. „ „ erm. 1. I. 19, Wenden
Egon Liepe		vw. 31 XII. 18, Hinzenberg, † 1. I. 19, Riga
Otto v. Rennenkampf	1895	„ „ „ † 1. II. 19, Insterburg
Udo Hellmuth	1901	gfg. 1. I. 19, „ b. Versuch d. Ermord. vw. 25. V. 19, Hinzenb., † 10. VI. 19, Hinzenb.
Alexy von Bukowsky	1900	† 6. I 19, Neugut
Reinhold von Glasenapp	1898	† „ „
Harry Reiner	1900	† „ „
Magnus v. Walther-Wittenheim, Obfeldm.	1895	† „ „
Alfred Walter, Sanitär		gfg. „ „ erm. 22. II. 19, Riga
Ernst Bergsohn	1902	† 29. I. 19, Schrunden
Helmuth v. Minckwitz	1901	vw. „ „ † 30. I. 19, Libau
Leopold Baron Campenhausen	1895	vw. u. vm. 18. II. 19, Schrunden
Fritz Scheel	1901	vm. „ „
Guido von Wahl, Kornett	1896	† 15. III. 19, Tuckum
Ernst Seraphim	1895	† 22. III. 19, „
Alois Olbrich, Rittm. und Schwadronsführer		† 22. V. 19, Riga
Michael Graf Reutern, Baron Nolcken, Feldm.	1884	† „ „
Benno von Helmersen, Gefr.	1897	† „ „
Constantin Mettig, Obfeldm.	1892	vw. „ „ † 31. V. 19, Riga
Harald Walter	1896	„ „ „ † 6. VI. 19, „
Hans Grave	1902	† 27. VI. 19, Bellenhof
Wilhelm Halle	1902	† „ „
Nikolai von Arronet	1899	vw. „ „ † 1. VII. 19, Riga
Rudolf Sieslack, Kornett	1896	„ „ „ † 6. VII. 19, „
Georg Blessig, Feldm.	1895	vw. 5. X. 19, Mutiniki, † 7. X. 19, „
Alexander Kablitz, Gefr.	1899	† 13. I. 20, Moskwina
Erich Hentzelt, Gefr.	1894	vw. 20. I. 20, Antonopol, † 3. II. 20, Jakobstadt
Josef Kleinhuber	1897	† 21. I. 20, Schinzow
		2. Schwadron.
Julius Lösewitz	1897	gfg. 25. I. 19, Schrunden, später erm.
Heinrich Eckert	1898	vw. 24. II. 19, Suhrs, † 7. III. 19, Libau
Theodor von Witte	1892	† 24. II. 19, Windau

Name u. Dienstgrad:	Geboren:	Datum und Ort des Todes:
Edgar Seewald, Gefr.	1901	† 22. V. 19, Riga
Ludwig Rutkowsky, Gefr.	1891	vw. „ „ † 23. V. 19, Riga
Edgar Heyer, Feldm.	1891	† 28. VI. 19, Bellenhof
Werner Lühr	1901	† „ „
Werner Beyermann, Obfeldm.	1898	vw. „ „ † 29. VI. 19, Riga
Gustav Kleinberg	1901	„ „ „ † 30. VI. 19, „
Erich Dorster	1895	„ „ „ † 4. VII. 19, „
Woldemar Heydemann	1899	† 1. VII. 19, „

3. Schwadron (Kavallerie).

John von Sivers	1894	† 24. II. 19, Windau
Alexander Ruhtenberg	1889	† 6. VI. 19, Wenden
Helmich von Anrep	1898	vw. „ „ † 8. VI. 19, Riga
Gottlieb Heerwagen, Gefr.	1895	† 26. VI. 19, Aahof
Hellmut Baron Klopmann	1898	† „ „

4. Schwadron (Maschinen-Gewehre).

Hermann von Radecki, Gefr.	1890	vw. 24. II. 19, Windau, † 29. III. 19, Libau
Albert Berg	1902	† 28. VI. 19, Bellenhof
Herbert Wilde	1902	† 2. X. 19, Livenhof
Rudolf Eggert	1899	† 1. XII. 19, Wuzen-Lasdon

5. Schwadron.

Helmut Freiherr von Ziegesar, Kornett	1900	† 6. VI. 19, Wenden
Franz Hahn	1899	† „ „
Harry Krafting	1902	† „ „
Bruno Fuchs	1901	vw. u. gfg. 20. I. 20, Antonopol, † in Gefang.

6. Schwadron.

Guido Henkel	1900	vm. 1. VII. 19, Bellenhof
Bruno Lietz	1902	† 27. XII. 19, Birsack

Begleitbatterie.

Georg Pfeil, Obfeldm. und Batterieführer	1892	† 18. II. 19, Goldingen
Heinz Jaksch	1897	† „ „

Minenwerfer-Abteilung.

Adolf Kinas	1900	vw. 20. III. 19, Mitau, † 21. III. 19, Mitau

Panzerauto-Abteilung.

Alexander Wenzlawowicz	1879	† 22. V. 19, Riga

2. Detachement (Malmede-Barth).

1. Kompanie.

Hans Peltz	1895	† 25. II. 19, Schrunden
Walter v. Gavel	1887	vw. u. gfg. 18. III. 19, Raggazeem, † 23. III. 19, Schlock
Robert Linck, Gefr.	1887	† 22. III. 19, Tuckum
Reinhold Albrecht	1899	† „ „
Friedrich Behnke	1890	† „ „
August Grams	1894	† „ „
Fredy Krebs	1900	† „ „

Name u. Dienstgrad:	Geboren:	Datum und Ort des Todes:
Peter Lukstein	1883	† 22. III. 19, Tuckum
Theodor Müller	1894	† „ „
Ludwig Pudwald	1887	† „ „
Johann Rathke	1887	† „ „
Friedrich Albrecht	1895	vw. „ „ † 30. III. 19, Libau
Johann Zerbin	1895	„ „ „ † 5. VI. 19, Königsberg
Boris Engelson	1901	gfg. u. erm., 22. VI. 19, Stürtzenhof
Kurt Croon	1876	verm. „ „
Markus Estermann	1897	„ „ „
August Patzer	1890	„ „ „

2. Kompanie.

Hans Wimmer, deutscher Leutnant u. Kompanieführer		† 25. II. 19, Schrunden
Erich von Boetticher russ. Stabsrittm.	1889	† „ „
Erich Reiner, russ. Oberleutnant	1894	† „ „
Bernhard Becker	1899	† „ „
Heinrich Pfeiffer	1900	† „ „
Valentin Ramm	1900	† „ „
Carlotto Russow		† „ „
Albert Schweinsberg, deutscher Unteroffizier	1887	vw. „ „ † 1. III. 19, Libau
Alfred Drews	1901	† 5. IV. 19, Schlock
Philipp Neiß	1884	† „ „
Harald Drews	1897	vw. „ „ † 6. IV. 19, Tuckum
Heinrich Kleingarn	1900	„ „ „ † „ Schlock
Arthur Reithlingshöfer	1901	„ „ „ † „ Tuckum
Elmar Bergmann	1903	„ „ „ † 16. IV. 19, „
Theodor Rosenberg	1901	„ „ „ † 29. IV. 19, Mitau
Eugen Wittomsky (al. Paul Kurras)	1897	„ „ „ † 11. V. 19, Libau
Hans Anders, deutscher Leutnant u. Kompanieführer	1895	† 21. VI. 19, Wesselshof
Eugen Bormeister	1900	† „ „
Max Fiedler	1900	† „ „
Herbert Groll	1900	† „ „
Johann Behrsing	1865	vw. „ „ † 29. VI. 19, Riga
Kurt Krum, Obfeldm.	1891	† 22. VI. 19, Stürtzenhof
Oskar Libbert, Feldm.	1889	† „ „
Oskar von Löwis of Menar	1900	† „ „
Ludwig Seiler	1900	† „ „
Ferdinand Walther	1899	† „ „
Willy Zikowsky	1900	† „ „
Paul Rust	1889	gfg. „ „ später erm.
Karl Barth	1898	„ „ „ erm. Wolma
Felix Bruhns	1898	vm. „ „
Nikolai Drewing	1895	„ „ „
Woldemar Krasting	1894	„ „ „
Werner Liedke	1896	„ „ „
Ferdinand Serba	1873	„ „ „
Willy Behn		vw. „ „ † 30. VI. 19, Riga

3. Kompanie.

Eduard Drews	1897	† 26. III. 19, Schlock
Karl Eckert, Gefr.	1878	vw. 5. IV. 19, „ † 13. V. 19, Königsberg

Name u. Dienstgrad:	Geboren:	Datum und Ort des Todes:
Wilhelm Rohde	1900	† 21. VI. 19, Wesselshof
Wilhelm Strohmann	1896	† 23. VI. 19, Ramotzky
Alexander Black, russ. Leutnant	1892	† 25. VI. 19, Hinzenberg
		4. Kompanie.
Leo Detlowski, russ. Leutnant	1884	† 22. VI. 19, Stürtzenhof
		5. Kompanie.
Roman Walther	1900	gfg. u. erm. 22. VI. 19, Stürtzenhof
		Maschinengewehr-Kompanie.
Karl Ronneberg	1876	† 21. VI. 19, Wesselshof
Karl Linde	1892	† 22. VI. 19, Freudenberg
Hermann von Wahl, russ. Kornett	1895	† „ Ronneburg-Neuhof
James Thal	1901	† „ „
Alexander Tillitzky	1895	vw. „ „ † 2. VII. 19, Königsberg
Peter Kins, Obfeldw.	1896	vw. 20. I. 20, Russk. Tiskaty, † 24. I. 20, Kreuzburg
		Batterie.
Walter Juergensohn	1900	gfg. u. erm. 21. VI. 19, Stürtzenhof

3. Detachement (Eulenburg-Jena-Hahn)

Stab.

Andreas Ahlers, Kornett	1894	vw. 26. X. 19, Rudsaty, † 5. XI. 19, Jakobstadt

Kompanie Rahden.

Kurt Dobbert	1899	† 16. I. 19, Alt-Autz
Kurt Bergmann	1902	gfg. u. erm. „ „
Erwin Bernewitz	1902	„ „ „
André von Bursy	1901	„ „ „
Gert Baron Fircks	1897	„ „ „
Erik Henriksen	1900	„ „ „
Alexander Mahler	1900	„ „ „
Arved Nietz	1895	„ „ „
Eugen Rosenfeld	1898	„ „ „
Erich Seiler	1897	„ „ „
Harry Korth	1895	† 22. I. 19, Schrunden
Hans-Jörg Conradi	1893	† 7. II. 19, „
Arnold von Ertzdorff-Kupffer, Feldw.	1884	† 24. II. 19, Windau
Erich von Reibnitz	1897	† „ „
Heinrich Baron v. d. Ropp	1901	† „ „
Werner Weschneek	1896	vw. 20. III. 19, Mitau, † 23. III. 19, Mitau
Wilhelm Götze	1901	† 1. V. 19, Kalnezeem
Herbert von Rechenberg-Linten	1899	† „ „
Leonhard Beckmann	1896	† 22. V. 19, Riga
Leonhard von Wilpert	1895	vw. „ „ † 23. V. 19, Riga
Gerd Goldschmidt, Vize-Wachtmeister	1896	gfg. u. erm. 5. VI. 19, Ramotzky
Reinhold Martin	1896	„ „ „
Wilhelm Demme	1900	† 21. VI. 19, a. d. Raune
Herbert Gerhard	1902	† „ „
Wilhelm Baron Hahn	1899	† „ „

Name u. Dienstgrad:	Geboren:	Datum und Ort des Todes:	
Edgar Janson	1889	† 21. VI. 19, a. d. Raune	
Gotlieb Meister	1901	† " "	
Werner Soennecken	1903	† " "	
Nikolai Wilson	1877	† " "	
Eugen Lindemann, Gefr.	1892	vm. " "	
Woldemar Bauer	1901	" " "	
Woldemar Busch	1900	" " "	
Alfred Drewing	1894	" " "	
Arved Eising	1883	" " "	
Paul Elksnit	1891	" " "	
Leib Friedmann	1901	" " "	
Werner Grünberg		" " "	
Hermann Keyso	1902	" " "	
Woldemar Michelsohn	1893	" " "	
David Rubin	1898	" " "	
Kurt Schwarz	1885	" " "	
Freiw. Witt		" " "	
Alfred Katterfeld, Feldm.	1897	† 29. VI. 19, Ringenberg	
Arnold Schulz	1898	† " "	
Wilhelm Warnecke, Gefr.	1901	† 30. VI. 19, "	
Erik Pelling	1899	† " "	
Harald Rutkowsky	1897	† " "	
Harald Ansohn, Gefr.	1898	vm. " "	
Johannes Gottschalk, Gefr.	1894	" " "	
Georg Inselberg	1901	" " "	
Friedrich Klaus	1893	" " "	
Eduard Weinberg	1870	" " "	
August Pfeif		vw. " "	† 2. VII. 19, Riga
Hans von Grot, Obfeldm.	1889	erm. 29. XI. 19, Ugahlen	

Kompanie Kleist.

Egon Henkel	1901	† 18. III. 19, Siuxt	
Josef Rübel	1887	† " "	
Michel Schulz	1899	† " "	
Herbert Siegmund	1900	† " "	
Elmar Tietjens	1900	† " "	
Konrad Stützel, Feldm.	1894	† 6. VI. 19, Wenden	
Ludwig Renz	1899	vm. " "	
Alfons Kolath	1899	vw. " "	† 8. VI. 19, Wenden
Franz Schimlowsky		" " "	† " Riga
Günther von Boetticher	1903	vm. 10. VI. 19, a. d. Raune	
Erwin Windisch, Leutnant		† 21. VI. 19 "	
Arnold Knietsch, Obfeldm.		† " "	
Wolf Nelson	1895	vm. 28. VI. 19 "	
Oswald Moldon	1888	† 1. VII. 19, Ottern	
Wilhelm Arndt	1898	† " "	
Arnold Jordan	1901	† 20. I. 20, Presma	
Nicolai Karlsberg, Kornett	1891	vw. " "	† 30. I. 20, Jakobstadt

Kompanie Rosche r.

Richard Stegemann		† 11. III. 19, Ugahlen
Walter Reckert, Feldm.	1895	† 28. VI. 19, Bellenhof
Konstantin von Scheligo-Koretzky, Feldm.	1898	† 5. I. 20, Golubinskaja
Wilhelm von Lutzau	1900	† " "

Kavallerie-Abteilung Hahn.

Max Baron Lieven	1876	† 16. I. 19, Behnen
Adolf Baron Bistram	1893	† 16. II. 19, Wahrenhof

Name u. Dienstgrad:	Geboren:	Datum und Ort des Todes:
Kurt von Schönfels, Leutnant		† 18. III. 19, Mitau
Paul von Grot, ruff. Kornett	1895	† 13. V. 19, Plahwen bei Angern
Leopold Beltsohn	1896	† „ „
Hans Baron Behr	1893	† „ „
Bruno von Guzkowsky	1888	† „ „
Harry Baron Heyking	1894	† „ „
Hans Baron Klopmann	1899	† „ „
Roderich Freiherr von der Osten-Sacken	1900	† „ „
Fritz Reinfeld	1904	erm. 10. VIII. 19, Adsirn

Batterie Siewert.

Oskar Liljé	1898	gfg. 29. V. 19, Wenden, erm. 6. VI. 19, Wenden
Paul Taenzer	1894	† 21. VI. 19, a. d. Raune

Minenwerfer-Abteilung.

Oskar Behrsing	1903	vm. 11. X. 19, Steki
Hugo Namneek	1903	„ „ „

Rigasche Landeswehr.

1., 2. und 3. Rigasche Kompanie.

Gustav Bernsdorff	1899	† 26. XII. 18, Ligat
Franz Brinck	1903	† „ „
Werner Lawrynowicz	1899	† „ „
Oskar Strauß	1898	† „ „
Herbert Glaeser	18 J.,	vw. u. gfg. „ „ später ermord.
Adalbert Drewing	1890	gfg. „ „ „
Friedrich Puffel, ruff. Stabsrittm.	1892	† 31. XII. 18, Hinzenberg
Karl Kraemer, ruff. Leutn.		† „ „
August Lutz, ruff. Leutnant	1897	† „ „
Ernst Eugen Bergmann		† „ „
Georg Bidder	1891	† „ „
Herbert Faure	1885	† „ „
Walter Goeschel	26 J.,	† „ „
Erich Strahl		† „ „
Herbert Vesting		† „ „
Friedrich Nicolai		vm. „ „
Percy Vogel		vm. „ „
Arved Herrmann, Arzt	1893	gfg. „ „ erm. 1. I. 19, Hinzenberg
Eugen Schönberg	22 J.,	„ „ „ „ „
Harry Skribanowitz, ruff. Rittmeister	1895	„ „ „ erm. 6. II. 19, Wenden
Herbert Haacke, ruff. Oberleutnant	1896	„ „ „ „ „
Harald Buhr	1898	„ „ „ „ „
Arvid Cleemann	1895	„ „ „ „ „
Heinrich Lübeck		„ „ „ „ „
Rolf Hartmann	1897	„ „ „ „ „
Heinrich Puls		„ „ „ „ „
Sawelij Orlow		„ „ „ „ „
Constantin Ringström	1892	„ „ „ „ „
Konstantin Schönwald		„ „ „ „ „
Siegfried Stahl	1897	„ „ „ „ „
Paul Stamm		„ „ „ „ „

Name u. Dienstgrad:	Geboren:	Datum und Ort des Todes:
Alexander Wiedemann		gfg. 31. XII. 18, Hinzenb., erm. 6. II. 19, Wenden
Emil Graef	20 J.,	† 3. I. 19, Riga
Ernst Reinwaldt	1902	erm. 19. III. 19, Riga

Haubitzbatterie Zinnius.

Erich Zinnius, russ. Stabskapitän u. Batterieführer	1883	† 31. XII. 18, Hinzenberg
Harry Rohloff	1901	† „ „
Herbert Selting	1900	† „ „
Kurt Strauß		† „ „
Wilhelm Osoling	1897	gfg. „ „ erm. 1. I. 19, Hinzenberg
Egon Wilde, russ. Leutnant	1884	vw. „ „ † 12. I. 19, Memel

Sonstige Formationen.

Kavallerie-Abteilung Drachenfels.

Friedrich Müller, russ. Leutn.	1893	† 20. II. 19, Trischky
Manfred Baron Wolff	1872	† 31. III. 19, Kloster Kisch
Christofer von Girgensohn	1895	† 22. VI. 19, Ronneburg-Neuhof
August von Pander	1887	† „ Stürtzenhof
Artur Walter	1895	† „ „

Kavallerie-Abteilung Engelhardt.

James Baron Loudon	1889	erm. 3. I. 19, Hagensberg
Alexander Baron Nolde, Zugführer	28 J.,	† 3. III. 19, Murawjewo
Edgar Grünbaum	17 „	† „ „
Erich von Schröders		† „ „
Heinrich Erber	17 „	vw. u. vm. „ „
Reimar Baron Hahn		† 9. III. 19, Needern
Franz Lindemuth		vm. „ „
Georg Buchroth	1873	erm. 6. VI. 19, Altenwoga
Adolf Schmidt	25 J.,	vw., gfg. u. erm. 7. VI. 19, Lettin
Werner Treuholz	19 „	vw. u. gfg. „ „ erm. 9. VI. 19, Marienburg
Arthur Baron Maydell	1887	gfg. 7. VI. 19, Lettin, erm. 10. VI. 19, Walk

Kavallerie-Abteilung Goldfeld.

Herbert Rücker, Kornett	1888	† 13. II. 19, Goldingen
Alexander Kudde		vw. „ „ † 14. II. 19, Goldingen
Felix Knoch	1901	† 22. III. 19, Mitau

Kavallerie-Abteilung Reimers (ehemals Goldfeld)

Edgar Reimers, russ. Rittmeister	1879	erm. 20. IV. 19, Rudbahren
Kurt Nahting, Kornett	1892	„ „ „
Otto Dreyersdorff, Leutnant	1896	„ „ „
Leo Müller, Unteroffizier	1898	„ „ „
Werner Kunze	1890	„ „ „

Kavallerie-Abteilung Pohly.

Otto von Brevern	1899	† 28. II. 19, Pelzen

Pionier-Abteilung Stromberg

Josef Hanack	1899	† 22. III. 19, Tuckum
Egon Lindwart, Gefr.	1889	† 28. I. 20, Wonogi

Name u. Dienstgrad:	Geboren:	Datum und Ort des Todes:
		Oberstab.
Eduard Michelsohn, Leutn.		† 16. V. 19, Libau
Bernhard Ottwar		† 21. VI. 19, a. d. Raune
Friedrich Schönwald	1895	vw. 15. X. 19, † 16. X. 19, Jakobstadt

Balten in reichsdeutschen Abteilungen.

Ulrich Schmidt (Schwadron Preetzmann)	1900	gfg. 3. I. 19, Riga, erm. 7. I. 19. Riga
Heinrich von Hollen		† 20. I. 19
Anton Traemer (Eiserne Div.)	40 J.,	† 24. I. 19, Groß-Essern
Ferdinand Siegmund (Freiw. Jäger)		† II. 19, Goldingen
Klaus Ammon (Garde-Res. Div.)	1903	† 11. V. 19
Matthias Baron von der Recke (Eis. Div.)	1894	† 17, IV. 19, Durben
Bruno von Krebs, Chefarzt (Eis. Div.)	1881	vw. 22. V. 19, Riga, † 30. V. 19, Riga
Julius Glaeser (Abt. Petersdorff)	1901	vw. 21. VI. 19, a. d. Raune, † 23. VI. 19, Ramotzky

B. An Krankheiten und infolge von Unglücksfällen außerhalb des Gefechts verstorben.

Stoßtruppe.

Walter Ehlers	1891	1. Schw.	† 20. II. 19, Oberbehrenburg
Edgar Oswald	1900	„	† 12. VIII. 19, Mitau
Adolf Schönberg	1898	„	† 4. X. 19, Kreuzburg
Wolfgang von Rennenkampff, Feldm.	1896	„	† 25. X. 19, Jakobstadt
Sigismund Baron Mirbach, Obfeldm.	1900	„	† 31. I. 20, „
Otto von Hirschheydt, Gefr.	1901	„	† 4. II. 20, „
Heinrich Gebhardt	1901	„	† 5. III. 20, Riga
Friedrich Wilsdorf	1901	2. Schw.	† 3. III. 19, Goldingen
Horst Berens v. Rautenfeld	1901	„	† 24. IV. 19, Frauenburg
Heinrich von Unruh, Rittmeister u. Schwadronsführer		„	† 18. IV. 19, Libau, Ungl.
Moritz Vierhuff, Gefr.	1897	„	† 3. V. 19, Tuckum
Arved Drucke		„	† 4. III. 20, Plönen, Schlesw.-Holst.
Erich Baron Wolff	1869	3. Schw.	† 5. II. 19, Siexaten
Eduard v. Walter	1896	„	† 23. III. 19, Goldingen
Fred Armitstead, Gefr.	1897	„	† XII. 19. Berlin
Jakob Wingert, Gefr.	1901	4. Schw.	† 15. VII. 19, Wilksaln
Ernst Töpffer	1900	5. Schw.	† 20. I. 20, Jakobstadt
Hans-Dietrich von Zimmermann	1902	6. Schw.	† 12. XII. 19, „
Harald Marschütz	1900	Begl.-Batt.	† 22. VII. 19, Puhren, Ungl.
Eduard Nather	1891	„	† 3. VIII. 19, Günthershof
Woldemar Conradi	1889	„	† 5. I. 20, Jakobstadt
Boris von Böhlendorff	1899	Min.-W.-Abt.	† 24. IV. 19, Tuckum, Ungl.
Alexander Fuchs		Ers.-Schw.	† 22. VI. 19, Riga
Johann Brückmann	1904	„	† 27. VI. 19, „ Ungl.
Paul Eichelbaum		„	† 1. VII. 19, „ „
Harry von Anrep	1894	Stab	† X. 19, Mitau

Name u. Dienstgrad:	Geboren:		Datum und Ort des Todes:
Edmund Dolgoi	1892	Stab	† 8. X. 19, Mitau
Joachim von Knierim, Obfeldm.	1895	„	† 11. IV. 19, Libau
Gert, Graf Keyserling, Kornett		„	† 1920, Deutschland
Wolfgang Pilzer	1901	„	† 22. II. 20, Rositten
Wilhelm Schulz		„	† 11. III. 20, „
David Schabert	1901	Wirtsch.-Abt.	† 27. II, 19, Goldingen, Ungl.

2. Detachement (Malmede-Barth).

Gustav Eplée	1892	1. Komp.	† 22. III. 19, Tuckum, Ungl.
Karl Medne	1901	„	† 31. I. 20, Riga
Wladimir Afanasjew	1904	2. Komp.	† 19. VI. 19, „ Ungl.
Eugen Packul	1902	„	† 4. VIII. 19, Muischneek, Ungl.
Julius Stempel	1891	3. Komp.	† 26. III. 19, Schlock, Ungl.
Georg Emmerich	1894	„	† 8. II. 20, Kreuzburg
Roman Schultz	1900	„	† 19. II. 20, Jakobstadt
Viktor Nömme	1901	Masch.-G.-Ko.	† 28. XI. 19, Jakobstadt, Ungl.
Wilhelm Niedermeyer	1899	Batt. Barth	† 17. VIII 19, Durben, „
Otto Barth, Feldm.	1894	„	† 27. X. 19, Batraki, „
Michael Loewenson	1894	„	† „ „ „
Walter Weiß	1897	„	† „ „ „
Jefim Jeischow	1901	„	† 13. II. 20, Rositten
Walfried Stamer	1897	„	† 18. II. 20, Jakobstadt
Wolfgang Busch	1882	„	† 20. II. 20, Ludsen
Oskar Färber, San. Fm.	1882	„	† 15. III. 20, „
Friedrich Minuth	1892	Stab	† 8. XII. 19, Wiltin
Samuel Baschukewitz	1898	Wirtsch.-Ko.	† 3. XII. 19, Kreuzburg, Ungl.
Nikolai Simarow	1902	„	† 3. I. 20, Riga
Heinrich von Cassano	44. J.,	„	† 6. III. 20, Riga

3. Detachement (Eulenburg-Jena-Hahn).

Karl Bellmer, Feldm.	1896	Ko. Rahden	† 30. IV. 19, Weimar
Ernst Seiler	1896	„	† 7. V. 19, Kasuppen, Ungl.
Friedrich Thalberg	1898	„	† „ Stettin
James Albrecht	1888	„	† 6. VI. 19, Riga
Herbert von Trotta, genannt Treyden	1900	„	† 14. III. 20, „
Alfred Hasenfuß	1894	2. Komp.	† 7. II. 20, Ludsen
Julius Knoff	1896	„	† 24. „ Kreuzburg
Herbert Kellerer	1891	3. Komp.	† 3. IX. 19, Tuckum
Wilhelm von Weymarn	1900	„	† 17. II. 20, Rositten
Bernhard Hildebrandt	1897	„	† 2. III. 20, „
Nikola Baron Drachenfels	1898	Kav.-Abt. Hahn	† 24. V. 19, Riga, Ungl.
Wilhelm von Röpenack	1893	„	† 5. I. 20, „
Eduard von Bach	1895	„	† 15. III. 20, Ludsen
Erich von Boetticher	1900	„	† 4. IV. 20, Riga
Friedrich Deprée	1900	Min.-W.-Abt.	† 14. XI. 19, Anzany, Ungl.
Erich Helwig		Stab	† 13. VI. 19, Riga
Johann-Dietrich v. Stilliger	1903	„	† 7. II. 20, „
Donat Bialkowsky	1862	Wirtsch.-Ko.	† 15. VIII. 19, Liegenhof b. Kandau
Alexander Osterlad	1896	„	† 6. III. 20, Rositten

Sonstige Formationen.

Kurt von Wilcken	1892	Kav.-Abt. Drachenfels	† 22. I. 20, Jakobstadt
Heinrich Sellheim	1902	„	† 13. III. 20, Ludsen

Name u. Dienstgrad:	Geboren:		Datum und Ort des Todes:
Karl Sakowsky	1874	Pion.-Komp.	† 4. IX. 19, Durben
Arkadius Sokolow, Feldw.	1894	„	† 10. XII. 19, Mukti, Ungl.
Artur Dahlmann	1893	„	† 30. XII. 19, Lievenhof
Josef Jwanowski		Oberstab	† 13. V. 19, Tuckum, Ungl.
Josef Steinberg	1891	„	† 29. VIII. 19, Durben
Jahn Schinkewitz		„	† 31. VIII. 19, Tuckum, Ungl.
Johann Siebert, Gefr.	1898	„	† 8. I. 20, Mitau
Erich Schmiedeberg	1902	„	† 17. I. 20, Riga
Herbert Lorentz, Gefr.	1896	„	† 19. III. 20, Ludsen
Heinrich Koslowsky	1878	Prov.-Amt	† 17. XII. 19, Stockmannshof
Friedrich Kiewning	1876	„	† 3. I. 20, Kreuzburg
Konrad Schmidt, Feldw.	1886	Pferdedep.	† 17. XII. 19, Jakobstadt
Theodor Michelson		Pferdelaz.	† 30. III. 20, „
Roland Walter, Assistenzarzt	1872	Sanit.-Staff.	† 20. VII. 19, Riga
Ludwig Nickel	1889	„	† 9. I. 20, Jakobstadt
Ruth von Roschnowsky, Schwester	1882	„	† 19. I. 20, Lievenhof
Alexander Reim	1898	„	† 5. III. 20, Rositten
Oskar Knie	72 J.,	Wirtsch.-Komp.	† 13. V. 19, Mitau, Ungl.
Robert Tusch	1873	„	† 18. V. 19, Königsberg, Ungl.
Gottfried Freymann		„	† 30. VI. 19, Riga
Georg Fink	1872	„	† 9. VIII. 19, Tuckum
Friedrich Matthey	1890	„	† 16. I. 20, Jakobstadt
Jonas Schindel	1900	Wach.-Komm.	† 25. VII. 19, Windau, Ungl.
Oskar Tulik	1897	„	† 21. VIII. 19, Durben, „
Hermann Berkowitz	1897	„	† 21. XI. 19, Jakobstadt
Theodor Uhl	1870	Garn.-Komp.	† 5. I. 20, „
Jsaak Apfelbaum	1902	„	† 17. II. 20, „
Wolfgang Kressin, Vize-Feldw.	45 J.,	Kolonne	† 26. V. 19, Riga, Ungl.

13. Tuckumsches Infanterie-Regiment.

Paul Marnitz	1898	1. Batl.	† 7. IV. 20, Rositten
Otto Fuhrmann		„	† 27. IV. 20, Ludsen
Hugo Heusch	20 J.,	„	† 10. VIII. 20, Rositten
Nikolai Pollé		„	† 16. VIII. 20
Wilhelm Haffner, Gefr.		„	† 18. VIII. 20
Erik Kirschfeld, Gefr.	20 J.,	„	† „ Rositten
Alfred Tschikste		„	† 20. „ Riga
Johannes Hahl	22 J.,	„	† 21. „ „
Friedrich Zoepffel, Serg.		„	† 26. IX. 20, Ludsen
Johann Solinsky		2. Batl.	† 8. „ „
Michael Greidan		„	† 28. XII. 20, Riga
Konstantin Wassiljew		„	† „ „
Arno Lindikoff, Korp.	1896	Masch.-G.-Ko.	† 16. IV. 20, Rositten
Wasilij Kosirew		„	† 28. IV. 21, Rositten
Theodor Plath, Gefr.	1900	„	† VI. 20
Arved von Roemeling Oberltn.	1891	„	† 24. III. 21, Riga
Kurt Hansen	23 J.,	Stab	† 9. IV. 20, „
Harry Nietens		„	† 16. IV. 20, „
Eugen von Hagen, Serg.	1856	„	† 20. V. 20, Ludsen
Leo Alsleben		„	† 13. IX. 20, „
Jsidor Pontuch		Unbek. Form.	† 6. IV. 20, Rositten
Anton Paider		„	† 17. VIII. 20, „
Georg Jürgens		„	† 19. „ Ludsen
Heinrich Buschke		„	† 27. „ Rositten
Michael Sonnabend		„	† 13. XI. 20

Name u. Dienstgrad:	Geboren:	Datum und Ort des Todes:
Kavallerie-Regiment.		
Arved Baron von der Ropp, Serg.		† 8 IV. 20, Ludsen
Max Berens von Rautenfeld, Oberltn.	1887	† 23. VI. 20, Ludsen
Kurländisches Artillerie-Regiment.		
Werner Baron Engelhardt, Leutn.		† 8. XI. 20, Riga
Eduard Geister		† 14. XI. 20, Rosentowo, Ungl.
Karl Stoffregen		† 9. XII. 20, „ „
Ernst Behrsin, Feldunterarzt	22 J.,	† 14. IV. 20, Ludsen

Nachweise

Von den ins Gedenkbuch aufgenommenen Beiträgen sind bereits früher im Druck erschienen:

Die Handgranate. Von G. Baron Seefeld (Balt. Blätter 1929, Nr. 5).

Tuckum (entnommen dem Aufsatz von Dr. O. Eckert „Vormarsch durch Kurland", Jahrbuch des baltischen Deutschtums 1928).

Die Zeit der Bolschewistenherrschaft in Riga. Von W. Wachtsmuth (Jahrbuch des baltischen Deutschtums 1929, unter dem Titel „Die Bolschewistenzeit in Riga").

Die Eroberung Rigas. Von Dr. H. Baron Foelkersahm (Jahrbuch des Deutschtums in Lettland 1925; gekürzt).

Die Befreiung der Gefangenen in der Zitadelle (entnommen dem Kapitel „Riga Himmelfahrt" von Freiherrn W. E. von Medem in: General Graf R. v. d. Goltz „Meine Sendung in Finnland und im Baltikum").

Abteilungsbefehl Nr. 62 (Baltische Blätter 1924 Nr. 6).

Nitzgal. Von R. Maurach (Rigasche Rundschau 1924 Nr. 257, 11. Nov., unter dem Titel „Die Erbeutung der schweren Haubitzbatterie bei Nitzgal und Zargrad"; gekürzt und neu bearbeitet).

Der letzte Vormarsch. Von G. Pawlowsky (Baltische Stimmen 1929 Nr. 1—7 (21., 26. April, 3. Mai, 14. Juni, 5., 12., 19. Juli); bedeutend gekürzt).

Kameraden. Von G. von den Brincken (Bereits mehrfach gedruckt).

*

Schriftenverzeichnis

zur Geschichte der baltischen Bolschewistenkämpfe*)

Aufsätze

Bolstein: Die Befreiung Rigas, nach dem Vortrage des Oberst Bolstein (Rigasche Rundschau 1927 Nr. 119, 30. Mai).

O. Eckert: Die Befreiung Mitaus von den Bolschewisten (Jahrbuch des baltischen Deutschtums 1927).

„ Vormarsch durch Kurland (Jahrbuch des balt. Deutschtums 1928).

K. Erdmann: Buschkämpfer. Aus meinen Baltikumkämpfen Frühjahr 1919. Der Spurkalender 1926/27. Der Weiße Ritter Verlag Potsdam.

A. Baron Fersen: Goldingen (Baltische Blätter, 1929 Nr. 5).

Alfred Fletcher: Die Baltische Landeswehr (Baltische Blätter, 1929 Nr. 5).

---

*) Die Zusammenstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Th. Girgensohn: Die Anfänge der Baltischen Landeswehr (Balt. Blätter, 1929 Nr. 1; Baltische Monatsschrift, 60. Jahrg. Nr. 1, Januar 1929).

G. H. Hartmann: Aus den Erinnerungen eines Freiwilligen der Balt. Landeswehr (Deutsche Revue, 46. Jahrg., Januar—Mai 1921).

A. Kleinberg: Eine Feuertaufe (Das unglückliche Gefecht bei Schrunden). [Woche im Bild, Riga, Nr. 20/21 (86/87), 22. Mai 1926].

H. Letzmann: Feldwache „Brücke" (Goldingen). [Baltische Akademische Blätter, 3. Jahrg. Nr. 16, März 1925].

Св. князь Ливенъ: Въ южной Прибалтикѣ (Fürst Lieven: Im südl. Baltikum). Бѣлое дѣло (Die weiße Sache) III, Berlin 1927.

W. E. Frh. v. Medem. Der Handstreich auf Riga (Baltische Blätter, 1924, Nr. 6).

P. Meyer: Die Befreiung. Riga am 22. Mai 1919. (Rig. Rundschau 1920, 22. Mai, Nr. 115).

H. v. Rautenfeld: Der 16. April 1919 (Baltische Blätter, 1929, Nr. 8).

G. v. Seefeld: Der Überfall (Baltische Blätter, 1929, Nr. 5).

S. v. Sivers: An der Aa (Baltische Blätter, 1929, Nr. 8).

Справка о балтійскомъ ландесверѣ (Nachricht über die Baltische Landeswehr) Бѣлое дѣло II, Berlin 1927.

P. Vockrodt: Der erste Durchbruch. Erinnerung an den 22. Mai 1919. (Rigasche Rundschau 1921, 21. Mai).

August Winnig: Der Fall von Riga („Die Glocke", Sozialistische Wochenschrift. Herausgeber: Parvus, Berlin. 4. Jahrg. 1. Band, Nr. 41 und 42, 18. Jan. 1919).

Zeittafel. Die Baltische Landeswehr (Jahrbuch des baltischen Deutschtums 1929).

*

Der Heldentod Baron Manteuffels. Von Stabschef Girgensohn (Rigasche Zeitung 1919 Nr. 1, 24. Mai).

Nachruf auf Baron Hans Manteuffel. Von E. Seraphim (Rigasche Zeitung 1919 Nr. 3, 27. Mai).

Erinnerung (an Hans Baron Manteuffel). Von Gertrud von den Brincken (Baltische Blätter 1924 Nr. 6).

Selbständige Veröffentlichungen

Hptm. a. D. C. v. Brandis: Als Freikorpsführer im Baltikum. 1920. 10 Hefte.

General Graf R. v. d. Goltz: Meine Sendung in Finnland und im Baltikum 1920. K. F. Koehler, Leipzig.

Ihno Meyer: Das Jägerbataillon der Eisernen Division im Kampfe gegen den Bolschewismus. Verlag Otto Hillmann, Leipzig 1920.

Im Gedenken an den 22. Mai 1919. Herausgegeben vom Verein ehemaliger Krieger (1924). Von Th. H. (Rudolf Kuegler).

General Radziņ: Latvijas atbrīvošanas kaŗš. (Der Befreiungskrieg Lettlands). Bd. I./II. 1921/23. Verlag Gulbis.

Pulkv. Ramats: Kolpakbataliona neatkārības cīņas. (Die Unabhängigkeitskämpfe des Kolpakbataillons) 1929. Verlag Vereinig. d. Kolpakleute.

Korvettenkapitän Frh. v. Steinaecker: Mit der Eisernen Division im Baltenland. Hamburg 1920. Dr. Bubendey u. Kober Verlag.

A. Winnig: Am Ausgang der deutschen Ostpolitik. Berlin, Staatspolitischer Verlag, 1921.

Das Baltenregiment:

Das Baltenregiment ein Jahr im Felde. Dorpat 1920.

O. Hartge: Wir zogen in das Feld ... F. Wassermann, Reval 1928.

Baron Wilhelm Wrangell: Geschichte des Baltenregiments. F. Wassermann, Reval 1928.

Zeittafel. Das Baltenregiment. Zusammengestellt von Baron Wilhelm Wrangell. (Jahrbuch des balt. Deutschtums 1929).

Ergänzungen und Berichtigungen

Während des Druckes gingen der Redaktion noch folgende Bemerkungen zur militärhistorischen Übersicht zu:

S. 17 Zeile 10 v. u.: hinzufügen nach „Goldfeld" „die Pionierabteilung Stromberg u. a." (vgl. „Die Kampfformationen" S. 213).

S. 18 Zeile 10 ff. v. u.: statt „Adjutant" — „Stab"; hineinfügen nach „Major Fletcher" — „durch zwei Schüsse"; statt „doch konnte er noch einen Roten über den Haufen schießen" — „zwei Rote wurden über den Haufen geschossen".

S. 19 Zeile 8 v. o.: statt „eine reichsdeutsche Kompagnie" — „eine Abteilung Garde-Schützen".

S. 19 Zeile 16 v. u.: streichen „unter Führung des Grafen zu Dohna".

S. 21 Zeile 17 v. u.: statt „Heeresleitung" — „Führung".

S. 23 Zeile 19 v. u.: Hier scheinen die militärischen Vorgänge noch nicht endgültig geklärt zu sein. Es wird darauf hingewiesen, daß die am 21. März eintreffenden Teile der Eisernen Division erst am 22. März eingesetzt wurden und der Angriff inzwischen von der Landeswehr allein abgeschlagen wurde.

S. 25 Zeile 5 v. u.: nach „Malmede" hineinfügen „einem lettischen Bataillon".

S. 36 Zeile 3 v. o.: statt „Boberowo" — „Pokumin",

S. 38 Zeile 4 v. o.: statt „Nikowa — „Pikowo".

Nachwort

Eine Geschichte der Baltischen Landeswehr — und das heißt eine Darstellung der entscheidendsten Jahre der baltischen Geschichte — zu schreiben, ist heute noch nicht möglich, da die Vorarbeiten dazu noch lange nicht abgeschlossen sind. So erhebt denn auch der einleitende Aufsatz dieses Gedenkbuchs, bearbeitet unter Teilnahme des Redaktionsausschusses von mehreren Stabsoffizieren der Baltischen Landeswehr, keinen Anspruch darauf, eine historische Darstellung zu geben, die dem Gegenstande irgend angemessen wäre. Er stellt den ersten Versuch dar, die Boschewistenkämpfe der Baltischen Landeswehr militärhistorisch zusammenzufassen, und will den Rahmen bieten für die Erinnerungsbilder, die den wesentlichen Inhalt dieses Sammelbandes bilden.

Bei der Auswahl der Aufsätze und Bilder ließ der Redaktionsausschuß sich vom Wunsch leiten, das Geeignetste in möglichster Vielseitigkeit in einem Buch zu vereinigen, unabhängig davon, ob die Beiträge schon früher im Druck erschienen sind.

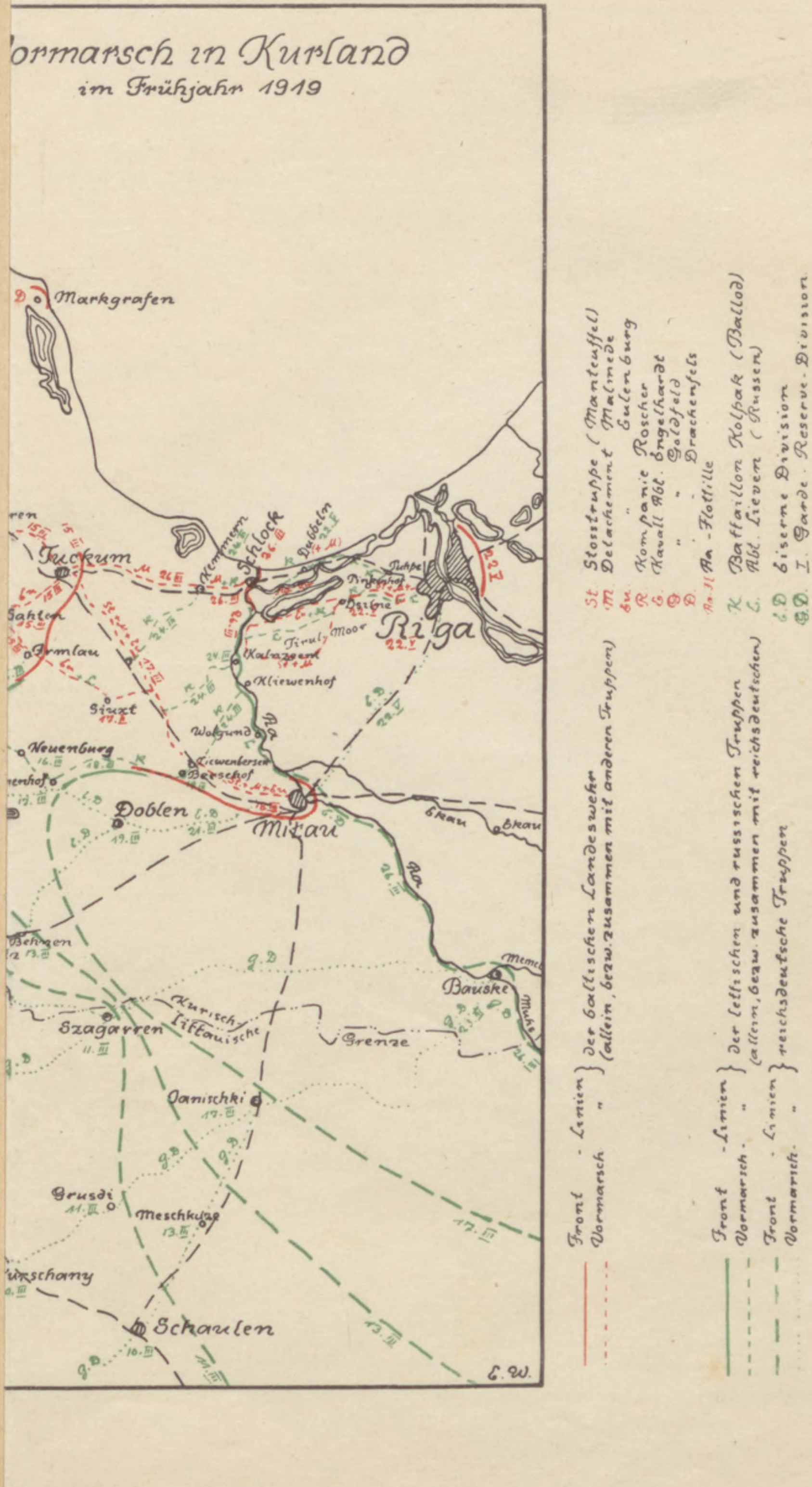
Das Gedenkbuch konnte nur zustandekommen dank der Teilnahme zahlreicher freiwilliger Mitarbeiter, denen allen hiermit gedankt sei. Ein besonderes Verdienst erworben haben sich die Herren: Architekt Erich Wiedemann durch Ausarbeitung und Zeichnung der Karten, Erich Raphael durch die uneigennützige Hergabe der meisten Abbildungen und Buchhändler R. Kadner durch den stets hilfsbereiten Nachweis von Schriften und Bildern.

Für die Unterstützung des Buches sind die Herausgeber der Literärisch-praktischen Bürgerverbindung in Riga zu Dank verpflichtet. Besonderen Dank schulden sie der Aktiengesellschaft R. Ruetz & Co., deren weitgehendes Entgegenkommen die Herausgabe des Gedenkbuchs in seiner vorliegenden Gestalt überhaupt erst ermöglicht hat, und ferner auch der Aktiengesellschaft Rigaer Papierfabriken.

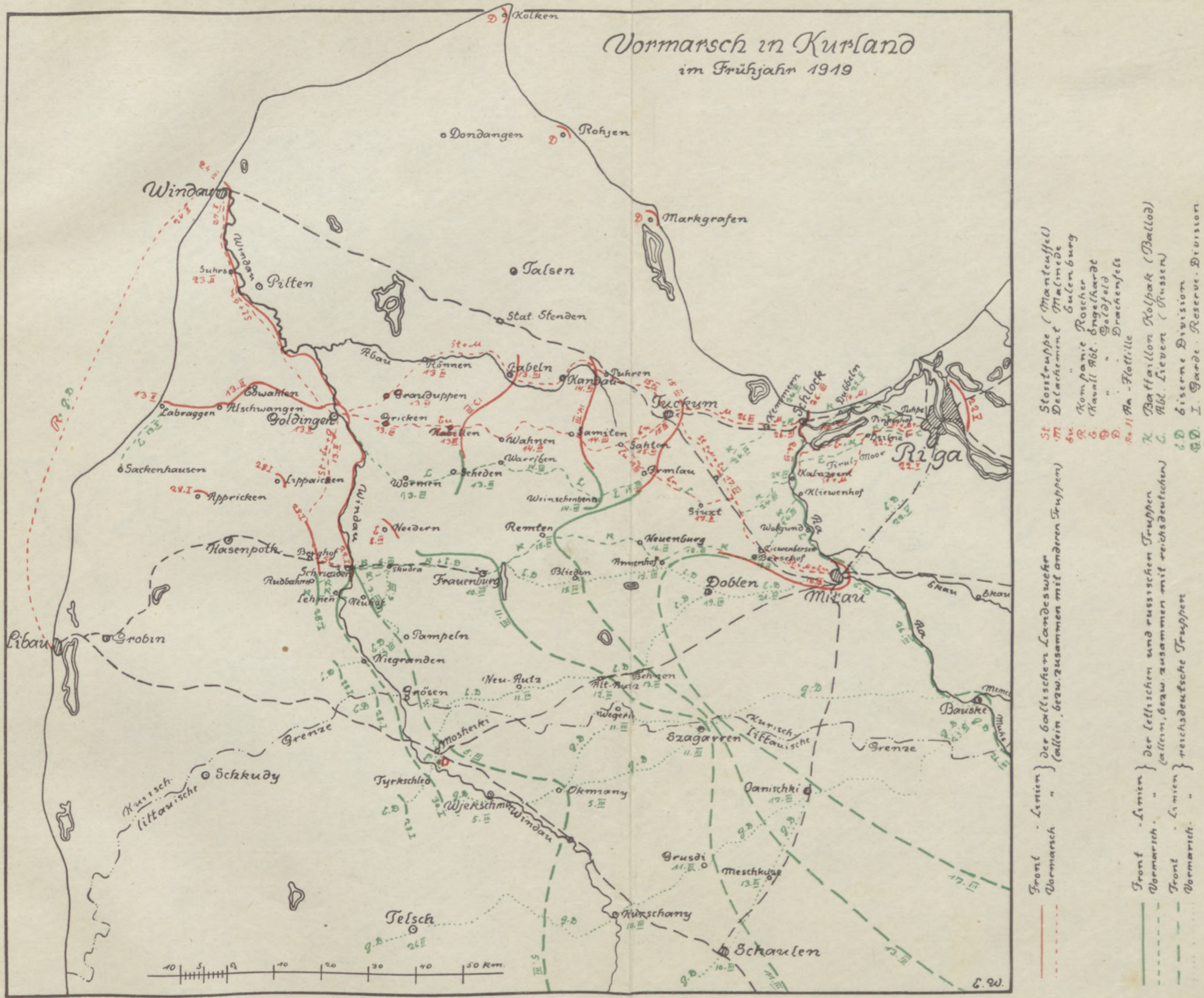
Der Redaktionsausschuß des Gedenkbuchs:

Wilhelm Baron Fircks
Eberhard von Pander
Percy Bockrodt
Reinhard Wittram

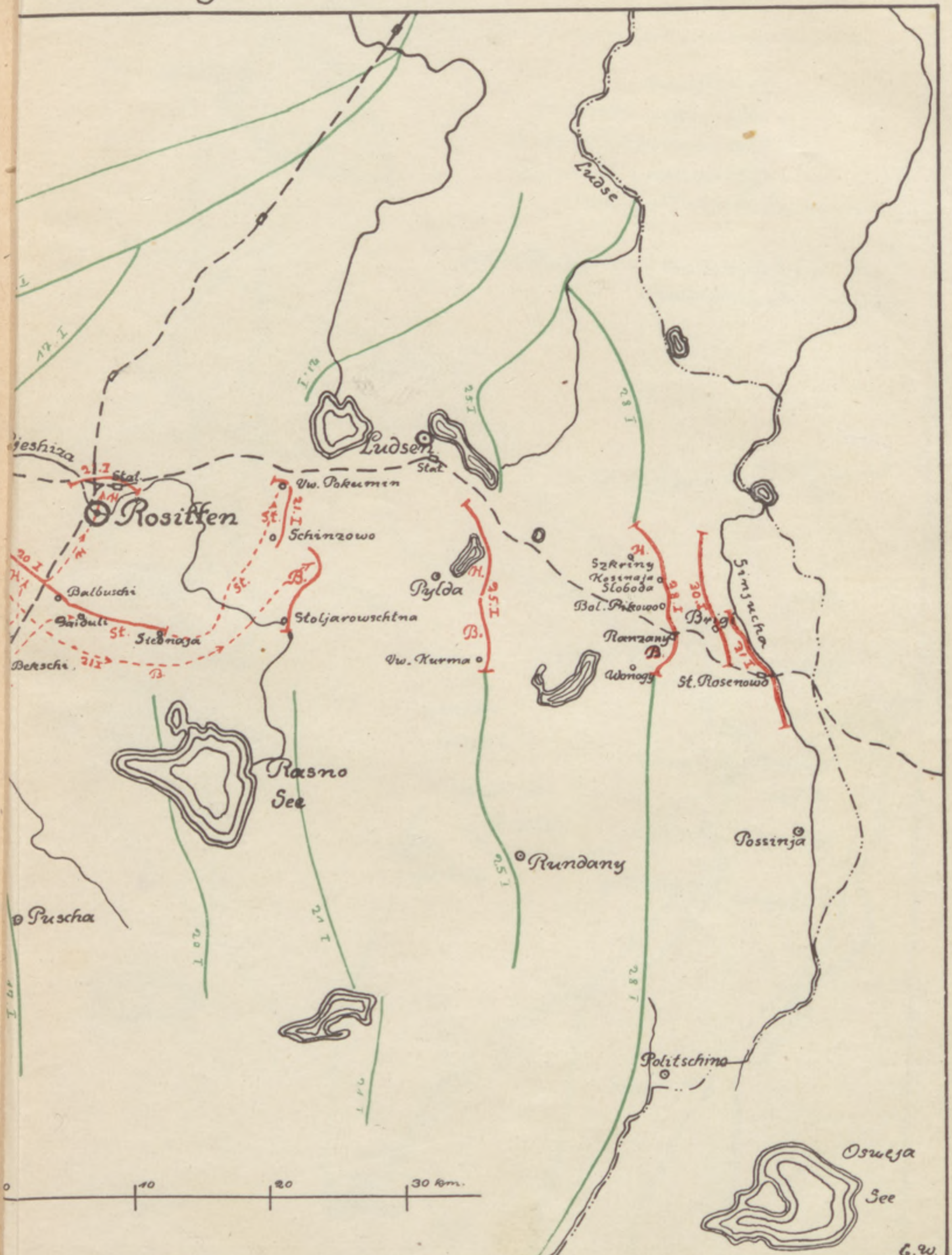
Inhalt



Vormarsch in Kurland
im Frühjahr 1919
Markgrafen
Tuckum
Kemmern
Schlock
Dubbeln
Bilderlingshof
Bulduri
Tirul Moor
Riga
Sahten
Annlau
Kalnazeem
Kliewenhof
Siuxt
Neuenburg
Wolgund
Lievenbersen
Berschof
Doblen
Mitau
Ekau
Aa
Behnen
Memel
Bauske
Muhs
Szagarren
Kurisch-Littauische Grenze
Janischki
Grusdi
Meschkuze
Schaulen
E. W.
Front - Linien } der baltischen Landeswehr
Vormarsch " (allein, bezw. zusammen mit anderen Truppen)
St. Stosstruppe (Manteuffel)
M. Detachement Malmede
Eu. " Eulenburg
R. Kompanie Roscher
E. Kavall. Abt. Engelhardt
G. " " Goldfeld
D. " " Drachenfels
Aa.Fl. Aa-Flottille
Front - Linien } der lettischen und russischen Truppen
Vormarsch- " (allein, bezw. zusammen mit reichsdeutschen)
K. Battaillon Kolpak (Ballod)
L. Abt. Lieven (Russen)
Front - Linien } reichsdeutsche Truppen
Vormarsch- "
E.D. Eiserne Division
G.D. I. Garde-Reserve-Division


Vormarsch in Kurland
im Frühjahr 1919
Kolken
Dondangen
Rohjen
Windau
Markgrafen
Talsen
Suhrs
Pilten
Stat. Stenden
Abau
Rönnen
Jabeln
Kandau
Tuhren
Tuckum
Schlock
Dubbeln
Labraggen
Alschwangen
Goldingen
Grauduppen
Gricken
Zabeln
Wahnen
Samiten
Sahten
Sackenhausen
Lippaicken
Appricken
Wormen
Scheden
Warriben
Weinschenken
Irmlau
Kalnzeem
Kliewenhof
Tirul Moor
Riga
Neidern
Remten
Neuenburg
Siuxt
Wolgund
Hasenpoth
Berghof
Schrunden
Rudbahren
Skudra
Frauenburg
Blieden
Annenhof
Doblen
Mitau
Lehnen
Neuhof
Libau
Grobin
Pampeln
Niegranden
Neu-Autz
Behnen
Alt-Autz
Grösen
Wegern
Szagarren
Bauske
Kurisch-littauische Grenze
Mosheiki
Schkudy
Tyrkschled
Okmany
Janischki
Wjekschmi
Windau
Grusdi
Meschkuze
Telsch
Kurschany
Schaulen
10 5 0 10 20 30 40 50 Km.
E. W.
Front - Linien } der baltischen Landeswehr
Vormarsch " (allein, bezw. zusammen mit anderen Truppen)
St Stosstruppe (Manteuffel)
M Detachement Malmede
Eu " Eulenburg
R Kompanie Roscher
E Kavall. Abt. Engelhardt
G " Goldfeld
D " Drachenfels
Aa-Flottille
K Battaillon Kolpak (Ballod)
L Abt. Lieven (Russen)
E.D. Eiserne Division
G.D. I. Garde-Reserve-Division
Front - Linien } der lettischen und russischen Truppen
Vormarsch " (allein, bezw. zusammen mit reichsdeutschen)
Front - Linien } reichsdeutsche Truppen
Vormarsch "

hes in Lettgallen im Januar 1920.



Karte des Vormarsches in Lettgallen im Januar 1920.

